Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.

Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.

Ein Buch

für

Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend.

Von

Marie Schmidt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

Zueignung.

Der treuen Mutter und gütigen Freundin

Frau Katharina Meticke

und

meinen geliebten Zöglingen

Sophie und Adele.

Genehmigen Sie, verehrteste Frau, daß ich Ihnen die folgenden Blätter widme, an die Niemand ein größeres Anrecht hat, als Sie; denn in Ihrem Hause, unter Ihren Augen, zum Theil von der Hand Ihrer Kinder wurden sie geschrieben, und sind, bei aller Unvollkommenheit der Ausführung, eine getreue Darstellung der Grundsätze, die mich bei der Erziehung Ihrer Töchter, die Sie mir gütig anvertrauten, stets leiteten, sowie der neuen Erfahrungen für meinen Beruf, die ich während meines mehrjährigen Aufenthalts in Ihrer Familie sammelte.

Und Ihr, meine theuren, jungen Freundinnen, nehmt dies Buch als ein dauerndes Andenken an eine froh verlebte, nicht unbenutzt verflossene Jugendzeit und an eine Euch mit treuer Liebe ergebene Erzieherin so freundlich auf, als es Euch gewidmet ist von

der Verfasserin.

Mirano, bei Venedig, im November 1851.

Vorwort.

Obgleich man es sich in neuern Zeiten so sehr angelegen sein läßt, die weibliche Erziehung durch gemeinschaftlichen Unterricht in öffentlichen oder Privatinstituten zu fördern und zu erleichtern, daß sich jetzt auch in kleinern Orten fast allenthalben derartige gute Anstalten finden, so gibt es doch noch viele Mütter, die es vorziehen, ihre Töchter in der Stille des Hauses unter ihren Augen erziehen und unterrichten zu lassen, oder wenn Zeit und Verhältnisse es gestatten, es selbst ohne fremde Hülfe zu thun. Aber auch bei den gediegensten, umfassendsten Kenntnissen finden es diese Mütter sowol als auch angehende Erzieherinnen aus Mangel an praktischer Uebung zuweilen schwer, diese Aufgabe, welcher sie sich so freudig unterzogen und die ihnen eine so süße Genugthuung versprach, auch mit Erfolg auszuführen, und Manche unter ihnen hegt vielleicht im Stillen den Wunsch, recht genau zu wis-

sen, welchen Weg ihre Mitarbeiterinnen am Werke der Erziehung dabei einschlagen. Da mir, als einer langjährigen Erzieherin, auch schon selbst zuweilen eine ähnliche Frage gestellt wurde, so glaubte ich, daß es mir nicht als Vermessenheit angerechnet würde, wenn ich, noch einige Blätter zu dem reichen Schatze unserer deutschen Erziehungsliteratur hinzufügend, meinen jungen Miterzieherinnen einen kleinen Leitfaden, wie wir den Unterricht und die Erziehung unserer Mädchen auffassen und leiten können, dadurch zu geben versuchte, daß ich meine vieljährigen Erfahrungen in einem kleinen, anschaulichen Bilde zusammen stellte. Es schien mir im Gegentheil, daß ein solcher Versuch noch angenehm und willkommen sein dürfte, und in dieser Voraussetzung habe ich es gewagt, die vorliegende Schrift der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche in ganz kurzen Umrissen die Art und Weise meines Unterrichtes, sowie die Gegenstände, welche denselben betreffen, zeigen sollen. Die fünf Tage, durch welche meine Leserinnen Fräulein Rothe und ihre Zöglinge begleiten, sind folglich ein getreuer Spiegel meines Verfahrens, über welches ich mir schließlich nur einige ganz kurze Bemerkungen erlaube.

Fest von der Wahrheit des Grundsatzes durchdrungen, daß wir bei der weiblichen Erziehung ebenso sehr auf die Ausbildung des Gemüthes als auf die Bereicherung und Erweiterung der Verstandeskräfte hinwirken müssen, und daß wir diesen ersten und

hauptsächlichen Zweck nur dann recht erreichen können, wenn wir die Religion als die wahre Grundlage jeder Bildung betrachten, widmete ich derselben stets meine erste und höchste Aufmerksamkeit, und machte, so zu sagen, ihre göttlichen heilbringenden Gebote und Lehren immer zum Ausgangs- und Endpunkte jedes Unterrichts. Um die Belehrungen über Religion und andere Zweige des Wissens in den jungen Herzen meiner Zöglinge aber recht eindringlich und lebendig zu machen, glaubte ich, daß keine andere Lehrmethode so geeignet und so wirksam sei, als die schon in alten Zeiten besonders von Sokrates angewandte Gesprächsform, und ich habe deshalb, wo es immer möglich war, meinen Unterricht nach dieser Weise eingerichtet, so daß ich hauptsächlich durch Gespräche und Unterhaltungen mit meinen Zöglingen ihre Begriffe zu wecken, zu entwickeln und zu erläutern suchte. In dem vorliegenden Buche, das, in dialogischer Form abgefaßt, zum Theil wirklich stattgefundene Gespräche*) wiedergibt, wünschte ich sehnlich meinen Miterzieherinnen einigermaßen die Wirksamkeit jener Lehrweise,

*) Nur die religiösen und geschichtlichen Aufsätze sind (wie man aus der dadurch entstandenen merklichen Ungleichheit, die in dem Buche herrscht, leicht erkennen wird) auf mein Ansuchen von einer männlichen Hand umgearbeitet worden, da der Ernst der Gegenstände mir auch eine ernstere und umfassendere Bearbeitung zu erfordern schien.

der ich selbst manchen erfreulichen Erfolg verdanke, darzuthun, und ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn meine Arbeit, von denselben mit Wohlwollen aufgenommen, etwas dazu beitragen könnte, die große Aufgabe der weiblichen Erziehung immer schöner und segensreicher zu lösen.

Fräulein Rothe

und ihre Zöglinge

Katharina und Marie.

Erster Tag.

Vormittag.

Fräulein Rothe. Guten Morgen, meine lieben Kinder! Ihr seid ja so frühe fertig geworden, als ob ihr meine Sehnsucht errathen hättet, meine alte liebgewordene Beschäftigung wieder zu beginnen. Es hat mich in der That herzlich verlangt, mich wieder mit euch, meine geliebten Zöglinge, auf unsere altgewohnte Weise zu unterhalten und euch zu unterrichten. Die Freuden und Zerstreuungen der langen Reise haben den Wunsch nur lebhafter in mir geweckt, an eurer Erziehung aus allen meinen Kräften zu arbeiten, um sie mit Gottes Hülfe glücklich zu vollenden.

Katharina. Auch wir, mein liebes Fräulein, haben Ihre Rückkehr mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet und uns recht häufig nach Ihren Lectionen gesehnt, welche uns lieber geworden sind als alle Unterhaltungen und Vergnügungen der Ferienzeit.

Marie. O gewiß, mein Fräulein, das ist ganz wahr! Wir wußten in den letzten Tagen kaum mehr, was wir mit unserer Zeit beginnen sollten. Spiel und Arbeit freuten uns nicht mehr. Das Nähen und Stricken besonders wollte gar nicht gehen, denn wir vermißten die schönen Geschichten zu

sehr, welche Sie uns immer zu erzählen pflegten, während wir uns mit Handarbeiten beschäftigten.

Fr. R. Nun, die werden sich jetzt wieder finden. Wenn ihr später arbeitet, werde ich euch gern etwas erzählen. Nun wollen wir aber sogleich die Lehrstunden beginnen.

Marie. Ach, könnten wir nicht zuerst arbeiten und dann die andern Stunden nehmen? Ich freue mich zu sehr, Sie wieder erzählen zu hören.

Fr. R. Das geht nicht an, mein Kind! Du weißt, wie ich es bisher gehalten habe, daß meine Erzählungen immer eine Belohnung eures Fleißes und eurer Aufmerksamkeit waren; und so soll es auch bleiben. Wir wollen, wie es in der ganzen Welt Sitte ist, die Mühe und Anstrengung dem Lohne derselben vorausgehen und nicht nachfolgen lassen. Nehmt eure Bibel zur Hand, denn wir wollen unsern neuen Unterricht mit der Religion beginnen, die immer und allenthalben die Grundlage und der Anfang unsers ganzen Thuns sein sollte.

Kath. Wir haben Alles bereit, mein Fräulein!

Fr. R. Gut, meine Lieben! — Wir haben uns bis jetzt meistens mit den zehn Geboten beschäftigt; nun wollen wir auch Stellen aus der Bibel und zwar aus dem neuen Testamente miteinander durchgehen, die mir vorzüglich geeignet scheinen, den Sinn für die großen Wahrheiten unserer Religion zu wecken, und wir werden suchen, das Lehrreiche, das in denselben enthalten ist, mit dem Geiste und Herzen recht aufzufassen. — Für heute schlagt in dem Evangelium Lucä das 15. Capitel auf, und Marie kann daraus die Stelle vom 11. bis 21. Verse lesen.

(Nachdem Marie gelesen:)

Kannst Du mir nun aus dem Gedächtnisse wieder hersagen, Marie, was du eben gelesen hast?

Marie. Ja, ich glaube. Es wird darin von einem

Vater gesprochen, der zwei Söhne hatte, von denen der jüngere nicht mehr bei demselben bleiben wollte. Deshalb bat er seinen Vater, ihm sein Erbtheil zu geben, und als der Vater seinen Wunsch erfüllt hatte, zog er mit seiner Habe in ein fremdes Land und lebte dort herrlich und in Freuden. Aber es dauerte nicht lange, so war sein Vermögen verpraßt, und er mußte nun Mangel leiden, und zwar umsomehr, da in jenem Lande eine Theuerung ausbrach, und er Niemand hatte, der sich seiner annehmen wollte. In seiner großen Noth bat er einen Bürger jener Stadt, daß er ihn auf seinen Acker schicke, um die Schweine zu hüten. So tief war er herabgesunken; aber auch dadurch konnte er sich nicht satt Brod verschaffen, und er hätte gern von dem Futter der Schweine gegessen, wenn man es ihm erlaubt hätte. Das schreckliche Elend, in dem er sich befand, brachte ihn endlich zur Besinnung; er dachte, wie gut er es bei seinem Vater gehabt, wo selbst die Tagelöhner im Hause Alles in Fülle besaßen, während er jetzt im Hunger verderbe. Nachdem er so seine Thorheit vollkommen erkannt hatte und bittere Reue darüber empfand, beschloß er sich aufzumachen, um zu seinem Vater zu gehen, ihm sein Unrecht offen zu bekennen, daß er im Himmel und vor ihm gesündigt habe, und nicht werth sei, sein Sohn zu heißen, zugleich ihn zu bitten, daß er ihm verzeihe und ihn nur als seinen niedrigsten Knecht wieder in sein Haus aufnehme. Und dies that er auch. Er machte sich auf den Weg, und als er in die Nähe kam, bemerkte ihn sein Vater. Dieser wurde von Mitleid ergriffen, lief ihm entgegen, umarmte und küßte ihn. Tief beschämt und zugleich gerührt gestand der Sohn, daß er im Himmel und vor ihm gesündigt habe, und daß er nicht werth sei, sein Sohn zu heißen. Der Vater aber, voll Freude über den wiedergefundenen Sohn, den er für verloren gehalten hatte, vergab ihm Alles, ließ ihm die prächtigsten Kleider

anziehen und feierte den Tag mit den Seinen als einen Freudentag. Das ist ungefähr, was in dieser Stelle erzählt wurde.

Fr. R. Du hast den Inhalt gut angegeben, und deshalb habe ich nur Einiges zu erinnern. Du sagtest nämlich oben, daß der Sohn, als er Schweine hütete, in den tiefsten Zustand herabgesunken sei. Warum meintest du dieses?

Marie. Weil es auch bei uns keine ehrenvolle oder angenehme Beschäftigung ist, Schweine zu hüten.

Fr. R. Da hast du wol Recht; aber noch mehr wirst du dieses begreifen, wenn du bedenkst, daß in dem Lande, wo unser Heiland lebte und lehrte, die Schweine die verachtetsten Thiere waren, und daher auch nur die gemeinsten und schlechtesten Menschen sich zu diesem Dienste gebrauchen ließen. Ich mache dich darauf aufmerksam, weil gerade dieser Umstand in unserm Evangelium nicht ohne Bedeutung ist, wie wir später sehen werden. Dann schlossest du mit den Worten: „Wie in dieser Stelle erzählt wurde." Hältst du das Gelesene für eine Erzählung?

Marie. Ja, warum sollte ich nicht?

Fr. R. Du meinst also, daß sich Das, was hier angeführt ist, wirklich zugetragen habe? Denn du wirst wol wissen, daß die Erzählung sich gewöhnlich auf etwas Geschehenes beziehe, indem man dieses von seinem Anfange und in seinem ganzen Verlaufe einem Andern mittheilt.

Marie. Das ist ja wol hier der Fall?

Fr. R. Nein, hier ist es nicht so, oder glaubst du es auch, Katharina?

Kath. Ich vermuthe, daß es nicht so gemeint, sondern uneigentlich gesagt sei.

Fr. R. Du kommst der Sache näher, doch mußt du dich noch erklärrn, wie du das „Uneigentlich" verstehst.

Kath. Ich denke mir, daß Jesus unter den Worten etwas Anderes verstanden habe, als sie auszudrücken scheinen.

Fr. R. Das läßt sich hören. Du willst also damit sagen, daß unser Herr für eine gebräuchliche Darstellungsweise eine andere, ihr ähnliche, aber in der Regel weniger gebräuchliche und mehr bildliche gebraucht habe.

Kath. Ja; das meine ich.

Fr. R. Gut; doch erkläre dich bestimmter darüber. Du glaubst also, daß unter dem Vater, von dem hier die Rede ist, nicht ein gewöhnlicher Vater mit seinen Söhnen zu verstehen sei?

Kath. Nein, sondern ich glaube, daß Vater hier für Gott gesetzt sei.

Fr. R. Und wer sind denn die Söhne?

Kath. Das sind wol die Menschen.

Fr. R. Das Alles ist gut; wenn aber von dem einen Sohne gesagt wird, daß er vom Vater sein Gut verlangte, und in die Fremde zog, während der Andere zu Hause blieb, müssen wir das auch uneigentlich verstehen?

Kath. Ich glaube es wenigstens, wenn wir unter dem Vater Gott, und unter den Söhnen die Menschen zu denken haben. Aber wie dies zu deuten sei, begreife ich nicht recht.

Fr. R. Nun, so wollen wir gemeinschaftlich versuchen, ob wir den wahren Sinn davon auffassen können. Hast du noch nicht bemerkt, daß es unter den Menschen Viele gibt, die ungeachtet der größten Wohlthaten, die sie von Gott empfangen, dies nicht erkennen, sondern sich trotzig und undankbar von ihm entfernen und...

Kath. Oh, ich verstehe Sie schon; ich weiß nun, was der Herr mit diesen Worten zu verstehen gab.

Fr. R. Nun, laß hören!

Kath. Er wollte damit sagen, daß unter den Menschen

Einige, die sehr verständig sind, es für ihr größtes Glück halten, immer bei Gott zu sein und nach seinem heiligen Willen zu leben, indem sie einsehen, daß es ihnen nur so gut gehen könne; Andere aber, wenn ihnen gleich der liebe Gott unendlich viel Gutes erwiesen, wollen das nicht anerkennen, und entfernen sich undankbar von ihm, um ihren eigenen Gelüsten und den Vergnügungen der Welt sich hinzugeben, wodurch sie sich nur unglücklich machen.

Fr. K. Das hast du gut getroffen, mein Kind! Beharren aber Alle, die von Gott, ihrem himmlischen Vater abgefallen sind, so fortwährend in diesem Zustande?

Kath. Nein, nicht Alle. Einige bessern sich auch wieder.

Fr. K. Wann wird dieser Fall eintreten?

Kath. Das begreife ich nicht recht.

Fr. K. Nun, schaue in dem gelesenen Abschnitte nach. Wann fing der Sohn an, in sich zu gehen?

Kath. Nachdem er sehr unglücklich geworden war.

Fr. K. Und was that er dann?

Kath. Er sah zuerst ein, wie thöricht er gehandelt hatte, daß er von seinem Vater weggegangen war, und bereute es herzlich; dann nahm er sich vor, seinen Vater wieder aufzusuchen.

Fr. K. Nun wirst du auch die vorige Frage beantworten können, wann nämlich der Mensch den Anfang zur Besserung macht?

Kath. Wenn schwere Leiden über ihn kommen und er einsieht, daß er sie selbst durch seinen Ungehorsam und durch seinen Leichtsinn verschuldet habe.

Fr. K. In deiner Antwort hast du einen wichtigen Punkt übersehen, was der Fall nicht gewesen wäre, wenn du gehörig bedacht hättest, was du soeben lasest. Schaue noch einmal die Stelle an: Was that der Sohn, als er anfing, seine frühere Thorheit zu bereuen?

Kath. Er nahm sich vor, seinen Vater wieder aufzusuchen.

Fr. K. Was heißt das mit andern Worten?

Kath. Dies kann in dem Sinne, wie wir die ganze Stelle fassen, wol nichts Anderes bedeuten, als: er nahm sich ernstlich vor, seine frühern Vergehen und Sünden dadurch wieder gut zu machen, daß er zu Gott, von dem er abgefallen war, reumüthig zurückkehre und sich ihm nun ganz ergebe.

Fr. K. Ist dies Letztere nicht ein unerläßliches Erforderniß bei der Besserung?

Kath. Ja, es ist wol das Haupterforderniß, wenn wirkliche Besserung stattfinden soll.

Fr. K. Wann kann aber dieser ernstliche Vorsatz erst eintreten?

Kath. Wenn Erkenntniß seiner Vergehungen und aufrichtige Trauer darüber vorausgegangen ist.

Fr. K. Nun wirst du mir die obige Frage noch einmal und zwar vollständig beantworten; nämlich, wann der Mensch den Anfang zur Besserung mache?

Kath. Wenn schwere Leiden über ihn kommen und er einsieht, daß er durch seinen Ungehorsam gegen Gott und gegen seine heiligen Gebote sie selbst verschuldet habe, wenn er aber auch vom tiefsten Schmerz deshalb ergriffen wird und sich mit allem Ernste vornimmt, zu Gott, seinem Vater, zurückzukehren und sich ihm nun ganz zu ergeben.

Fr. K. Gut! Fand aber der Sohn, als er zu seinem Vater zurückgekehrt war, auch willige Aufnahme? Wie lesen wir darüber im Texte?

Kath. Der Vater erbarmte sich seiner; er eilte ihm entgegen, schloß ihn in seine Arme und küßte ihn.

Fr. K. Kannst du mir dieses wieder mit andern Worten sagen?

Kath. Gott hat Freude über einen Menschen, der sich ernstlich bessert; er kommt ihm selbst entgegen und nimmt ihn wieder an Kindesstatt an.

Fr. R. Da du dieses so gut gefaßt hast, wirst du jetzt auch den Sinn der ganzen gelesenen Stelle so angeben können, wie Jesus dieselbe verstanden wissen wollte.

Kath. Ich will es versuchen. Ich glaube, unser Herr wollte damit Folgendes sagen: Gott liebt alle Menschen, wie ein Vater seine Kinder, und er erzeigt ihnen die größten Wohlthaten, indem er ihnen nicht blos Das gibt, was sie brauchen, sondern sie hauptsächlich durch seine Gebote gut und weise leitet. Aber die wenigsten Menschen wissen dieses Glück zu schätzen; in ihrem Leichtsinn reißen sie sich von Gott los, suchen auf ihre eigene Weise zu leben, die sie aber immer ins Unglück und ins Verderben führt. Doch wenn sie, durch harte Erfahrungen belehrt, sich wieder zu Gott wenden, so vergibt er ihnen ihre frühere Schuld, ja er nimmt sie sogar mit Freuden wieder in seine Vaterwohnung auf.

Fr. R. Sehr gut, meine Liebe! Wenn du nun deine Worte mit den Texteswortenworten vergleichest, was findest du dann?

Kath. Daß sie von letztern verschieden sind.

Fr. R. Richtig; nimmst du aber zugleich nicht auch eine große Aehnlichkeit zwischen beiden wahr?

Kath. Ja; die Texteswortee bedeuten dasselbe, als Das, was ich sagte.

Fr. R. Was ist aber mehr anschaulich, Das, was du vorhin sagtest, oder die Texteswortee?

Kath. Die Texteswortee, da diese von Dingen handeln, die uns im Leben öfter vorkommen, oder die uns öfter vor Augen treten.

Fr. R. Wenn ich nun von zwei Vorstellungsarten, die einander, wie es hier der Fall ist, ganz ähnlich sind, die

eine für die andere setze, weil nämlich die, welche ich setze, mehr Anschaulichkeit hat, oder weil sie, wie du eben sagtest, von Dem ausgeht, was wir öfter in der Erfahrung erleben, so nennt man dieses ein Gleichniß. Und dieser Gleichnisse bediente sich Jesus aus dem angegebenen Grunde gewöhnlich bei seinen Lehren. Wirst du nun, Marie, nachdem wir dieses Alles genauer erklärt haben, Das, was wir im Evangelium gelesen haben, noch eine Erzählung nennen?

Marie. Nein; es ist ein Gleichniß.

Fr. K. Hast du nun auch begriffen, was ein Gleichniß ist?

Marie. Ich glaube es zu verstehen; aber Eins nur kann ich nicht recht begreifen, warum nämlich der Herr in seinen Lehren nicht die eigentlichen, sondern, wie Katharina sagte, die uneigentlichen Worte gebrauchte, oder in Gleichnissen redete? Ich sollte meinen, daß es doch besser sei, wenn man die Sache gleich recht versteht, als wenn man den Sinn erst lange suchen muß.

Fr. K. Das will ich dir sagen, mein Kind! Aber freilich nur kurz, damit wir uns hier nicht zu lange aufhalten. Einmal war diese Sprechweise in dem Lande, wo Jesus, unser göttlicher Lehrer, auftrat und lehrte, üblich; dann prägt sich auch eine Lehre, deren Wahrheit und Anwendung wir durch Nachdenken erst erkennen müssen, dem menschlichen Geiste und Herzen weit tiefer ein, als Das, was gleich im ersten Augenblicke verständlich ist. Hast du dieses nicht eben, indem wir den Sinn und die Bedeutung unserer Bibelstelle zu erklären suchten, an dir selbst erfahren?

Marie. Ja, Sie haben ganz Recht; fahren Sie nur wieder fort.

Fr. K. Nachdem wir nun dieses zum bessern Verständniß genauer mit einander durchgegangen haben, so wollen wir dieses schöne Gleichniß noch etwas näher betrachten, und sehen,

welche Lehren darin für uns enthalten sind. Auch hier will ich euch wieder selbst nachdenken und auffinden lassen, was uns beachtenswerth ist. Fange du an, Katharina, und sage mir zuerst, was dir in diesem Gleichnisse lehrreich und wichtig zu sein scheint.

Kath. Ich glaube gleich Das, was im Anfange gesagt ist: nämlich, daß Gott unser Vater ist, und wir bei ihm wohnen sollen.

Fr. R. Ganz gut; aber in wiefern glaubst du, daß dieses für uns besonders lehrreich ist.

Kath. Wenn Gott unser Vater ist, so liebt er uns wie seine Kinder und erweiset uns alles Gute, und daher kann es uns nie besser gehen, als wenn wir uns immer an ihn halten, und wenn wir mit ihm aufs Innigste verbunden sind.

Fr. R. Wissen wir denn aber so bestimmt, daß Gott unser Vater ist, und uns wie seine Kinder liebt?

Kath. Jesus sagt es uns ja in diesem Gleichnisse und sein Wort muß Wahrheit sein, da er ja von Gott kommt und Gottes Sohn ist.

Fr. R. Recht, mein Kind! Wenn es uns aber Jesus nicht gesagt hätte, könnten wir nicht auch so davon überzeugt sein?

Kath. Das weiß ich nicht.

Fr. R. Nun sage mir: wem verdankst du neben deinen Eltern das Leben? Wer gibt deinen Eltern Gesundheit und die Mittel, daß sie dich ernähren und erziehen? Wer hält die Gefahren, die uns von allen Seiten bedrohen, von dir ab? Wer erfreut und erquickt dein Herz mit so manchen Genüssen? Wer läßt die Sonne auf- und untergehen, und bringt uns Regen und fruchtbare Zeiten?

Kath. Ja, Sie haben Recht; das thut Alles der liebe Gott, und indem er dieses thut, beweist er uns eine größere Liebe, als je die Menschen es könnten.

Fr. K. Dann sorgt Gott nicht blos für unsere leiblichen Bedürfnisse; ist es nicht auch Er, der uns einen denkenden Geist und ein empfindsames Herz gab, wodurch er uns zu den reinsten Seelengenüssen fähig machte, die nur dem Menschen eigen sind? Denke dir noch dazu, daß er uns nicht blos für dieses Leben erschuf, sondern, daß er den bessern Theil von uns, die Seele, zu einer ewigen Fortdauer bestimmte, und daß er eben dazu, um uns für den Himmel zu erziehen, seinen Sohn schickte, der uns sein ewiges Wesen und seinen heiligen Willen offenbaren und durch seinen Tod uns der göttlichen Gnade versichern sollte; denke dir also Alles dieses, kannst du dann noch zweifeln, daß Gott uns wie ein Vater liebt und zwar mit einer Liebe, die wir weder vollständig begreifen, noch in Worten auszusprechen vermögen?

Kath. Ich fange jetzt an die unendliche Güte Gottes gegen uns Menschen zu fühlen, und nun wird mir auch erst das Lied recht verständlich, das wir neulich auswendig lernten:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht."

Fr. K. Dein Geständniß freut mich, aber bleibe nur nicht dabei stehen, sondern suche, was du jetzt anfängst zu fühlen, zur vollen Ueberzeugung zu bringen, und das kann dir nicht schwer werden, wenn du nur immer auf alles Gute achtest, was dir von Gott zu Theil wird.

Kath. Ich werde wenigstens mein Möglichstes thun, um dies zu erreichen.

Marie. Auch ich, mein Fräulein, werde mich bestreben,

nicht mehr gedankenlos das Gute hinzunehmen, das wir täglich von Gott empfangen.

Fr. R. Wenn es euch damit Ernst ist, so werdet ihr nur für euer Bestes sorgen, und es ist dann nicht leicht zu befürchten, daß ihr, wie der Sohn im Evangelium, euch von Gott entfernen, und nur euren eigenen menschlichen Weg einschlagen werdet, der immer zuletzt zum Verderben führt.

Marie. Hat denn der Sohn, von dem die Rede im Evangelium ist, nicht auch Gott als seinen lieben Vater erkannt?

Fr. R. Als Vater wol, dem Namen nach, aber er hat nie darüber nachgedacht, was er ihm als Vater verdankte, oder glaubst du, daß er sonst so leichtsinnig von seinem väterlichen Hause fortgegangen wäre?

Marie. Das verstehe ich nicht ganz; es könnten ihn ja gewisse Gründe bestimmt haben.

Fr. R. Sage mir, würdest du wol freiwillig jemals dein väterliches Haus verlassen, auf Gerathewohl in die Fremde gehen und dich an ganz unbekannte Menschen anschließen?

Marie. Ach, Gott behüte mich davor!

Fr. R. Warum wolltest du dieses nicht thun?

Marie. Weil es mir nirgends so gut gehen kann, als bei meinen Eltern.

Fr. R. Woraus schließest du dieses?

Marie. Weil mich kein Mensch so lieben kann, wie mich meine Eltern lieben.

Fr. R. Woher weißt du denn dieses?

Marie. Das sehe ich ja jeden Tag und jede Stunde. Wie gern geben sie mir Alles, was sie für nützlich halten; wie lassen sie mich an Allem theilnehmen, was sie selbst genießen; wie beeifren sie sich, mir eine Freude zu machen, und wie sind sie betrübt, wenn mir etwas fehlt; wie sorgfältig sind sie darauf bedacht, mich gut zu erziehen; wie wohlwollend sind sie gegen mich

wenn ich folgsam bin und ihren Lehren nachkomme, und dann wie versagen sie sich so Vieles, um nur für unsere Zukunft zu sorgen! Nein, nein, eine solche Liebe kann kein anderer Mensch für mich haben, wie meine Eltern!

Fr. K. Nun, da du dieses so richtig erkennst, würdest du, wenn dich ein Mensch verlocken wollte, deine Eltern zu verlassen und dich an ihn anzuschließen, ihm Gehör geben, wenn er dir auch noch soviel Verführerisches vorsagte?

Marie. Nein, ich würde mich mit Abscheu von ihm wegwenden.

Fr. K. Gut; wende also dieses auf den Sohn im Evangelium an. Glaubst du, daß er ebenso von Gott, seinem himmlischen Vater gedacht habe, wie du es jetzt im Bezug auf deine Eltern ausgesprochen hast, und daß er je bei sich erwogen habe, was Gott für ihn thue?

Marie. Sie haben ganz Recht; er kann Gott nur dem Namen nach als Vater erkannt haben, nie seine Liebe lebhaft gefühlt, nie bei sich nachgedacht haben, wie Gott für ihn sorge, wie er ihn gütig und weise leite, wie er ihm soviel Freude bereite, denn sonst hätte er sich nie so unbesonnen von ihm entfernen können.

Fr. K. Es freut mich, Marie, daß du so gut aufgemerkt und auf meine Fragen so richtig geantwortet hast. Nun, Katharina, wollen wir noch einmal überdenken und zusammenstellen, was wir bisher miteinander besprochen haben. Wer ist also der Vater, der in unserm Gleichnisse genannt wird.

Kath. Gott.

Fr. K. Und die Söhne?

Kath. Das sind wir Menschen.

Fr. K. Als was wird uns Gott dargestellt?

Kath. Als Vater.

Fr. K. Wie haben wir dieses zu denken?

Kath. Daß Gott die größte Liebe zu uns hat, und auf

jede Weise für unser wahrhaftes Wohl sorgt, indem er uns nicht nur alle leiblichen Bedürfnisse darbietet, sondern auch für unsern Geist die reichsten, herrlichsten Genüsse bereitet; uns unsterblich geschaffen hat und uns durch seine Offenbarungen die Mittel und Wege zeigt, wie wir sowol in diesem als in dem zukünftigen Leben wahrhaft glücklich werden können.

Fr. R. Erkennen dies auch alle Menschen?

Kath. Diejenigen nicht, welche unbesonnen und gedankenlos dahin leben. Diejenigen aber, welche auf Alles, was sie von Gott haben, achten, und ernstlich darüber nachdenken, erkennen es.

Fr. R. Die dies erkennen, werden sie sich jemals von Gott entfernen und anderswo ihr Heil suchen?

Kath. Im Gegentheil; sie werden Gott überall aufsuchen und unermüdet danach streben, mit Gott und in Gott zu leben, um so durch Gott glücklich zu werden.

Fr. R. Wo können wir aber Gott finden?

Kath. In seinem heiligen Worte, das er uns durch Jesus, seinen Sohn geoffenbart hat.

Fr. R. Ganz gut. Er, der Sohn Gottes, ist ein Licht für die Welt geworden, das Alle erleuchtet, die nach Gott fragen, und er ist der sicherste Weg, auf dem wir zu Gott gelangen. Werden wir aber nicht auch noch durch manches Andere zu Gott gelangen?

Kath. Das weiß ich nicht.

Fr. R. Ist nicht auch in deinem eigenen Bewußtsein etwas, das dich dahin führt, ein höchstes gütiges Wesen zu erkennen, und das den Wunsch in dir erzeugt, mit ihm verbunden zu sein?

Kath. Gewiß, mein Fräulein!

Fr. R. Haben wir nicht auch in der Geschichte der Völker öfters Gelegenheit gehabt, das Walten eines mächtigen und

gnädigen Wesens zu erkennen, das die Schicksale ganzer Nationen, wie das der einzelnen Menschen weise leitet, ordnet und bestimmt?

Kath. Sie haben uns öfters darauf aufmerksam gemacht.

Fr. K. Wenn wir in die freie Natur hinausgehen, und dieses unermeßliche All, sowie auch die kleinsten Wesen und Körper betrachten; wenn wir sehen, wie Alles so wundervoll bereitet, wir Alles so künstlich eingerichtet ist; wenn unser Auge sich entzückt, über die Schönheiten, die wir wahrnehmen, und unser Herz sich erfreut über den Segen, den Gott für uns ausgebreitet: fühlen wir uns dann nicht gehoben zu jenem unsichtbaren Wesen, von dem Alles herrührt, das wir zwar nicht sehen, dessen Wirken wir aber überall erkennen, und regt sich da nicht in uns eine Stimme, die uns sagt, wie mächtig, wie weise und liebevoll dieses unsichtbare Wesen ist?

Kath. O gewiß; ich überzeuge mich davon nun ganz.

Fr. K. Nun, so wirst du meine obigen Frage ganz beantworten können: wo wir nämlich Gott finden lernen?

Kath. Vor Allem in dem heiligen Worte Gottes, dann in unserm eigenen Bewußtsein, ferner in der Geschichte der Völker und in unsern eigenen Schicksalen, endlich in der Natur.

Fr. K. Wer also ein inneres Bedürfniß in sich fühlt, Gott zu suchen, wo er ihn findet, und wem es wahrhaft darum zu thun ist, sich fest an ihn anzuschließen, ihn als seinen Vater und größten Wohlthäter innigst zu lieben und zu verehren, und immer mit ihm und in ihm zu leben, was schreiben wir dem zu?

Kath. Das wüßte ich nicht gleich zu beantworten.

Fr. K. So will ich es dir sagen: Religion. Worin besteht nun also das wahre Wesen der Religion?

Kath. Darin, daß wir bei einer richtigen Erkenntniß

Gottes ein lebendiges Verlangen in uns fühlen, Gott überall zu suchen, uns fest an ihn anzuschließen, ihn als unsern Vater zu lieben und immer in ihm zu leben, und darin die höchste Freude, das größte Glück zu finden.

Marie. Wenn es mir erlaubt ist, möchte ich sagen, daß mir noch etwas zu fehlen scheint.

Fr. R. Das erlaube ich dir recht gern, denn ich werde daraus erkennen, daß du aufmerksam bist.

Marie. Sie sagten mir immer, daß es keine wahre kindliche Liebe ist, wenn ich zwar sagte, daß ich meine Eltern liebe, aber nicht thue und befolge, was sie mir zu thun heißen. Deshalb glaube ich, daß es nicht genug sei, wenn wir Gott lieben und ihn ehren, sondern daß wir auch willig und gern seine Gebote halten.

Fr. R. Du hast dies gut bemerkt; aber denke dir, kannst du deine Eltern lieben und zugleich ungehorsam gegen sie sein?

Marie. Gewiß nicht.

Fr. R. Wer also seine Eltern liebt, was wird er immer zugleich sein?

Marie. Gehorsam.

Fr. R. Wenn wir Gott innig lieben und verehren, können wir ihm ungehorsam sein?

Marie. Nein; wir müssen seinen Geboten folgen.

Fr. R. Also ist dieses schon mit enthalten. Außerdem bedenke, was es heiße: in und mit Gott leben. Für welch ein Wesen hältst du Gott? Doch wenn dir das noch nicht recht verständlich ist, so antworte mir zuerst auf Folgendes: Glaubst du, daß Gott etwas Böses thun könne oder wolle?

Marie. Das glaube ich nicht; denn das ist ja schon bei uns Menschen nicht recht.

Fr. R. Also kann Gott nur Gutes wollen und thun?

Marie. Ja.

Fr. R. Das nennen wir heilig. Wenn nun Gott ein heiliges Wesen ist, das heißt, wenn er nur Gutes wollen und thun kann, können wir wol in Gott leben, so lange wir noch das Böse lieben und thun?

Marie. Nein; denn das Böse kann nicht vor Gott bestehen und misfällt ihm.

Fr. R. Wer liebt also Gott?

Marie. Wer, wie Er, das Böse soviel als möglich verabscheut und das Gute liebt und thut.

Fr. R. Glaubst du nun noch, daß in jener Angabe deiner Schwester etwas fehle?

Marie. Nein, ich sehe ein, daß ich etwas voreilig war.

Fr. R. Ich tadle dich nicht deshalb; im Gegentheile freut es mich, daß du so aufmerksam bei der Sache bist. Doch wir gehen jetzt auf das Obige zurück. Ihr wißt also, was Religion ist, und worin ihr wahres Wesen besteht. Zugleich hoffe ich, daß ihr aus unserm bisherigen Gespräche erkannt habt, daß die Religion als das Mittel, den Menschen mit Gott zu vereinigen, das höchste Gut ist, das einem Menschen zu Theil werden kann. Haltet also fest daran, wie an einem Kleinode, das durch kein irdisches Gut, also durch keinen Reichthum, keine hohe Geburt, durch kein Ansehen vor den Menschen, durch kein Wohlleben, selbst durch keine Kenntnisse ersetzt werden könnte. Wer keine Religion hat, der hat nichts in der Welt, woran er sich bei der großen Veränderlichkeit aller irdischen Dinge festhalten kann, wenn Alles ihn zu verlassen scheint. Die Religion macht den Menschen weise im Glück, sie gibt ihm Kraft in der Noth, sie tröstet im Unglück und sie hilft uns selbst den Tod überwinden.

Kath. Wir sehen nach alle Dem, was Sie bisher mit uns durchgingen, wohl ein, daß die Religion das höchste

Gut für den Menschen ist, und wir wollen fest an derselben halten. Aber Einiges verstehen wir doch nicht recht, und wir wünschen, daß Sie uns noch mehr darüber belehrten; z. B. die Religion macht weise im Glück; sie hilft uns den Tod überwinden u. s. w.

Fr. K. Deine Bemerkung ist sehr richtig, und ich werde euch auch diese Belehrung geben, aber zu einer andern Zeit. Jetzt müssen wir aber zunächst bei unserm Gleichnisse stehen bleiben.

Kath. Das wünsche ich auch; denn ich kann noch immer nicht recht denken, wie Menschen, wenn die Religion ein so großes Gut ist, oder mit andern Worten, wenn es kein größeres Glück gibt, als Gott zu suchen und zu finden, sich an ihn anzuschließen, mit ihm und in ihm zu leben, wie Sie sagten — wie also Menschen sich von Gott abwenden und etwas Anderm, Nichtigen anhängen können.

Fr. K. Das kannst du dir zum Theil aus Dem beantworten, was wir vorhin erwähnten, als die Frage gestellt wurde, warum der Sohn im Evangelium sich von seinem Vater entfernte. Erinnerst du dich dessen nicht mehr?

Kath. O ja; weil er ihn nur dem Namen nach als seinen Vater kannte, aber nicht weiter darüber nachdachte, was er Alles Gott verdankte, wie sehr Gott ihn liebte, und wie er nur durch Gott wahrhaft glücklich werden könnte.

Fr. K. Glaubst du, daß nicht Viele hierin diesem Sohne gleichen?

Kath. Sie haben Recht. Ein ungenügender Unterricht und Mangel an eigenem Nachdenken ist wol die erste Ursache davon.

Fr. K. Dann ist auch die Sache nicht so leicht, wie du vielleicht denkst. Ich will, damit du dieses leichter verstehst, von Dem, was ich schon öfters an euch bemerkte und rügte, ausgehen. Erinnerst du dich nicht, daß, wenn ich oder deine

Eltern dir etwas verboten, und dann in dir irgend eine Lust oder Verlangen entstand, du so leicht unsere Worte oder unsere Verbote und Belehrungen vergaßest, und deinem Verlangen folgtest, ungeachtet du uns so oft versprochen hattest, uns immer folgsam zu sein.

Kath. Ja, es ist wahr; wir Menschen sind schwach und vergessen so schnell die guten Vorsätze, die wir faßten. Darum kann ich mir nun leicht vorstellen, wie die Menschen aus Leichtsinn und Unbesonnenheit, wie ich öfters gegen Sie und meine Eltern, gegen Gott fehlen, seine Gebote übertreten und sich von ihm entfernen.

Fr. K. Und das umsomehr, als mit den Jahren unsere Bedürfnisse und Wünsche zunehmen, und die Versuchungen und Verlockungen von Außen in demselben Grade sich vermehren. Daher muß der Mensch auf seiner Hut sein, um nicht den Feinden seiner Ruhe und seines innern Friedens zu unterliegen. Das sicherste Mittel dagegen ist fortwährendes Denken an Gott und ein aufrichtiges, aus dem Herzen gehendes Gebet, daß Gott uns erleuchten möge und uns Kraft verleihe, die Begierden in uns und die Verführungen außer uns glücklich zu überwinden. Ich muß es für heute dabei bewenden lassen, darüber mehr zu sagen, obgleich ich noch Einiges zu erklären hätte, denn ich muß noch einen dritten Grund berühren, wobei mir aber Marie antworten soll.

Marie. Recht gern; aber warum gerade ich?

Fr. K. Weil dir das, worin dieser Grund besteht, nicht fremd sein kann. Besinnst du dich nicht, daß, wenn ich dir etwas zu machen auftrug und dazu eine Anweisung geben wollte, du mir öfters sagtest: du wissest es schon und könnest es allein machen? Wenn ich nun schwieg und es auf eine Probe ankommen ließ, was mußtest du mir öfters in diesem Falle beschämt gestehen?

Marie. Daß es unklug von mir war.

Fr. R. Nenne es beim rechten Namen. War es nicht Stolz, nicht zu großes Vertrauen auf deine Kraft und Geschicklichkeit?

Marie. Ja; das muß ich wol zugestehen.

Fr. R. Das ist der dritte Grund, warum die Menschen so oft von Gott abfallen, und seine Heilsordnung von sich zurückweisen. Sie trotzen zu sehr auf ihre eigene Kraft, auf das Licht ihrer Vernunft, die, so unschätzbar sie als Vermögen unsers Geistes ist, doch, wenn sie einer höhern Leitung entbehrt, oder diese von sich zurückweist, uns schnell auf Abwege führt. Sie wollen sich auf ihre eigene Weise anbauen und müssen dann ihre schwachen, auf einem unsichern Boden aufgeführten Hütten zusammenstürzen sehen. Doch wohl ihnen, wenn sie bald, wie der Sohn im Evangelium, erkennen, daß nirgends so gut wohnen sei, als in des Vaters Hause: das heißt mit andern Worten, wenn sie bald ihre Thorheiten einsehen und bereuen, wenn sie mit dem Bekenntnisse, daß sie im Himmel und vor ihrem Vater gesündigt haben und nicht mehr werth seien, seine Kinder zu heißen, sich aufmachen und zu Gott zurückkehren, und ihn bitten, daß er sie als seine geringsten Diener wieder in seine Wohnung aufnehme.

Kath. Ich sehe Alles ein, was Sie uns über das schöne Gleichniß in unserm Evangelium gelehrt haben; nur in einigen Punkten bin ich noch zweifelhaft, oder vielmehr habe ich noch nicht die rechte Einsicht. Das, was Sie von der Schwäche des Menschen sagten, die sie so oft verleitet, gegen bessers Wissen sich wider Gott und wider seine heiligen Gebote zu vergehen, und was Sie als dritten Grund anführten, nämlich Stolz und zu großes Vertrauen auf eigene Kraft, das ist wol Das, was Sie in der biblischen Geschichte, als Sie von den ersten Menschen sprachen, Sündenfall und anderswo Erbsünde nannten?

Fr. K. Du hast es ziemlich getroffen. Wenngleich bei den ersten Menschen es nicht zunächst diese Schwäche ihrer Natur war, was sie dazu verleitete, Gottes Gebot zu übertreten, denn Gott hatte sie gut geschaffen, so war es doch Stolz, ungemessenes Vertrauen auf ihre eigene Einsicht und Selbstdünkel, was ihren Fall herbeiführte; sie dünkten sich, wie es heißt, weiser zu sein, denn Gott, und so widerstanden sie nicht der ersten äußern Versuchung, sie aßen von der verbotenen Frucht, verloren ihre Unschuld und das Ebenbild mit Gott und brachten so die Sünde in die Welt. Von nun an bemächtigte sich der Herzen der Menschen immer mehr die verbotene Lust, gegen Gottes Gebote zu handeln und ihren eigenen Gelüsten und verkehrten Rathschlägen zu folgen. Dadurch entfernten sie sich aber auch immer weiter von Gott, wurden ihm immer unähnlicher und versanken immer tiefer in die Sünde. Und diesen Zustand, der von dem Falle des ersten Menschen ausging, nannte ich Erbsünde.

Kath. Was ist also die Erbsünde, wenn sie noch fortbesteht?

Fr. K. Diese Frage solltest du nach Dem, was wir bisher besprochen, selbst beantworten können.

Kath. Sie haben Recht. Ich verstehe, was das Wesen der Erbsünde ausmacht; aber nun komme ich zu einem zweiten Punkte, wo ich auch einer weitern Belehrung bedarf. Wenn wir nämlich Alle von der Erbsünde behaftet sind, und wir also auch oft in den Fall kommen, von Gott abzufallen und wider seine Gebote zu handeln, müssen wir nicht fürchten, es möchte endlich seine Langmuth ermüden, und sein Zorn gegen uns entbrennen, und haben wir denn in diesem Falle Hoffnung, daß er uns verzeihe und uns in sein Reich aufnehme?

Fr. K. Ermüden kann die göttliche Langmuth nicht, auch

kann Gott nicht zürnen, denn er hat nicht, wie wir Menschen, solche Empfindungen; aber wir verlassen die von ihm uns dargebotenen Mittel zu unserer Rettung, und wir machen uns seiner Gnade selbst unwürdig, so lange wir der Sünde nachgehen, und verderben uns selbst. Sobald wir aber aus unserer Verblendung erwachen, unsere Verkehrtheit und unser Unrecht einsehen, dann dürfen wir getrost hoffen, daß er uns verzeihe und uns wieder als seine Kinder aufnehme. Darin zeigt sich eben die unendliche Vaterliebe Gottes, daß, wie unser Evangelium sagt, im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße thut. Ja, Gott hat nach seiner unendlichen Vaterliebe noch mehr gethan; er hat sich fortwährend der gefallenen Menschheit angenommen, anfangs indem er zu ihnen sprach aus dem Munde der Propheten und anderer weiser Männer und zuletzt indem er seinen Sohn in die Welt sandte, nicht blos um uns den Weg zu zeigen und zu eröffnen, der zu ihm führt, sondern auch durch seinen Tod uns mit ihm zu versöhnen, oder uns die Gewißheit zu geben, daß wir, wenn wir nicht verstockte Sünder bleiben, sondern wenn wir unsern Abfall erkennen, mit aller Kraft uns zu bessern suchen, um des Verdienstes Christi willen vor Gott gerechtfertigt werden. Deswegen lesen wir auch in unserm Evangelium, daß Gott dem verlorenen Sohne, als dieser ihn wieder aufsuchte, entgegenkam und ihn mit Freuden aufnahm.

Dies mag für heute genug sein. Ihr seht also, wie lehrreich dieses Gleichniß ist; ja, ich kann hinzufügen, daß ihr darin die Grundrisse der ganzen christlichen Religion sehet; nämlich die erste Vereinigung der Menschen mit Gott, dann den Abfall derselben von Gott, zuletzt die Zurückführung derselben zu Gott durch das Werk der Versöhnung. Ich ermahne euch deswegen umsomehr den Inhalt desselben eurem Geiste recht fest einzuprägen.

Wir wollen nun zu dem geschichtlichen Unterrichte übergehen. Da ihr in der vorhergehenden, etwas langen Stunde durch die anhaltende Aufmerksamkeit, die der Gegenstand erforderte, mehr als gewöhnlich angestrengt waret, so will ich es euch in dieser leichter machen, und wir wollen blos Das wiederholen, was ich in der letzten Stunde vorgetragen habe. Weißt du noch, Marie, mit wem wir uns zuletzt beschäftigt haben?

Marie. Ja wol; mit Alexander dem Großen.

Fr. R. Wer war denn dieser Alexander?

Marie. Er war der Sohn Philipp's, welcher König von Macedonien war, und sich Griechenland unterworfen hatte.

Fr. R. Gut; von diesem wollen wir sprechen. Zuerst sollt ihr, was ihr von dem Leben und von den Thaten dieses, in vieler Hinsicht höchst interessanten Fürsten gemerkt habt, mir wieder erzählen, und zwar soll dieses, was ich immer von euch verlangt habe, mit Rücksicht auf die Zeitfolge in einer bestimmten Ordnung und zugleich, soweit ihr das vermöget, in einem gewählten Ausdrucke gethan werden. Katharina, als die Aeltere, mag den Anfang machen.

Kath. Alexander wurde im Jahre 356 vor Christo geboren. Da an dem Tage seiner Geburt Parmenio, der Feldherr des Philipp's, einen glänzenden Sieg über die Feinde des Vaterlandes erfocht, und der Tempel zu Ephesus abbrannte, so glaubte der Vater sowol darin, als auch in einem andern glücklichen Ereignisse Vorbedeutungen auf die künftige Größe seines Sohnes zu finden, und er nahm sich daher vor, wenn Alexander das gehörige Alter erreicht hätte, ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben zu lassen. Das that er auch; denn kaum war der Knabe in die Jahre getreten, in welchen der erste Unterricht beginnt, so lud er den größten Gelehrten und Philosophen jener Zeit, den Aristoteles, an

seinen Hof ein, um neben andern, ihm untergeordneten Lehrern, die Erziehung Alexander's zu übernehmen. Aristoteles nahm diese Einladung an und unterzog sich der übernommenen Pflicht mit der größten Gewissenhaftigkeit. Bald entwickelten sich unter einer solchen Leitung die herrlichen Anlagen Alexander's und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Er hatte einen hellen, klaren Verstand, der meistens das Rechte traf, zeigte Sinn und Empfänglichkeit für alles Höhere und Großartige, verrieth vielen Eifer für seine Ausbildung und mit zunehmenden Jahren hohe Achtung für griechische Kunst und Wissenschaft; dabei war er sehr gewandt in allen körperlichen Uebungen und unternehmend und kühn, selbst bis zur Verwegenheit.

Marie. Ich weiß davon ein Beispiel; darf ich es erzählen?

Fr. R. Ich errathe, was du meinst, nämlich die Erzählung von der Bezähmung des Bucephalus; doch dazu soll dir später Gelegenheit gegeben werden. Fahre nur fort, Katharina!

Kath. Neben diesen vortrefflichen Anlagen und Eigenschaften fanden sich auch weniger gute, besonders ein unbändiger Ehrgeiz und eitle Ruhmbegierde. Deshalb soll er sich schon als Knabe betrübt haben, wenn sein Vater einen Sieg erfocht, indem er befürchtete, daß ihm nichts mehr zu thun übrig bleiben möchte.

Fr. R. Das hast du gut angegeben, und du wirst aus dem Bemerkten abnehmen, daß Alexander bei so vorzüglichen Naturgaben und den Fortschritten, die er machte, einst ein ungewöhnlicher Mann werden mußte, zumal, wenn es seinem trefflichen Lehrer gelang, durch seine Erziehung die Fehler, die du nanntest, auszutilgen, und ihm die größte und schönste Tugend beizubringen, nämlich die, sich selbst zu bezwingen und zu beherrschen.

Kath. Das scheint, wie es sich in der Folge zeigte, ihm

nicht gelungen zu sein, und er hat wol, wie ich mich aus Ihrer Erzählung erinnere, selbst, ohne es zu wollen, dazu beigetragen, diese Fehler zu nähren.

Fr. R. In wieferne? Das wäre eine harte Beschuldigung für Aristoteles, wenn du sie nicht begründen könntest.

Kath. Aristoteles wollte, wie Sie sagten, den Alexander zu einem vollkommenen Regenten erziehen, der Griechenland groß und glücklich machen sollte; deshalb hat er nicht blos in einer von ihm verfaßten Schrift die Grundsätze, wie man einen Staat gut regieren soll, ihm vorgezeichnet, sondern er hat auch, weil er von den vielen rohen, kriegerischen Nationen, wie Thraciern, Illyriern, Triballern u. a. m., die im Norden wohnten, für Griechenland große Gefahr fürchtete, wenn es nicht durch einen kräftigen Arm geschützt würde, schon frühe in seinem Zöglinge den Heldensinn zu erwecken gesucht, indem er ihm Liebe und Begeisterung für den Homer, den ältesten und größten der Dichter einflößte. Alexander gewann auch den Homer so lieb, daß er sich nicht mehr von dessen Werken trennte, und vor seiner Seele standen immer die Helden, von deren Thaten er gelesen, und die er so sehr bewunderte. Aber dadurch ward sein Ehrgeiz und seine Ruhmsucht noch mehr angeregt; er wünschte einst ebenso gefeiert und bewundert zu werden, und weinte am Grabe des Achilles, der sein Liebling und Vorbild war, daß dieser allein durch einen Homer verewigt worden wäre.

Fr. R. Du hast deine Sache gut durchgeführt, nun fahre in der Erzählung fort.

Kath. Schon in seinem 16. Jahre hatte Alexander eine solche Bildung und Einsicht erlangt, daß ihm sein Vater, als er gegen einen Feind zog, indessen die Regentschaft übergab; bald darauf rettete er in einem andern Feldzuge gegen die Triballer seinem Vater das Leben, und in der Schlacht bei Chäronea, wo über Griechenlands Schicksal und Freiheit

entschieden wurde, sprengte er die heilige Schar der Thebaner und verschaffte dadurch seinem Vater den Sieg. Hier war es, wo Philipp, seinen Sohn umarmend, die merkwürdigen Worte sprach: „Suche dir, mein Sohn, ein anderes Reich! Denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich zu klein." Nicht lange darauf wurde Philipp bei der Vermählung seiner Tochter ermordet, und Alexander, kaum 20 Jahre alt, folgte ihm in der Regierung. Vorerst bestrafte er die Mörder seines Vaters, ohne jedoch einen schweren Verdacht, der bei jener grausen That auf ihn fiel, dadurch ganz beseitigen zu können.

Marie. Was ist das für ein Verdacht?

Fr. R. Diese Frage kannst du nachher anbringen, wenn die Erzählung beendet ist. Jetzt mußt du den Vortrag Katharinens nicht unterbrechen.

Kath. Gleich nach seiner Thronbesteigung ließ er sich von Griechenland huldigen und zugleich im Peloponnes in einer allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl im Kriege gegen Persien ertheilen. Indessen hatten die nordischen Völker, die oben erwähnt wurden, den Regierungswechsel benutzend und die Jugend Alexander's verachtend, den Krieg gegen Macedonien erneuert. Sobald der junge König davon Nachricht erhielt, brach er plötzlich gegen diese auf, schlug zuerst die Thracier und erzwang sich dadurch den Weg durch ihr Land, besiegte gleich darauf die Triballer, ging dann über die Donau und zerstörte die Stadt der Geten, von da zurückkehrend nöthigte er nach einer großen Schlacht die Illyrier zum alten Gehorsam, und dies Alles führte er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit aus. Auch eine neue Gefahr, die ihm drohte, wandte er ebenso muthig und glücklich ab. Es hatte sich nämlich in Griechenland das Gerücht verbreitet, daß Alexander in diesem Kriege gefallen sei. Auf diese Nachricht erhob sich Theben zuerst; Athen, von seinem

großen Staatsmann und Redner, dem Demosthenes aufgereizt stand im Begriffe sich mit Theben zu verbinden, und beinahe ganz Griechenland, den Verlust seiner Freiheit schwer ertragend, war geneigt zum Abfalle. Aber Alexander eilte mit Blitzesschnelle herbei, eroberte und zerstörte Theben, und schreckte durch das harte Schicksal, welches diese Stadt traf, die übrigen griechischen Staaten so, daß sie sich ihm gern aufs Neue unterwarfen. Nun stand ihm nichts mehr im Wege, seinen Lieblingsplan, Persien zu erobern, auszuführen.

Marie. In dieser Erzählung hat Katharina Einiges vergessen, was Sie, mein Fräulein, in Ihrem Vortrage anführten, und was es wol verdiente nicht übergangen zu werden. Ich will nur an Eins erinnern, nämlich an das Zusammentreffen des Alexander mit dem Diogenes in Korinth. Darf ich dies jetzt nachtragen?

Fr. R. Hier nicht, mein Kind! Denn dieser Umstand greift nicht in den Gang der Begebenheiten ein, wenn er gleich in einer andern Hinsicht wichtig genug ist, daß wir uns darüber aussprechen. Daher kannst du später noch einmal darauf zurückkommen, jetzt aber wirst du in der Erzählung fortfahren.

Marie. Lassen Sie dieses Katharina thun; denn sie kann es besser als ich.

Fr. R. Das ist wol wahr, da sie dir nicht nur an Jahren vorangeht, sondern auch eine besondere Geschicklichkeit hat, nicht blos die Thatsachen, wie sie aufeinander folgen, im Zusammenhange wiederzugeben, sondern auch beinahe in denselben Worten, wie sie es gehört hat. Dies verlange ich noch nicht von dir, es genügt mir schon, wenn du das Wichtigste anzugeben im Stande bist.

Marie. Ich will mein Möglichstes versuchen, damit Sie auch mit mir zufrieden sein können. Im Jahre 334 greift Alexander das persische Reich an, über welches damals

Darius Codomannus, ein zwar nicht kräftiger aber edler Mann als König herrschte. Dieser war nicht unvorbereitet und auch nicht ungerüstet; denn außer seinen eigenen Leuten hatten sich auch viele Griechen, die theils aus ihren Städten vertrieben, theils aus Unmuth über die unterdrückte Freiheit ihrer Staaten und aus Abneigung gegen die macedonische Oberherrschaft freiwillig zu ihm übergegangen waren, zur Vertheidigung um seinen Thron gesammelt. Diese waren die gefährlichsten Feinde des Alexander, die ihm seine Siege oft sehr erschwerten, und besonders einer unter ihnen, Namens Memnon, hätte durch seinen weisen Rath, nämlich den Krieg nach Griechenland hinüberzuspielen und Macedonien selbst anzugreifen, vielleicht das ganze Unternehmen des Alexander vereiteln können, wenn nicht die unwissenden und stolzen persischen Satrapen diesen Rath verschmäht hätten und Memnon selbst, als er den Anfang dazu machte, plötzlich gestorben wäre. Nachdem der junge König mit einem Heere von 30,000 Fußgängern und 5000 Reitern nach Asien übergesetzt hatte, erwarteten ihn die Perser auf dem jenseitigen Ufer des Flusses Granikus in einer für sie sehr günstigen Stellung. Man sagt, sie seien des Sieges so sicher gewesen, daß sie Ketten mit sich führten, um in diesen die Macedonier in das Innere des Landes wegzuschleppen. Es war allerdings bedenklich, sie bei ihrer weit überlegenen Macht in dieser Stellung anzugreifen, und selbst der unerschrockene und kriegserfahrene Parmenio rieth dem Könige davon ab; allein dieser vertraute auf sich und sein Glück, drang in den Fluß, wo er einen sehr hitzigen Kampf zu bestehen hatte und selbst in Lebensgefahr kam, aber von Clitus gerettet wurde, brachte allmälig die Perser zum Weichen und nachdem man das jenseitige Ufer erreicht hatte, wurden diese in eine wilde Flucht geworfen. Nach dem vollständig erfochtenen Siege ehrte Alexander vor Allem die Gefallenen durch eine feierliche

Beerdigung, richtete durch eine freundliche Ansprache die Verwundeten auf, und befestigte sich dadurch in der Liebe des Heeres. Um den Athenern, die er von den Griechen am meisten fürchtete, zu schmeicheln, schickte er ihnen 300 erbeutete persische Rüstungen zum Geschenke für die Minerva. Eine Folge dieses Sieges war die Eroberung mehrer Städte und Länder in Kleinasien; aber die Einzelheiten sind mir entfallen, und Sie gingen, soviel ich mich erinnere, selbst schnell darüber hinweg, sodaß Sie nur Sardes und Anderes nannten.

Fr. R. Diese Einzelheiten brauchen wir für unsern Zweck auch nicht, es ist schon genug, die Hauptsachen kennen zu lernen und im Gedächtnisse festzuhalten. Doch noch zwei Dinge hättest du berühren können, die Eroberung der Stadt Gordion und das Bad des Alexander im Flusse Cydnus.

Marie. O ja; ich erinnere mich jetzt. In Gordion zerhieb Alexander den gordischen Knoten mit seinem Schwerte und erfüllte dadurch den Orakelspruch, welcher Dem, der diesen Knoten lös'te, die Herrschaft Asiens verhieß, für sich; und durch das Bad im Flusse Cydnus, dessen Wasser sehr kalt ist, zog er sich eine gefährliche Krankheit zu, von der ihn zwar sein Arzt Philippus heilte, wobei er aber eine schwere Probe zu bestehen hatte; denn indem er schon den für ihn bereiteten Trank in den Händen hatte, erhielt er von Parmenio einen Brief, in dem er gewarnt wurde, dem Philippus zu trauen, da dieser, von den Feinden bestochen, ihn zu vergiften beabsichtige. Alexander überreichte dem Philippus den Brief, faßte ihn fest ins Auge und trank . . . Hier hätte ich wieder Einiges zu fragen, darf ich es jetzt thun?

Fr. R. Du weißt, daß ich den Zusammenhang der Erzählung nicht gern unterbrechen lasse; verschiebe also deine Fragen und fahre in der angegebenen Weise fort.

Marie. Darius hatte unterdessen ein neues Heer gesammelt und zog damit in allem Prunke eines asiatischen Königs mit großen Schätzen und mit seiner Familie nach Cilicien. Als dies Alexander hörte, eilte er ebenfalls durch die Engpässe, die nicht gehörig besetzt waren, dahin, und in einer ziemlich beschränkten Ebene, die allerdings für Alexander sehr vortheilhaft war, erfolgte das zweite Haupttreffen, das so glücklich für Letzteren ausfiel, daß die ganze persische Armee gesprengt wurde und das feindliche Lager mit allen seinen Reichthümern und der königlichen Familie in die Hände des Siegers fiel. Während Darius gegen den Euphrat floh, war Alexander mit seinen Verwundeten und Gefallenen auf eine edle Weise beschäftigt und besuchte auch mit Hephästion die Familie des Darius, um sie zu trösten und wegen ihres Schicksals zu beruhigen. Bei dieser Zusammenkunft geschah es, daß die Mutter des Darius sich in den Personen täuschte, da Hephästion etwas größer war als Alexander, und bei dem ersten Anblicke noch etwas Würdevolleres in seiner Haltung hatte; daher diesen für den König haltend, verneigte sie sich gegen ihn, erkannte aber gleich ihren Irrthum, und wandte sich verlegen zum Alexander, um wegen dieser Verwechslung um Verzeihung zu bitten. Der junge König ließ sie nicht ausreden, sondern nahm freundlich das Wort und sagte: „Mutter! Du hast nicht geirrt, denn ich und Hephästion sind eins.“

Fr. R. Warum hältst du inne, mein Kind? Ich vermuthe, du möchtest wieder etwas fragen; bezwinge dich nur, nachher ist auch Zeit dazu. Doch Katharina hat indessen ausgeruht; sie mag nun das Weitere hinzusetzen.

Kath. Ich könnte das Nämliche von der Marie sagen, als sie vorhin von mir sagte; ich möchte auch lieber zuhören, als selbst erzählen.

Fr. R. Sie hat sich gut zusammengenommen, und was

sie versprach, zu meiner Zufriedenheit erfüllt. Nun vollende du deine Aufgabe.

Kath. Auch in der Folge bewies Alexander gegen die gefangene königliche Familie die höchste Großmuth und Achtung und als die Gemahlin des Darius gestorben war, so trauerte er um sie, als ob sie seine eigene Gemahlin oder Mutter gewesen wäre. Darius hatte von diesem neuen Unglücke Nachricht erhalten und geglaubt, daß der macedonische König sie ermordet habe; wie er aber von einem treuen Diener, der aus der Gefangenschaft entkommen war, von dem Gegentheile belehrt wurde, schrieb er gerührt an Alexander, dankte ihm für die den Seinigen bewiesene Liebe, versprach ihm seine Tochter zu geben und sein Reich mit ihm zu theilen. Allein Alexander wies diesen Vorschlag mit den stolzen Worten ab: „Sowenig zwei Sonnen am Himmel nebeneinander bestehen können, sowenig können zwei Könige Asien beherrschen." Der Krieg wurde also von beiden Seiten fortgesetzt. Parmenio eroberte Damaskus in Syrien und erbeutete den ungeheuren Schatz, der daselbst aufbewahrt wurde; Alexander aber zog nach Phönicien, das sich ihm ohne besondere Mühe unterwarf; nur Tyrus, die Inselstadt, stolz auf ihre bisherige Herrschaft zur See, und auf ihre natürliche, feste Lage vertrauend, verwehrte ihm den Einzug. Darüber erbittert beschloß Alexander, die Stadt, trotz aller Schwierigkeiten mit Gewalt zu nehmen, und er hielt Wort, indem er durch eine unglaubliche Ausdauer selbst alle von der Natur ihm entgegengestellten Hindernisse überwand. Bekannt sind die Dämme, die er durch die Meerenge bis an die Felseninsel aufführte, bekannt auch die Sage von einem Meerungeheuer, das während der Belagerung sich gezeigt haben soll. Aber so groß der Widerstand, so groß war auch das Unglück, welches diese älteste Handelsstadt der Welt traf. Sie wurde von Grund aus zerstört, 2000 der Einwohner

wurden ans Kreuz geschlagen, 30,000 als Sklaven verkauft, nur die königliche Familie blieb verschont. Von Phönicien aus wandte er sich gegen das benachbarte Palästina und da der jüdische Hohepriester Jeddo sich weigerte, seine Herrschaft anzuerkennen und sein Heer mit Lebensmitteln zu versehen, so rückte er vor Jerusalem; aber er bewies gegen diese Stadt eine große Mäßigung, und zwar, einer Ueberlieferung zufolge, dazu ermahnt durch eine Erscheinung, die er früher in Macedonien hatte. Daher nahm er den, ihm in einem feierlichen Zuge entgegenkommenden Hohenpriester mit großer Freundlichkeit auf, und gestattete den Juden bei ihrer Unterwerfung in jedem siebenten Jahre Befreiung von dem Tribute. Darauf ging Alexander mit seinem Heere nach Aegypten, und als die Griechen, die es zu vertheidigen suchten, bald besiegt wurden, ergab sich ihm das Land, das schon lange der persischen Herrschaft überdrüssig war, mit der größten Bereitwilligkeit. Hier legte er an der Spitze der westlichen Landzunge den Grund zu einer Stadt, die nach ihm Alexandrien genannt wurde, und die bald durch ihre günstige Lage der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Occident und Orient wurde, und dadurch, sowie durch die unter der Regierung der Ptolomäer dahin verpflanzte Bildung eine Bedeutsamkeit erhielt, wie nicht leicht eine Stadt des Alterthums. Doch das bisherige Gelingen aller seiner Unternehmungen wirkte nicht zum Besten auf Alexander ein, in dessen Charakter ohnedies eine nicht leicht zu befriedigende Ruhmsucht den Hauptzug ausmachte. Er dünkte sich jetzt schon im Geiste einem der alten Heroen, etwa einem Perseus oder Herkules ähnlich zu sein, und wollte, wie diese, den Jupiter selbst zum Vater haben. Deshalb machte er von Aegypten aus eine äußerst gefährliche und mühsame Reise durch die libyschen Sandwüsten zu der Oase Siwah, wo der Jupiter Ammon einen Tempel hatte, um sich bei diesem

Gotte nach seiner Herkunft zu erkundigen. Die Priester, die den Grund dieser Anfrage leicht erkannten, waren gegen Alexander so gefällig, daß sie ihn im Auftrage des Gottes als seinen Sohn begrüßten. Mit Entzücken hatte Alexander diesen Ausspruch vernommen und nachdem er den Gott reichlich beschenkt hatte, kehrte er hoch beglückt auf dem kürzesten, aber ebenfalls sehr beschwerlichen Wege nach Memphis in Aegypten zurück. Die Erfüllung eines solchen thörichten Wunsches mußte natürlich eine große Veränderung in dem ganzen Wesen Alexander's hervorbringen; doch mäßigte er sich anfangs und suchte seinen Uebermuth und lächerlichen Stolz zurückzuhalten, weil er noch ein schweres Werk vor sich hatte. Es hatte nämlich Darius, da seine Friedensvorschläge vergeblich waren, alle Kräfte seines noch immer unermeßlichen Reiches aufgeboten, um durch einen Hauptschlag sich Ruhe und Frieden zu verschaffen. Dies war dem nach neuem, immer größeren Ruhme trachtenden Alexander erwünscht. Daher brach er im nächsten Frühjahre gegen Darius auf, und er traf ihn in der Gegend von Babylon und zwar bei Gaugamela, nicht weit von Arbela, wo das ungeheure persische Heer gelagert war. Es soll nach einigen Angaben aus 800,000 Fußgängern, 200,000 Reitern und 200 Sichelwagen bestanden haben. Mögen auch diese Angaben etwas übertrieben sein, so geht doch soviel daraus hervor, daß das macedonische Heer gegen das persische in gar keinem Verhältniß stand. Dazu kam noch, daß die große Ebene für die Perser günstig, für das Häuflein der Griechen sehr ungünstig war. Aber eben das wollte Alexander; hier sollte es sich entscheiden, daß er nicht vortheilhaften Umständen, sondern allein seinem Muthe und seinem Talente sein Glück verdanke. Jede List verschmähend, griff er in offener Feldschlacht die Perser an, und obgleich der Kampf sehr schwer wurde, so erfocht er doch endlich den vollständigsten Sieg. Darius konnte sich nur durch die

Schnelligkeit seines Pferdes retten, aber sein Schatz, Schild und Bogen fielen in die Hände Alexander's. Bald darauf mußten auch die Hauptstädte des Landes, Babylon und Susa, mit allen ihren Reichthümern sich dem Sieger übergeben. Damit war die Hauptsache geschehen und Alexander konnte sich jetzt schon als den Herrn von Asien betrachten und hatte das stolze Ziel, das er sich gestellt, erreicht. Denn die Unterwerfung einiger entfernter Provinzen hatte keine Schwierigkeit mehr, und seine fernern Züge und Thaten dienten nur dazu, seinen Namen als Eroberer auch in den entferntesten Ländern zu verbreiten. Das weitere Schicksal des Darius war sehr traurig, denn verrätherische Statthalter, und namentlich Bessus, die einige Trümmer des zerschellten persischen Reiches an sich zu reißen strebten, bemächtigten sich dazu seiner Person, schleppten ihn mit sich fort; wie sie aber merkten, daß Alexander sie verfolge, versetzten sie ihm einige tödtliche Wunden und jagten die Pferde, die den Wagen zogen, worin Darius lag, in eine Wildniß. Hier fand ihn, kaum seiner noch bewußt, ein macedonischer Soldat. Alexander hatte nämlich von dem schändlichen Vorhaben des Bessus gehört, und eilte, um den unglücklichen König zu retten, an der Spitze seiner Reiterei den Bösewichtern unausgesetzt nach, und als er schon in ihrer Nähe war, da begingen sie dieses Bubenstück. Einer von den Leuten Alexander's, der Wasser suchte, bemerkte, wie erwähnt, den Wagen, ging darauf zu und fand den Darius im Sterben. Doch da der beklagenswerthe Fürst den Macedonier erkannte, sammelte er noch einmal alle seine Lebenskräfte, richtete sich auf und sprach mit schwacher Stimme: „Danke in meinem Namen deinem Könige für die großmüthige Behandlung meiner Familie und sage ihm, daß ich in dem letzten Augenblicke meines Lebens ihn für meinen würdigen Nachfolger erkläre.“ Nachdem er dies gesprochen, legte er sich zurück und verschied.

Auf die Klagen des Macedoniers kamen auch Andere herbei und Alexander selbst. Wie dieser den Leichnam des einst so mächtigen und glücklichen Königs sah, empfand er tiefe Trauer, vergoß häufige Thränen, erwies dem Hingeschiedenen alle seiner vorigen Würde angemessenen Ehren, traf aber dabei auch alle Anstalten, die Mörder in seine Gewalt zu bekommen, und als ihm dies gelungen war, übergab er sie den Hinterbliebenen des Darius zur Bestrafung. Die Elenden büßten ihre Frevelthat am Kreuze.

Fr. K. Du bist bisher in deiner Erzählung ziemlich weitläufig gewesen, und ich duldete es um so lieber, da dieses Alles dazu dient, um uns von unserm Helden ein vollständiges Bild zu entwerfen, und da er selbst in Dem, was bis zum Tode des Darius von ihm geschah, in einer noch liebenswürdigern Gestalt vor uns erscheint, wenngleich auch da schon mehre starke Schattenseiten an ihm hervortreten. Bei seinen übrigen Thaten aber kannst du dich desto kürzer fassen, weil wir unsern Zweck schon ziemlich erreicht haben.

Kath. Nach dem Tode des Darius unterwarf sich Alexander die noch übrigen Provinzen des persischen Reiches, Hyrkanien und Bactrien, wandte sich dann mehr nordwärts und kam, weder durch den Kaukasus noch durch den Oxus aufgehalten, bis zum kaspischen Meere, kehrte von da wieder nach Bactrien zurück und traf neue Vorkehrungen, um auch andere, nicht persische Länder und Indien zu erobern. Nichts, selbst nicht öftere Empörungen in seinem Heere, konnten ihn von seinem Vorhaben abbringen. Siegreich drang er vor bis zum Indus, setzte über denselben, verband sich mit einem Könige daselbst, der ihn mit Elephanten unterstützte, schlug am Hydaspes den tapfern König Porus, nahm diesen gefangen, gab ihm aber, durch dessen würdevolles Benehmen gerührt, seine Freiheit und sein Reich noch vergrößert zurück; doch an seinem weitern Vordringen bis

zum Ganges hinderte ihn die allgemeine Unzufriedenheit und das laute Murren seiner Soldaten, die sich nach so großen Anstrengungen endlich einmal nach Ruhe sehnten. So sehr es ihn auch schmerzte, so mußte er sich gleichwol zum Rückzuge nach Babylon entschließen. An den Hydaspes zurückgekehrt ließ er eine Flotte bauen, schiffte mit einem Theile der Truppen den Fluß hinab, während die Uebrigen ihm am Ufer folgten, bestand dabei manche ritterliche Kämpfe und wurde selbst bei Belagerung einer Stadt schwer verwundet. Nach seiner Genesung setzte er seine abenteuerlichen Unternehmungen fort, fuhr dann in den Indus und von da in den großen indischen Ocean, der seine Macedonier mit Entsetzen erfüllte, da sie glaubten, daß in demselben alle Ungeheuer haus'ten. Nachdem das Verlangen nach der Rückkehr sich immer stärker kundgab, so verschob er diese nicht länger; die Flotte ließ er an der Küste hinsegeln, er selbst machte den Marsch zu Lande, auf dem sein Heer durch Mangel an Lebensmitteln und besonders an Wasser in den Wüsteneien gewaltig litt; doch wußte er durch sein eigenes Entbehren und standhaftes Ausdauern den Muth der Soldaten immer aufrecht zu erhalten. Als z. B. einer seiner Soldaten etwas weniges Wasser gefunden hatte und es ihm im Helme brachte, fragte er, ob auch seine Truppen zu trinken hätten, und als dies verneint wurde, goß er das Wasser mit den Worten aus: „Wenn meine Leute nichts haben, will ich auch nichts haben." Dies wirkte ungemein auf die Gemüther der Soldaten, und sie ertrugen willig die größten Mühseligkeiten. Ueberhaupt verstand Alexander mehr als einer die Kunst, den mächtigsten Einfluß auf die Geister der Menschen auszuüben. So kam er endlich, freilich mit einem sehr großen Verluste an Menschen nach Susa, und von da nach Babylon. Hierauf belobte er das Betragen der Truppen, entließ Diejenigen, die es vorzogen, in ihre Heimat zurückzukehren, reich

beschenkt von sich, die Andern, die bei ihm bleiben wollten, suchte er auf andere Weise für ihren Entschluß zu entschädigen und an sich zu fesseln. In Babylon beschäftigte er sich mit neuen Eroberungsplänen, aber der Tod übereilte ihn mitten in denselben im 32. Jahre seines Lebens. Einige glauben, daß ihm Gift beigebracht worden sei; aber viel wahrscheinlicher ist es, daß er in Folge der Völlerei und des unmäßigen Trinkens starb, und zwar umsomehr, da sein Erkranken und sein Tod nach einem Gastmahle erfolgte.

Fr. R. Wir sind nun am Ende unserer Erzählung; nur vermisse ich noch einige Bemerkungen über das Betragen Alexander's in den letzten Jahren seines Lebens, die ich dir umsoweniger erlassen kann, da ohne diese in unserm Gemälde die letzten Züge fehlen würden.

Kath. Davon weiß ich außer Dem, was ich schon früher erwähnt, nicht viel mehr zu sagen; nur Das, daß gleich nach der Schlacht bei Gaugamela sein großes Glück ihn immer übermüthiger machte, sodaß er, was sein weiserer Vater sich alle Morgen von einem Diener sagen ließ, vergessen zu haben schien, nämlich daß er ein Mensch sei. Daher wurde von Zeit zu Zeit sein Benehmen anspruchsvoller, er verlangte offener als Jupiter's Sohn anerkannt und verehrt zu werden, und weil ihm dazu asiatischer Prunk und Fürstenglanz vorzüglich förderlich zu sein schien, so wich er mehr, als seinen Leuten erträglich war, von der edlen Einfachheit der Griechen ab, und nahm zuletzt ganz persische Tracht, Sitten und Lebensweise an. Ueberhaupt muß man mit Bedauern wahrnehmen, daß nach dem Falle des Perserreichs das Bessere und Edlere seiner Natur, wenn auch nicht ganz verschwand, doch immer mehr zurücktrat, sodaß uns Alexander zu einem belehrenden Beispiele werden kann, daß sich der Mensch kein ungewöhnliches Glück wünschen soll, weil er in der Regel nicht im Stande ist, es zu ertragen. Noch schlimmer als

dieses ist, daß er sich in der letzten Zeit ganz dem Trunke hingab, und in dem Zustande der Trunkenheit Handlungen beging, durch die er sich und seine Thaten schändete. Ich rechne nicht dahin, daß er den verdienstvollen Feldherrn Parmenio, der seinem Vater und ihm viele Siege erfocht, weil dessen Sohn, Philotas, sich in eine Verschwörung verwickeln ließ, unverschuldet mit dem Sohne hinzurichten befahl, sondern daß er den Clitus, seinen Freund und Lebensretter, mit eigener Hand erstach; daß er, von einer schlechten Frau verleitet, in Begleitung seiner Trinkgenossen die herrliche Stadt Persepolis anzündete und mit königlicher Hand die ersten Brandfackeln hineinwarf, und Anderes der Art mehr. Freilich bereute er es, wenn er wieder nüchtern geworden war. Aber der Besieger eines halben großen Erdtheils hatte nicht die Kraft in sich, die Feinde, die ihn moralisch zu Grunde richteten und ihn sich selbst unähnlich machten, von sich abzuwehren oder ihnen den Sieg abzugewinnen.

Fr. R. Ihr seid mit dem Leben und den Thaten Alexander's, wie ich aus der Wiedererzählung Dessen, was ich euch vorher darüber vorgetragen habe, überzeugen konnte, hinlänglich bekannt. Nun gestatte ich euch, Einzelnes, was wir, um nicht den Zusammenhang der Begebenheiten zu stören, entweder übergingen, oder nur kurz berührten, nachzuholen, oder über Dinge, die euch näher interessiren, euch auszusprechen, oder über Das, was euch nicht ganz klar ist, mich zu fragen.

Marie. Ich wollte zwar die Geschichte von der Bezähmung des Bucephalus durch Alexander, als dieser noch ein Knabe war, wieder vorbringen; aber ich halte es jetzt für unnöthig, da sie doch hinlänglich bekannt ist, sowie auch, daß Alexander dieses Pferd immer ritt und so liebte, daß er in Indien eine von ihm gegründete Stadt nach diesem Bucephalia nannte. Doch Eines möchte ich Sie fragen: war

denn eigentlich nicht jene That des jungen Alexander eine Tollkühnheit?

Fr. R. Ganz richtig, mein Kind! Dieses Wagestück hätte ihm das Leben kosten können.

Marie. Also darf man nichts thun, wobei unser Leben, oder wenigstens unsere Gesundheit gefährdet wird? In diesem Falle hätte wol auch mein Onkel, als er neulich in einen tiefen Fluß sprang, um ein armes Kind herauszuziehen, das dem Ertrinken nahe war, eine Tollkühnheit begangen?

Fr. R. In diesem Falle nicht; denn er hat ja dadurch etwas Gutes gethan, und dieses verlangt die Pflicht von uns, selbst da, wo unser eigenes Leben in Gefahr kommt. Versetze dich in die Lage des Kindes; würdest du nicht von jedem Vorübergehenden verlangt haben, daß er ohne die Gefahr zu scheuen, dich dem Tode entreißen solle? Was du wünschest, das man dir thue, mußt du auch deinem Nächsten thun. Daher hat dein Onkel Das gethan, was jeder gute Mensch thun muß, und seine Handlung darf nicht mit jener Alexander's verglichen werden. Dein Onkel folgte dem Gebot der Pflicht und handelte als ein edler Mensch; Alexander, dem es weder eine Nothwendigkeit noch eine Pflicht gebot, setzte durch jugendliche Unbesonnenheit und aus verwegenem Leichtsinn sein Leben auf das Spiel.

Marie. Ich sehe das ein, und begnüge mich damit. Auch Das, was ich Sie über den gordischen Knoten fragen wollte, will ich unterlassen, weil ich mir von selbst vorstellen kann, daß damit wol jede Art von Schwierigkeiten, welche uns bei jedem wichtigen Unternehmen entgegentreten, bezeichnet wurde, und daß daher auch bei uns noch der gordische Knoten sprichwörtlich gebraucht wird. Ebenso kann ich mir denken, daß wenn uns irgend eine Schwierigkeit entgegentritt, wir nicht, wie Alexander, immer mit dem Schwerte

den Knoten zerhauen dürfen, sondern uns Mühe geben müssen, daß wir ihn ordentlich lösen. Aber darüber wünschte ich von Ihnen belehrt zu werden, was das für ein Verdacht sei, der auf Alexander bei der Ermordung seines Vaters fiel, und den er nicht gehörig beseitigen konnte.

Fr. R. Ein sehr schwerer, daß er nämlich um die Ermordung seines Vaters gewußt habe.

Marie. Pfui! Wer könnte so etwas glauben, wenn man bedenkt, wie edel Alexander wenigstens in frühern Jahren war, wie innig er seinen Freund Hephästion liebte, wie großmüthig er die Familie des Darius behandelte, welches Leid er über den Tod des persischen Königs empfand und welche Schonung er gegen den indischen König Porus bewies. Wer solcher Gefühle fähig war, der konnte kein so abscheuliches Verbrechen begehen.

Fr. R. Begangen hat er es nicht; ich sagte nur, daß man ihn im Verdachte hatte, daß er um dasselbe gewußt habe.

Marie. Auch das ist nicht denkbar; denn wie er Tag und Nacht ritt, um den unglücklichen Darius, der ihn nichts anging, und sogar sein Feind war, von den mörderischen Händen des Bessus zu retten, so wird er gewiß noch weit mehr Alles gethan haben, um seinem Vater das Leben zu erhalten.

Fr. R. Es freut mich, daß du so eifrig die bessere Natur des Menschen in Schutz nimmst, und ich kann nur wünschen, daß du dies immer thuest; denn so lange der Mensch nichts Schlechtes von Andern denken kann, so lange ist er selbst gut. Aber gleichwol muß ich auf die Sache eingehen, weil ich hoffe, daß du auch daraus etwas lernen könnest.

Marie. Ich bin sehr begierig zu hören.

Fr. R. Man kam auf diesen Verdacht, weil Philippus

seine Frau, die Mutter Alexander's, die Olympias hieß, und die Alexander mit aller Zärtlichkeit liebte, verstoßen und eine andere Frau geheirathet hatte. Deshalb verfeindete er sich mit seinem Vater so, daß er, um sein Leben zu retten, nach Epirus fliehen mußte. In der Folge versöhnte er sich zwar wieder mit seinem Vater, aber seine kindliche Liebe zu diesem war durch jenen Vorfall wol ziemlich geschwächt worden. Gleichwol würde ihn dieses nicht so pflichtvergessen gemacht haben, daß er die Ermordung seines Vaters, die offenbar von seiner Mutter und deren Freunden ausging, geduldet hätte. Dazu kommt aber, was die Hauptsache ist, daß sich Philipp von den Griechen zum Anführer gegen die Perser hatte ernennen lassen, und alle Anstalten zu diesem Feldzuge traf. Dies war gegen den Plan Alexanders; er hatte sich diesen Feldzug selbst vorgesetzt, und in seinem jugendlichen Geiste träumte er schon von den Siegen, die er dort gewinnen, von den Eroberungen, die er dort machen wollte; nun aber sah er mit Schrecken, daß sein Vater ihm den Ruhm, der Eroberer Asiens zu sein, entreißen und alle seine Entwürfe und schönen Hoffnungen vernichten würde. Und das war seine schwache Seite; wenn er also wirklich um die Ermordung seines Vaters wußte, so ist der Grund davon blos darin allein zu suchen.

Marie. Ich will das zugeben, weil es sehr viele Wahrscheinlichkeit hat; was kann man aber, wie Sie eben sagten, daraus lernen?

Fr. R. Ungemein viel, mein Kind, und zwar vor Allem dies: Wenn irgend ein Mensch die Neigungen seines Herzens, besonders die schlimmen, nicht mit aller Vorsicht bewacht, sondern sich denselben blindlings hingibt, so werden sie allmälig so stark in ihm, daß sie zuletzt selbst seine bessere Natur, wie ohnstreitig die eines Alexander's war, zu jeder Schlechtigkeit fortreißen. Hätte Alexander diesem unbe-

grenzten Ehrgeiz und dieser Ruhmsucht gleich anfangs und in der Folge mit Kraft widerstanden, so würden wir ihn wol jetzt nicht im Verdachte haben, daß er um die Ermordung seines Vaters gewußt habe. Wir nehmen also daraus die Lehre, daß wir sehr auf unserer Hut sein müssen, daß nie eine böse Neigung in uns die Oberhand gewinne; denn in diesem Falle können wir, wie Alexander, nie für uns stehen, daß wir nicht ebenfalls zu Lastern und Schlechtigkeiten jeder Art verleitet werden. Glaubt ihr wol, um ein Beispiel aus der biblischen Geschichte anzuführen, daß Kain seinen Bruder getödtet haben würde, wenn er ihn nicht anfangs darum beneidet hätte, daß die von Abel Gott dargebrachten Opfer dem Herrn mehr gefielen als die seinigen? Ward also nicht auch hier ein unbewachter Neid die erste und vorzüglichste Ursache, daß ein Bruder den Bruder mordete? Wenn ihr daran denket, so werdet ihr es wol nicht mehr so unglaublich finden, daß Alexander den Tod seines Vaters nicht verhinderte.

Kath. Ich sehe das wol ein, aber warum bestrafte er denn so schnell die Mörder seines Vaters?

Fr. R. Dies that er, im angenommenen Falle, deswegen, damit keine Schuld auf ihn herauskommen könne, wenn Diejenigen umgekommen wären, die um die That wußten.

Kath. Wenn wir dies annehmen, erscheint uns Alexander noch um Vieles schlechter.

Fr. R. Statt einer Antwort erinnere ich dich an die schöne Strophe eines Liedes von Schiller: „Ja, der erste Schritt ist Alles, o! ist dieser fehlgethan, dann nimmt sich des nahen Falles, selbst dein Schutzgeist nicht mehr an.“ Ein Fehler führt immer zum zweiten und größern.

Marie. Wie konnten Sie aber vorhin sagen, ich soll immer Gutes von den Menschen denken, wenn selbst ein Alexander, den ich so lieb gewonnen hatte, so schlecht war?

Fr. R. Liebes Kind! Es ist ja noch nicht erwiesen, daß Alexander um den Mord seines Vaters wußte; wir sagten nur, daß man ihn deshalb im Verdachte habe; es kann oft unschuldiger Weise Jemand in Verdacht kommen. Denn gesetzt auch, daß der Verdacht bei Alexander nicht unbegründet wäre, so dürfte man wegen eines oder einzelner Fälle nicht gleich das Vertrauen zu den Menschen verlieren. Denn der Mensch ist von Natur nicht böse, sondern Umstände und Verführung können dem Unvorsichtigen und Leichtfertigen verderblich werden, zumal, wenn die Erziehung verwahrlos't ist. Dagegen gibt es Viele, die sich in jeder Lage des Lebens als gut bewähren und eine Menge von Tugenden werden im Stillen und unbewußt von uns geübt. Darum ermahne ich dich noch einmal, das Zutrauen zu den Menschen nicht aufzugeben, sondern einstweilen das von mir Bemerkte fest zu halten. Ein anderes Mal werde ich Gelegenheit finden, dich über diese wichtige Tugend, von der soviel abhängt, mehr zu belehren. Nun wollen wir auf Das kommen, was du bei der Erzählung Katharinens vermißtest, nämlich das Zusammenkommen Alexander's mit Diogenes. Ich sagte dir gleich, daß dieser Umstand gar nicht wesentlich in die Geschichte Alexander's eingreife, aber in anderer Beziehung verdiene, von uns besprochen zu werden. Daher kannst du mir jetzt sagen, was du davon weißt.

Marie. Ich weiß weiter nichts, als was Sie uns in Ihrem Vortrage davon mitgetheilt haben, und dieses werde ich umsolieber wiederholen, weil ich auch wieder Einiges zu bemerken habe.

Fr. R. Thue dieses; es wird mir sehr lieb sein, wenn du mir Gelegenheit gibst, deine Begriffe zu berichtigen.

Marie. Als Alexander nach Korinth gegangen war, um sich daselbst als Oberfeldherr gegen die Perser ausrufen zu lassen, so strömte Alles von den Griechen, was konnte, da-

hin, um den jungen merkwürdigen König zu sehen und irgend ein Zeichen der Gunst von ihm zu erhalten. Zufälliger Weise hielt sich damals Diogenes in Korinth auf; allein er zeigte keine Lust, sich dem Alexander zu nahen. Dieses bemerkten Einige aus der Umgebung des Königs, und, da gerade alle Anwesenden sich drängten, um in die Nähe Alexanders zu kommen, theilten diese mit Aeußerung ihres Unwillens ihre Wahrnehmung demselben mit. Alexander, ohne sich im Geringsten darüber zu erzürnen, sagte mit aller Ruhe: „Wenn Diogenes nicht zum Alexander kommeu will, so wird Alexander zu ihm gehen.“ Er machte sich also auf, und die ganze Umgebung folgte ihm. Wie man dahin kam, wo sich Diogenes aufhielt, fand man ihn im Freien, sich sonnend. Sobald er den König bemerkte, erhob er sich etwas, um denselben zu grüßen, nahm aber gleich darauf wieder seine vorige Lage ein. Hierauf entspann sich eine Unterredung zwischen Alexander und Diogenes, die ziemlich lange dauerte, und wobei man wahrnehmen konnte, daß der König immer mehr Wohlgefallen an diesem sonderbaren Manne fand. Nachdem die Unterredung geendigt war, forderte Alexander den Diogenes auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten. Jedermann war begierig, was sich dieser erbitten würde; da sagte er mit dem größten Gleichmuthe, Alexander möge ihm aus der Sonne gehen. Darüber war Alexander so verwundert, daß er ausrief: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!“

Fr. K. Du hast deine Sache gut erzählt; nun laß hören, was du dabei zu bemerken hast.

Marie. Vor Allem kann ich nicht begreifen, wie Diogenes nur so etwas Unbedeutendes verlangen konnte; dann finde ich nicht, was in dieser Bitte so Bewundernswerthes liegt.

Fr. K. Warum nicht?

Marie. Sie sagten doch, daß Diogenes ein weiser Mann oder Philosoph war; wenn aber ein weiser Mann oder Philosoph, wie ich ebenfalls von Ihnen gehört habe, der ist, welcher vom Leben und von allen göttlichen und menschlichen Dingen höhere Einsicht und tiefere Kenntnisse besitzt, wie die gewöhnliche Menge der Menschen, sollte Diogenes als solcher nichts Anderes haben finden können, als daß man ihm aus der Sonne gehe, und verdient denn eine solche Bitte, daß man sich darüber wundere? Ich hätte schon etwas Besseres gewußt, als dieses.

Fr. R. Und was wäre denn das?

Marie. Ich hätte um recht viel Geld gebeten.

Fr. R. Um recht viel Geld? So sage mir denn auch, aus welchem Grunde du darum gebeten haben würdest?

Marie. Weil Der, welcher recht viel Geld besitzt, gewiß weit glücklicher ist, als Der, welcher in einem so ärmlichen Zustande lebt, wie Diogenes nach Ihrer Erzählung.

Fr. R. Also meinst du, daß das Geld an sich schon die Menschen glücklicher mache?

Marie. Warum das nicht? Denn wenn man genug Geld hat, kann man gut essen und trinken, da kann man sich schön kleiden und bequem wohnen, da kann man Pferde und Wagen halten um spazierenzufahren, und sich überhaupt eine Menge Bequemlichkeiten und Lustbarkeiten verschaffen, was Alles Der entbehren muß, dem es an Gelde fehlt. Wenn Sie dies bei sich erwägen, so müssen Sie doch selbst zugestehen, daß die Reichen glücklicher sind als die Armen.

Fr. R. Das kann ich dir nicht so geradezu zugestehen. Wir wollen die Sache etwas näher betrachten, und uns, die wir nicht reich sind, mit Solchen vergleichen, die sehr reich sind, und zwar, damit du leichter ein Urtheil gewinnen kannst, will ich dich auf solche Beispiele hinweisen, die dir bekannt sind. Du kennst doch die Bertha und weißt, daß

diese essen und trinken kann, was ihr nur schmeckt; sage, möchtest du an ihrer Stelle sein?

Marie. Das nicht, weil sie meistens krank ist, indem sie sich durch zu viel Genuß und namentlich durch ihre Leckereien den Magen verdirbt.

Fr. R. Also hältst du diese nicht für glücklicher als dich, ungeachtet sie viel reichere Eltern hat als du, und deshalb genießen kann, was und wie sie will?

Marie. Nein; denn es fehlt ihr die Gesundheit, und ohne diese kann man auch bei allem Ueberfluß sich nicht glücklich fühlen.

Fr. R. Wünschest du aber lieber mit Ida tauschen zu können, die alle Tage prächtig gekleidet ist?

Marie. Auch das nicht; denn diese kann sich kaum bewegen, und wenn sie einmal Lust hat, mit uns zu spielen, so ruft man sie gleich wieder zurück, damit sie ja nichts an ihren schönen Kleidern verderbe. Im Vergleich zu ihr will ich lieber meine gewöhnlichen Kleider haben, und damit herumspringen, als immer wie eine Puppe dasitzen zu müssen.

Fr. R. Demnach glaubst du, daß auch diese nicht glücklicher ist als du, trotz des Reichthums ihrer Eltern und der Pracht ihrer Kleider?

Marie. Nicht im Mindesten; was nützt dieses Alles, wenn man nicht, wie man möchte, sich wahrhaft freuen darf.

Fr. R. Doch der Irene wirst du vor dir einen Vorzug geben, da diese, wenn sie will, in einem schönen Wagen spazieren fahren, alle Gesellschaften besuchen und jede Art von Genüssen sich verschaffen kann.

Marie. Noch weniger als den Andern; denn Irene hat keine einzige Freundin, weil sie durch ihren Stolz und durch ihr vornehmes Wesen Alles von sich abschreckt; daher sieht

sie auch immer nicht vergnügt aus, und es gefällt ihr nirgends, wo sie ist.

Fr. R. Nach deinem eigenen Geständnisse möchtest du keine von diesen Dreien sein, obgleich sie viel reicher, oder vielmehr von viel reichern Eltern sind als du, also auch viel besser und leichter ihre Wünsche befriedigen können.

Marie. Nein; denn sie sind alle nicht so vergnügt als ich, und ich fange an zu begreifen, daß das Geld an und für sich noch nicht glücklich macht; es müßten ja in diesem Falle alle diese drei Mädchen viel glücklicher sein als ich, und das finde ich nicht.

Fr. R. Mit dieser Einsicht hast du schon Vieles gewonnen. Zugleich aber wirst du wol auch begreifen, daß um glücklich zu sein, etwas mehr dazu gehöre, als Geld und überhaupt irdische Güter?

Marie. Das wol, aber was das ist, das erkenne ich noch nicht.

Fr. R. Nun, so denke nach. Sage mir, wenn du mit deiner Lage nicht zufrieden wärest, und wenn es dich immer schmerzte, daß du nicht das essen und trinken könntest, was Bertha hat, nicht so gekleidet sein, wie Ida, nicht in schönen Wagen fahren und alle vornehmen Gesellschaften besuchen, wie Irene, würdest du dann auch noch behaupten, glücklicher zu sein als diese Mädchen?

Marie. O nein! Ich würde in diesem Falle viel unglücklicher sein, weil diese, was sie wollen, haben können, ich es aber doch nicht bekäme.

Fr. R. Was ist es also, das dich jetzt glücklicher macht?

Marie. Die Zufriedenheit mit meiner Lage; denn ich habe, was ich brauche, und leide nicht an den Uebeln jener Mädchen.

Fr. R. Recht. Die Zufriedenheit mit seiner Lage und mit seinem Stande und mit seinem ganzen Schicksale ist das

erste Erforderniß, wenn wir glücklich sein wollen. Wer das Seinige verschmäht und immer nur mit schmerzlichen Empfindungen oder mit Neid und Eifersucht auf Andere hinsieht, die mehr zu haben, oder ihre Wünsche und Bedürfnisse leichter befriedigen zu können scheinen, verbittert sich selbst seine Freuden und zerstört sich sein Glück, indem er Das, was er hat, nicht achtet, und nach Dem verlangt, was er nicht haben kann. Diese Zufriedenheit aber ist nicht an Geld, an einen Stand gebunden, sondern sie hat ihren Sitz im Herzen der Menschen, und wird genährt und gestärkt durch richtige Einsicht und wahres Verständniß des Lebens. Wer die Zufriedenheit nicht hat, der bleibt bei allen Schätzen arm, weil er wieder eine Menge anderer Wünsche und Bedürfnisse, die eben durch diese erzeugt werden, in sich trägt, zu deren Erfüllung ihm selbst sein Reichthum nicht die Mittel darbietet. Oder glaubst du nicht, um bei unsern Beispielen stehen zu bleiben, daß jene Mädchen, ungeachtet ihnen Vieles zu Gebote steht, gleichwol Vieles schmerzlich vermissen und es sich doch nicht verschaffen können?

Marie. Ja wohl. Denn die Eine möchte gesund sein, die Andere möchte sich nach Lust herumtummeln können und die Dritte betrübt sich, daß sie nicht von Andern geliebt wird und keine Freundin hat.

Fr. R. Was erkennst du daraus?

Marie. Daß man sich nicht großen Reichthum und andere irdische Güter sehnlichst wünschen soll, sondern vor Allem danach streben, daß man zufrieden werde.

Fr. R. Wie können wir uns aber die Zufriedenheit, von der, wie du selbst einsiehst, so viel abhängt, zu eigen machen?

Marie. Das weiß ich nicht.

Fr. R. Nun, so wollen wir es Katharina beantworten lassen.

Kath. Auch ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben.

Fr. R. So laß uns gemeinschaftlich suchen, ob wir sie vielleicht finden. Sage mir, wenn du dein höchstes Glück in solche Dinge setzest, wie jene Mädchen, also in Essen und Trinken, in Putz und schöne Kleider, in Wagen und Pferde und in andere Genüsse der Art, würdest du wol in deiner gegenwärtigen Lage, in der du dieses entbehren mußt, zufrieden sein können?

Kath. Das nicht; im Gegentheil würde ich mich sehr unglücklich fühlen. Aber diese Dinge und überhaupt die irdischen Güter können, so lange uns etwas Höheres fehlt, nicht zufrieden machen.

Fr. R. Und worin besteht denn dieses Höhere?

Kath. In den geistigen Gütern, wohin wir vor Allem die Religion, dann einen reinen Sinn für alles Wahre, Gute, und Schöne, ferner Ruhe des Gemüths, Bildung und was Sie vorher nannten, eine richtige Einsicht und Verständniß des Lebens und aller Lebensverhältnisse rechnen.

Fr. R. Wer diese geistigen Güter besitzt oder wenigstens ernstlich danach strebt, wird der sich unglücklich fühlen, wenn jene Dinge, die wir vorhin nannten, ihm abgehen, oder wird der überhaupt einen hohen Werth auf die irdischen Güter legen?

Kath. Nein! Er hat kein Verlangen darnach; denn er kennt ein anderes, besseres Glück, das ihm nicht in nichtigen Genüssen oder in der Befriedigung unbestimmter und immer sich verändernder Wünsche besteht, und er ist im Bewußtsein desselben immer zufrieden und in sich vergnügt, wenngleich er Manches entbehrt, was Andere, mit irdischen Gütern Reichbegabte, im Ueberfluß besitzen und genießen.

Fr. R. Was macht uns also wahrhaft zufrieden und glücklich?

Kath. Der Besitz und Genuß der geistigen Güter, denn diese veredeln den Menschen, gewähren ihm die reinsten und

dauerndsten Freuden, indem sie ihn seiner Bestimmung immer näher bringen, geben ihm ein frohes Bewußtsein und eine stets heitere Stimmung, und lehren ihn, die irdischen Güter weise und mäßig zu genießen, wenn er sie hat, und sich nicht betrüben, wenn er sie nicht hat.

Fr. R. Erkennen dies auch alle Menschen?

Kath. Nur sehr wenige; denn sonst würden sie nicht den irdischen Dingen so nachjagen und in diesen ihr Glück suchen, was sie doch nicht darin finden können.

Fr. R. Wie würdest du aber Den nennen, der dieses erkannt hat?

Kath. Einen weisen, verständigen Mann.

Fr. R. Nun wollen wir Das noch einmal kürzlich zusammenfassen, was ihr eingesehen und zugestanden habt. Ihr gebet also zu, Reichthum und überhaupt irdische Güter machen an sich nicht glücklich; um das zu werden, müsse man vor Allem mit seiner Lage zufrieden sein; um dies zu können, dazu habe man etwas Höheres nöthig, und dies seien die geistigen Güter. Diese seien des Menschen allein würdig, da sie mit der Veredelung seines Innern ihm die reinsten und dauerndsten Freuden gewähren und ihn zugleich lehren, wie er die irdischen Güter anzusehen habe. Dieses sehen aber nur sehr wenige Menschen ein, und wer es einsehe, der sei ein Weiser. Gebt ihr dies Alles auch jetzt noch zu?

Beide. Ja!

Fr. R. Jetzt soll mir wieder Marie antworten. Wofür hältst du nun den Diogenes, indem er irgend einen großen irdischen Vortheil, den er von Alexander hätte erlangen können, von sich wies und dadurch zu erkennen gab, daß er auf irdische Güter nicht den Werth lege, wie andere Menschen?

Marie. Für einen weisen Mann.

Fr. R. Und erscheint er dir in dem Augenblicke, wo er

von Alexander sich blos erbat, er möchte ihm aus der Sonne gehen, nicht wahrhaft groß?

Marie. Ja.

Fr. R. Wirst du also jetzt noch über ihn lachen, weil er nicht, wie du meintest, um Geld und Anderes der Art bat?

Marie. Nein.

Fr. R. Kannst du aber auch jetzt begreifen, warum Alexander, über jene Bitte sich verwundernd, ausrief: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein?"

Marie. Jetzt wol; vorher aber, ehe Sie dieses mit uns durchgingen, freilich nicht.

Fr. R. Ueberhaupt kann man aus der Zusammenkunft und dem Gespräche Alexander's mit dem Diogenes entnehmen, welche herrliche Naturanlagen er besaß, und wie empfänglich er für alles in seiner Art Große war, und ich weiß nicht, ob er nicht gerade da, wo er jene merkwürdigen Worte aussprach, uns am größten erscheint, größer als in seinen Schlachten, indem er bei sich die Ueberlegenheit des Geistigen fühlt und anerkennt, und über die vollkommene Herrschaft staunt, die Diogenes über sich gewonnen hat. Freilich werden wir auch auf der andern Seite von dem betrübenden Gedanken ergriffen, wie schwach immer der Mensch ist, der bessern Stimme in sich zu folgen, und Dem Eingang in sein Herz zu verschaffen, was sich ihm als das Wahre angekündigt hat. Dafür sprechen die Worte: Wenn ich nicht Alexander wäre, wünschte ich Diogenes zu sein. Doch es muß auch in der Welt Männer wie Alexander geben. Wir wollen nach dieser Bemerkung zu andern Betrachtungen übergehen, wozu uns die Geschichte Alexander's so reichen Stoff bietet.

Marie. Ich möchte vorerst noch über Einiges, was Sie uns von Diogenes erzählten, von Ihnen belehrt werden.

Fr. R. Und was ist dieses?

Marie. Sie sagten, daß er am hellen Tage mit einer brennenden Laterne Menschen suchte; dann, daß er seine ganze Habe in einem Ranzen mit sich herumtrug, daß er, wie er einmal einen Knaben mit der Hand Wasser schöpfen sah, seinen Napf, womit er dies vorher zu thun pflegte, wegwarf und von nun an, wenn er durstig war, auch sich das Wasser mit der Hand schöpfte, und daß er gewöhnlich in einer Tonne schlief. Halten Sie das auch noch für Weisheit?

Fr. R. Zum Theil wol; Anderes halte ich für übertrieben. Wenn er am hellen Tage mit einer brennenden Laterne Menschen suchte, so wollte er dadurch zu erkennen geben, daß es so wenig wahrhaft gute und weise Menschen gebe, daß man mit aller Mühe kaum einen finde, und dies haben wir gewissermaßen vorhin schon zugestanden; wenn er ferner seine ganze Habe in einem Ranzen mit sich herumtrug, wenn er mit seiner Hand sich Wasser zum Trinken schöpfte und wenn er in einer Tonne schlief, so gab er uns damit die Lehre, daß der Mensch zum Leben sehr wenig brauche, und daß Derjenige am glücklichsten ist, der am wenigsten bedürfe, und darin müssen wir ebenfalls Weisheit erkennen. Doch ging er in diesen Dingen zu weit; Alles in der Welt hat seine Grenze, auch das Gute; wer hierin das rechte Maß überschreitet und von der Sitte der übrigen Menschen ganz abweicht, den nennen wir einen Sonderling, und das war auch Diogenes, so achtungswerth er uns im Uebrigen erscheint. Wir werden aber bei einer andern Gelegenheit mehr über diesen Gegenstand sprechen; jetzt halten wir uns aber an Das, was zunächst die Geschichte Alexander's betrifft.

Marie. Ich hätte noch eine einzige Frage. Darf ich dieselbe anbringen?

Fr. R. Du bist unerschöpflich in Fragen. Bringe sie

vor, damit ich sie dir beantworte, und wir dann das Weitere beendigen.

Marie. Alexander sagte zu der Mutter des Darius, daß er und Hephästion eins seien. Das verstehe ich nicht, wie zwei eins sein können?

Fr. R. Er bezeichnete damit die innige Freundschaft, die zwischen ihm und Hephästion bestehe. Eine weitere Entwickelung würde uns aber auf Freundschaft überhaupt führen, und das behalte ich mir vor, ebenfalls zu einer andern Zeit zu besprechen.

Kath. Ich habe mich bisher aller Fragen enthalten, aber Eins möchte ich von Ihnen näher bestimmt wissen, warum Sie nämlich kurz vorher sagten: Es müsse auch Männer wie Alexander in der Welt geben?

Fr. R. Deine Bemerkung finde ich passend und um so geeigneter, als sie den Schlußpunkt unserer Betrachtung enthält. Doch zuerst will ich von dir hören, was dir bei jener Aeußerung auffiel.

Kath. Ich denke mir, Männer wie Alexander sollte es nicht in der Welt geben, und wenn es solche gibt, dann sind sie immer ein Unglück für ihre Zeitgenossen.

Fr. R. Wie so? Erkläre dich näher hierüber.

Kath. Wenn auch Alexander den schönen Vorwand brauchte, er wolle das den Griechen früher zugefügte Unrecht rächen, um in das Perserreich einzufallen, so war es doch nichts Anderes, was ihn dazu bewog, als eitler Ehrgeiz und Ruhmsucht. Um groß zu erscheinen, und um den stolzen Namen eines Eroberers zu tragen, fiel er über das damals friedlich gesinnte Asien her, zerstörte ein Reich nach dem andern und brachte Elend, Jammer und Verwüstung in die entferntesten Gegenden, beging eine Menge der größten Grausamkeiten und opferte eine Unzahl Menschen seinem Wahne auf. Wenn ich dieses Alles bei mir bedenke, so sagt mir

mein natürliches Gefühl, es solle keine Männer wie Alexander in der Welt geben.

Fr. R. Ich stimme dir eines Theils ganz bei, daß Erscheinungen wie Alexander und Andere seines Gleichen ein Verderben und eine Geißel eines großen Theils der gleichzeitigen Menschheit sei, und daß solche Männer ohne Fug und Recht in fremdes Eigenthum eindringen, das Wohl ganzer Völker niedertreten und überallhin, wohin sie nur kommen, Jammer und Elend tragen. Insofern scheint die trotzige Antwort eines Seeräubers, die er dem Alexander auf seine Frage: aus welchem Grunde er es wage, das Meer zu beunruhigen, mit den Worten gab: aus demselben Grunde, aus welchem er selbst den Erdkreis beunruhige, mir sehr viel Wahrheit zu enthalten. Aber wir müssen die Sache hier mehr vom christlichen Standpunkte aus betrachten, wenn wir bei dergleichen Erscheinungen Beruhigung finden wollen. Auf diesem Standpunkte erkennen wir das Walten der göttlichen Vorsehung, die außer ihren vielen Segnungen auch oft Wege verfolgt, die uns anfangs dunkel erscheinen, und die wir mit unserm schwachen menschlichen Verstande nicht zu deuten vermögen, die aber am Ende immer zum Guten und Erfreulichen führen.

Kath. Ich begreife, was Sie sagen wollen, aber warum müssen denn dabei immer soviel Uebel geschehen?

Fr. R. Allerdings drängt sich uns hierbei eine solche Frage auf. Vielleicht aber wirst du dich aus einem Beispiele am besten darüber belehren. Denke dir einen Sturm und Gewitter, die über eine Gegend hinziehen, wobei der Blitz Häuser anzündet, oder einen Menschen erschlägt, der Hagel die Früchte der Felder, welche die Hoffnung des Landmanns enthalten, niederwirft, der Wind Verheerungen unter den Bäumen anrichtet. Denkst du dir also dieses, wirst du

da nicht sagen müssen, daß Sturm und Gewitter große Uebel anrichten?

Kath. Ja.

Fr. R. Wirst du aber über Gott klagen, daß er uns Sturm und Gewitter zusendet?

Kath. Das nicht; denn Sie haben uns ja gelehrt, wie nothwendig dieselben in der Natur sind, indem sie die Luft von schädlichen Dünsten reinigen, durch ihre wohlthätige Erschütterung der Erde die erschlafften Kräfte der Natur wieder erfrischen und stärken, uns so unsere Gesundheit erhalten, und eine mitwirkende Ursache zum Gedeihen und Wachsthum der Früchte werden.

Fr. R. Gerade so mußt du das Walten der Vorsehung dir in der Geschichte der Völker vorstellen. Sie schicket auch den Völkern bisweilen Stürme und Gewitter zu, die wol, wenn sie kommen, Schaden und Verheerung anrichten, die aber in der Folge, wie es sich jedesmal zeigte, die erfreulichsten Wirkungen und Segnungen hervorbrachten. Und zu diesen Zwecken bedient sie sich solcher Männer, wie Alexander war, als ihrer Werkzeuge. Damit dir dieses mehr einleuchte, will ich jetzt noch ganz kurz über die wichtigen Folgen sprechen, welche die Züge und Eroberungen Alexander's nicht blos für die damalige Zeit, sondern auch für die spätere, bis auf uns herab, hatten. Für's Erste war es schon ein großer Gewinn, daß dadurch für die Abendländer der Orient, der ihnen vorher fast ganz verschlossen war, geöffnet und zugänglich gemacht wurde. Man wurde bald mit demselben näher bekannt, man bemühte sich die Völkerschaften desselben, sowie die staatlichen, bürgerlichen und religiösen Einrichtungen kennen zu lernen; man forschte nach ihrer Geschichte, nach ihren Sagen und Mythen, was besonders wichtig war, weil Asien das Mutterland der Menschheit ist und von da die ersten Keime der Bildung ausgingen und in vielen Fäden und

Verzweigungen bis auf die spätern Zeiten heruntergehen. Auf diese Weise wurde der Kreis der menschlichen Kenntnisse sehr erweitert, und mehre Wissenschaften, wie Geschichte und Geographie, ungemein bereichert. Ferner wurde die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen des Morgenlandes der Grund zum Verkehr mit demselben und dazu war das von Alexander mit einem weitschauenden Auge, oder wenigstens nach einem sehr richtigen Takte gegründete Alexandrien außerordentlich günstig gelegen, so daß es bald der Mittelpunkt des damaligen und spätern Welthandels wurde. Aber auch die asiatischen Völker haben durch die Vermischung mit den Griechen sehr viel gewonnen, denn ihr ohnedies ziemlich schlaffer Geist wurde durch diese geweckt und angeregt, eine größere Thätigkeit unter ihnen hervorgerufen; es ging mit den Ankömmlingen auch griechische Kunst und Bildung auf sie über, die auch bald bei ihnen, wenngleich mit asiatischen Zusätzen, doch manche schöne Blüten trieb, und überhaupt zeigte sich von nun an in Asien ein größerer Aufschwung und Fortgang der Cultur. Endlich könnte ich darauf aufmerksam machen, wie dadurch selbst dem Christenthume vorgearbeitet wurde; doch die schon lange abgelaufene Stunde nöthigt mich hier abzubrechen, da ich gerne noch das Gedicht anhören möchte, welches ihr gelernt habt, ehe ich zu eurer Mutter gehe, die mich um 12 Uhr erwartet.

Kath. Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich es Ihnen hersage.

Fr. R. Du wirst den Anfang und Marie das Ende hersagen. Ich erinnere euch aber beide, daß es mit Ausdruck und richtiger Betonung geschehe, ohne welche ein Gedicht nie schön scheint noch richtig verstanden wird.

Katharina.

Verehrung der Mutter.

Eine gute Mutter ist
Ueber Alles zu verehren;
Was das Leben ihr versüßt
Sucht, ihr Kinder, zu vermehren.
Ihre Schmerzen gaben euch das Leben,
Ihre Liebe nur erhielt es euch.
Nahrung, Pfleg' und Sorge euch zu geben,
Scheuet sie
Spät und früh
Last und Arbeit nie.
Manche Nacht
Wird für's Kleine durchgewacht,
Mancher Kummer
Raubt ihr den Schlummer,
Denn in ihrem Kind lebet, webet sie.

Marie.

Unermüdet trägt
Sie den Liebling, wägt
Alles Gute für ihn ab;
Jeder Schmerz
Geht auch ihr durchs Herz.
Und so sinnt sie bis ins Grab
Ohne Unterlaß
Immer nur an Das,
Was ihn glücklich durch das Leben führt.
Oh! Wen Mutterzärtlichkeit nicht rührt,
Der ist keiner Zähre,
Wenn er auch sonst Alles wäre,
Wer die Dulderin nicht ewig ehrt,
Der ist nicht des Daseins werth.

Fr. R. Ihr habt beide das Gedicht gut gelernt und gut hergesagt; habt ihr aber auch unter dem Lernen darüber nachgedacht und es ganz in seiner vollen Bedeutung verstanden? Ich wünschte, daß du, Katharina, mir den Inhalt desselben noch einmal in der dir gewöhnlichen Sprache wiedergäbest.

Kath. Wir sollen unter allen Menschen zuerst unserer Mutter unsere größte, innigste Liebe weihen und Alles thun, was in unsern Kräften steht, um ihr Freude zu machen; denn sie hat noch viel mehr für uns gethan, als wir ihr je vergelten können. Wir verdanken ihr nicht nur das Leben, sondern auch die Erhaltung und Pflege desselben und jede Freude, die uns zukommt. Unsertwegen arbeitet sie und strengt sich unaufhörlich an; jedes kleine Leiden, das uns trifft, fühlt sie doppelt, da sie nur für uns lebt und an uns denkt. Sie wird nie müde für das kleine schwache Geschöpf zu sorgen, und bis an den Tod verläßt uns ihre treue, vorsorgende Liebe nicht, der wir jedes Glück im Leben verdanken. Wer darum die Zärtlichkeit einer Mutter nicht empfindet und nach Kräften erwidert, der mag es in der Welt noch soweit bringen als er will, er ist doch keiner Achtung und Liebe, ja nicht einmal des Lebens werth.

Fr. R. Gut, meine Liebe! Du hast den Sinn dieses Gedichtes ganz richtig erfaßt. Nun sage mir aber auch du, Marie, welches sind die Hauptlehren oder Hauptgedanken, die darin enthalten sind, damit ich auch sehe, wie du die Sache verstanden hast.

Marie. Der Hauptgedanke scheint mir der zu sein, daß die Güte und die Zärtlichkeit einer Mutter für ihr Kind unvergleichlich größer und inniger ist, als die irgend eines andern Menschen, und daß deshalb Jeder, der nicht ein schlechter Mensch sein will, der Mutter auch wieder die größte Liebe und Dankbarkeit widmen muß. Dies scheint mir ganz leicht zu verstehen, besonders wenn man eine so herrliche Mutter hat, wie wir so glücklich sind zu besitzen. Man muß sehr schlimm sein, um seine Mutter nicht zu verehren und zu lieben, und ich kann mir gar nicht recht denken, daß es solche Menschen geben kann; denn es liegt ja tief in unserer Natur, daß wir Diejenigen lieben, die uns Gutes thun, und daher

scheint schon das kleine Kind zu fühlen, daß es die Mutterliebe vergelten müsse, die immer für dasselbe sorgt, daß ihm nichts fehle, und daß es kein Kummer und kein Schmerz berühre.

Fr. R. Du hast wol Recht, Marie, wenn du es ganz unbegreiflich findest, daß man seine Eltern nicht liebe. Leider gibt es dennoch solche Fälle, wenn sie auch — Gottlob! — nicht häufig vorkommen. Solche Menschen aber, die sich auf diese Weise gegen das vierte Gebot versündigen, können weder der Strafe Gottes noch der Verachtung der Menschen entgehen, und müssen immer unglücklich enden, wenn sie nicht in sich gehen, solange es noch Zeit ist zu bereuen und sich zu bessern. — Aber jetzt muß ich gehen. Ihr könnt die Stunde bis zu Tisch nach eurem Gefallen verwenden; nur bitte ich euch, nicht außerhalb der Zimmer zu gehen, so lange ich nicht dabei bin.

Marie. Ach könnten Sie nicht noch einen Augenblick verziehen, um einen Brief zu lesen, den ich meiner Freundin schicken möchte.

Fr. R. Wenn du ihn hier hast, will ich ihn noch durchlesen.

Marie. Hier, mein Fräulein!

Fr. R. (liest).

Liebe Freundin!

Du hättest mir kein größeres Vergnügen machen können, als Du mir durch Deinen Brief bereitet hast. Ich bin sehr erfreut, daß Du Dich so wohl und glücklich in der Pension fühlst, aber ich kann es immer noch nicht verschmerzen, daß Du nicht mehr bei mir bist. Du und Katharina waren immer meine einzigen Gespielinnen, jetzt haben wir beide nicht mehr halbsoviel Freude an Spiel und Unterhaltung, denn Du fehlst uns überall. Es ist unmöglich, daß Du uns soviel vermissest, als wir Dich, da Du soviele liebenswürdige Mäd-

chen gefunden hast. Habe sie immerhin recht lieb, aber vergiß über den neuen Freundinnen die alten nicht ganz.

Du willst wissen, wie es seit Deiner Abreise bei uns zugeht? Es ist noch Alles beim Alten; nur haben wir heute nach einer ziemlich langen Unterbrechung wieder unsere Lectionen angefangen, da Fräulein Rothe von ihrer Reise zurückgekommen ist. Katharina und ich sind damit sehr zufrieden, denn die langen Ferien hatten uns schon gelangweilt. — Dein Hündchen und Dein Canarienvogel befinden sich ganz wohl; wir sehen sie täglich, wenn wir Deine Mutter besuchen, und ich vergesse nie, ihnen das Brödchen und den Zucker zu bringen, wie Du mir anbefohlen hast. Fräulein Rothe und Katharina lassen Dich herzlich grüßen und ich bleibe

Deine

Dich liebende Freundin

Marie A.

Fr. R. Der Brief ist nicht übel, wenn du ihn aber abschreibst, mußt du noch einige Fehler corrigiren. Im vierten Satze kommen zwei Fehler vor; erstens der Ausdruck „soviel vermissest" ist nicht gut deutsch, es müßte wenigstens heißen: „so sehr vermissest"; dann statt „da Du soviel liebenswürdige Mädchen gefunden hast", würde ich lieber setzen: „da Du, wie Du mir schriebst, in der Pension soviele Freundinnen gefunden hast".

Marie. Aber die Pension braucht man wol nicht hinzuzusetzen, das versteht sich ja von selbst.

Fr. R. In einem Briefe versteht sich Nichts von selbst; da muß Alles so deutlich gemacht werden, daß man nicht erst lange nachdenken muß, wovon die Rede sei. Im vorletzten Satze ist das Wort anbefohlen nicht ganz passend, aufgetragen scheint mir geeigneter. Es finden sich beim Abschreiben vielleicht noch andere Fehler, die ich jetzt in der

Eile nicht so bemerken kann, die du aber alle verbessern wirst, damit deine Freundin nicht glaube, daß du seit ihrer Abreise keine Fortschritte gemacht habest. Aber nun, guten Morgen, meine Kinder! Die Mama erwartet mich.

Marie. Adieu, mein Fräulein! Bleiben Sie nicht zu lange aus, denn wir finden an Nichts einen solchen Gefallen, als wenn Sie bei uns sind.

Fr. R. In einer halben Stunde werde ich wol zurück sein; unterhaltet euch nur gut unterdessen.

Die beiden Mädchen begleiteten Fräulein Rothe bis unter die Thüre, Katharina nimmt hierauf ein Buch zur Hand, während sich Marie mit der Puppe beschäftigt.

Nachmittag.

Fräulein Rothe. Nun, meine Lieben, nehmt eure Arbeiten zur Hand; denn ich will nun mein Versprechen von heute Morgen erfüllen und euch etwas erzählen. Was wollt ihr lieber, ein Märchen oder eine andere Erzählung?

Marie. Ein Märchen, ein Märchen, ich bitte.

Katharina. Nein! Lieber eine andere Erzählung, eine wahre Geschichte.

Fr. R. Wenn ihr so verschiedener Meinung seid, weiß ich nicht, wem ich folgen soll, und beides zugleich kann ich doch nicht thun.

Marie. So erzählen Sie eine Geschichte, wie Katharina wünscht, ich bin es ganz zufrieden, alle Ihre Geschichten gefallen mir wohl.

Fr. R. Deine Nachgiebigkeit, Marie, freut mich; sie soll auch nicht unbelohnt bleiben. Die Geschichte, die ich euch erzählen will, wird dir gewiß auch gefallen. Sie ist nicht

ohne Bezug auf Das, was wir schon in der Religionsstunde erörtert und in unserm heutigen Gedichte ausgesprochen haben, und heißt die Kindesliebe.

Marie. Nur noch einen Augenblick, damit ich Sie später nicht unterbrechen muß; kann ich gerade fortarbeiten, ohne umzudrehen?

Fr. R. Natürlich. Du hast Arbeit genug für mehr als eine Stunde, und solange wird meine Erzählung kaum dauern. Nun kann ich wol anfangen?

Kath. O gewiß, wir sind ganz in Ordnung.

Fr. R. In einem großen, mit schwarzen Tüchern ausgeschlagenen Zimmer stand auf einer kleinen Erhöhung ein offener Sarg, von brennenden Kerzen umgeben. Vier kleine Kinder in Trauerkleidung, deren blasse Gesichtchen mit Thränen befeuchtet waren, standen davor, und betrachteten schluchzend noch einmal das stille, bleiche Antlitz des geliebten Vaters, der nun in das dunkle Grab gelegt werden sollte. Nicht weit von dem Sarge lag die Mutter ohnmächtig auf einem Ruhebette; der Schmerz hatte ihr das Bewußtsein geraubt, und alle Bemühungen und die Thränen der zwölfjährigen Helene, der ältesten Tochter, konnten sie nicht zu sich bringen. Erst als die Todtengräber und die Leichenbegleitung erschien, um den Sarg fortzutragen, weckte sie das laute Jammergeschrei der Kinder aus ihrer Betäubung. Sie erwachte, aber nur für Augenblicke, denn der Schmerz, den ihr der Anblick der vielen schwarzen Gestalten und des verschlossenen Sarges, der ihren treuesten Freund und Beschützer barg, raubte ihr aufs Neue das Bewußtsein, und es dauerte lange, ehe es dem herbeigerufenen Arzte gelang, sie wieder zum Leben zu bringen. Sie erholte sich aber nicht, denn der Kummer hatte ihr eine gefährliche Krankheit zugezogen. Frau Alster, so hieß die unglückliche Wittwe, war erst vor wenigen Wochen nach B. gekommen. Ihr Gemahl war ein

hochgestellter, achtungswerther Beamter gewesen, der aber seiner strengen Grundsätze willen in einer unruhigen Zeit vom Volke gehaßt war, und der sich, um sein Leben zu sichern, mit den Seinigen nach B. geflüchtet hatte. Eine Erkältung auf der eiligen Flucht, noch mehr aber die Sorge für die traurige Zukunft, die ihm bevorstand, hatten ihm eine Krankheit zugezogen, an der er nach wenigen Wochen starb. Er hinterließ seine Familie nicht nur in der tiefsten Trauer über seinen Verlust, sondern auch ganz hülflos und verlassen in der fremden Stadt. Frau Alster, deren Gesundheit immer sehr schwächlich gewesen, hatte dem so plötzlich über sie hereinbrechenden Unglücke nicht widerstehen können, und die armen Kinder mußten befürchten, mit ihrer Mutter bald ihre letzte Stütze zu verlieren. Die kleinern konnten zwar noch nicht recht verstehen, welches neue Elend ihnen drohte. Aber der Anblick der blassen, kranken Mutter betrübte sie tief, und stumm und unbeweglich saßen sie Stunden lang an ihrem Bette; nur Helene begriff trotz ihrer Jugend schon ganz das Schreckliche ihrer Lage. Als ein verständiges kluges Kind hatte sie immer beobachtet, was außer ihr geschah und vorging; sie hatte, soviel als sie verstehen konnte, immer nach dem Grunde und den Folgen der Ereignisse geforscht, die ihr im Leben vorkamen, und besonders hatte sie nie gleichgültig den Gesprächen ihrer Eltern und anderer verständiger Personen zugehört, wodurch sie ihren Verstand weit mehr ausgebildet hatte, als es gewöhnlich bei Kindern ihres Alters der Fall ist. Noch mehr aber als ihr Geist war Helenens Herz ihren Jahren voraus, und dieses sagte ihr nun, daß sie alle ihre Kräfte aufbieten müsse, um ihre innigst geliebte Mutter zu retten. Der Arzt, der die Kranke besuchte, hatte Helenen gesagt, daß nur die äußerste Ruhe und die Entfernung jeder Aufregung die Todesgefahr abwenden und die Mutter erhalten könne. Und wie gern wollte ihr

Helene alles Unangenehme ihrer traurigen Lage ersparen! Aber es schien fast unmöglich. Die Krankheit und der Tod des Vaters hatten die geringe Baarschaft, welche man auf die Flucht mitgenommen, völlig aufgezehrt; die Frau, in deren Hause Herr Alster einige Zimmer gemiethet hatte, war sehr hartherzig, und versagte nicht nur der Familie jede Hülfleistung, sondern drohte sie auch aus dem Hause zu weisen, wenn man ihre Ansprüche nicht befriedigte. Und wie sollte Helene die hungernden Geschwister beschwichtigen, damit sie die leidende Mutter nicht mit ihren Klagen störten? Das arme Kind wußte sich nicht zu helfen; sie fiel auf ihre Knie nieder und betete recht innig zu Gott, daß er ihr in ihrer großen Noth beistehen möge. Indem sie sich wieder aufrichtete, fielen ihre Augen auf ein kleines Kästchen, das auf der Kommode stand. Gottlob! rief sie freudig bei diesem Anblicke, wir sind gerettet! Sie machte das Kästchen auf, welches alle werthvollen Sachen der Familie enthielt. Da war die goldene Uhr ihres Vaters, eine reiche, goldene Tabacksdose mit dem Bilde des Königs, womit dieser den treuen Diener für seine großen Verdienste belohnt hatte; der wenige Schmuck der Mutter und das schöne Miniaturporträt einer Dame, welches mit kostbaren Steinen im Werthe von mehren hundert Thalern besetzt war. Dieses Bild gehörte Helenen; es war das Pathengeschenk einer russischen Fürstin, welcher ihr Vater, gerade zu der Zeit als sie geboren wurde, auf einer Reise in einer dringenden Gefahr das Leben gerettet hatte. Helene kannte keine größere Freude, als dieses Bild von Zeit zu Zeit zu betrachten. Aber so lieb es ihr war, hielt sie sich in diesem Augenblicke doch nicht dabei auf, sondern brach, ohne zu zögern, die kostbare Einfassung los und eilte mit dem kleinen Schatze zu dem gütigen Arzte, der in ihrer Noth ihr einziger Rath und Beistand war, und bat ihn, die Steine zu verkaufen. Dieser war auch ganz bereit dazu und brachte

ihr bald darauf eine Summe dafür, die nicht allein hinreichte die schlimme Hauswirthin zu befriedigen und sich die Wohnung für die nächste Zukunft zu sichern, sondern womit Helene auch für den Augenblick alle dringenden Bedürfnisse der Familie befriedigen konnte. Das junge Mädchen hatte aber, obwol sie jetzt der Noth ein wenig abgeholfen sah, doch einen ungemein schweren Stand; trotz ihrer Jugend sah sie sich gezwungen, die Leitung des Hauswesens ganz allein zu übernehmen, da die kranke Mutter völlig außer Stande war, auch nur die geringste Anweisung zu ertheilen. Doch im festen Vertrauen auf Gottes gnädige Hülfe und mit neugestärktem Muthe fing Helene ihre schwere Aufgabe an, die noch dadurch erhöht wurde, daß sie auch die Aufsicht über die jüngern Geschwister führen sollte. Wie viele Mädchen in ihrem Alter hätten eine solche Aufgabe als ganz unmöglich von sich gewiesen; aber die heldenmäßige Kindesliebe verlieh Helenen eine außergewöhnliche Kraft. Mit dem frühesten Morgen stand sie von ihrem Lager auf, das sie in der Nacht wol zehnmal verlassen hatte, um nach der geliebten Kranken zu sehen; dann weckte sie die jüngern Geschwister, welche sie mit der größten Sorgfalt und Reinlichkeit ankleidete, wobei ihr die Magd, ein gutes, williges Mädchen, half. Wenn das einfache Frühstück eingenommen war, suchte sie die Kinder auf eine, ihrem Alter angemessene Weise zu beschäftigen, damit sie die Mutter nicht störten, während sie selbst der Dienerin half, den kleinen Haushalt reinlich zu besorgen, wie es in ihrer frühern Heimat der Fall gewesen, damit die Mutter nicht durch den Anblick der Unordnung, die ihr besonders verhaßt war, betrübt würde. Bei allen Geschäften aber vergaß sie nicht, immer wieder nach der theuren Kranken zu sehen, allen ihren Wünschen und Bedürfnissen zuvorzukommen, um ihr auch die geringste Aufregung zu ersparen. Wenn sie einen Augenblick Zeit fand, fing sie

an, ihre Geschwister im Lesen und Schreiben zu unterrichten, weil sie dieselben nicht in die Schule schicken konnte. Am späten Abende und oft bis tief in die Nacht hinein, wenn ihre Geschwister längst schliefen, und Helene bei dem Krankenbette wachte, übte sie sich selbst in Allem, was sie gelernt hatte, um Nichts zu vergessen. — So war die kleine Haushaltung eingerichtet und Helene hätte sich, trotz der für ihr Alter so ungewöhnlichen Anstrengung, im Bewußtsein ihrer treuen Pflichterfüllung glücklich gefühlt, wenn nur der Zustand ihrer Mutter weniger hoffnungslos gewesen wäre. Die Todesgefahr wurde zwar endlich durch die Sorgfalt und Geschicklichkeit des Arztes beseitigt; aber Frau Alster, deren immer zur Schwermuth geneigtes Gemüth das Gewicht des Unglücks, das über sie und die Ihrigen gekommen war, nicht ertragen konnte, verfiel in eine heftige Gemüthskrankheit. Sie verließ ihr Bett nicht mehr, nahm nicht den geringsten Antheil an Dem, was außer ihr vorging; die zärtlichen Liebkosungen ihrer Kinder rührten sie nicht, und Tag und Nacht — denn nur selten schloß ein wohlthätiger Schlummer auf wenige Stunden ihre müden Augen — blickte sie starr und stumm in eine Ecke, und Helene mußte sie fast mit Gewalt zwingen, die nöthige Nahrung zu sich zu 'nehmen. — Nach wenigen Monaten ging das kleine Kapital, welches das junge Mädchen durch den Verkauf der Steine erhalten hatte, zu Ende, und sie mußte von den übrigen Kostbarkeiten, die aber weit geringern Werth hatten, eine nach der andern veräußern, um die Familie erhalten zu können. Mit Schrecken bedachte sie nun, was sie anfangen sollte, wenn diese letzten Hülfsquellen versiegt wären. Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter in einer entfernten Stadt einen sehr reichen Bruder hatte, der aber seit lange in Feindschaft mit ihr lebte und gar Nichts von sich hören und vernehmen ließ, und beschloß, in ihrer Angst vor der aufs Neue drohenden Noth, den Versuch zu machen, denselben zum Mit-

leiden mit ihrer drückenden Lage zu bewegen. Sie schrieb ihm deshalb einen rührenden Brief, in welchem sie ihm ausführlich mittheilte, welches Unglück sie betroffen hatte, und ihn um seinen Beistand ansprach. Auch an ihre Pathin in Rußland schrieb sie, obwol sie von ihr kaum mehr als den Namen kannte, um vielleicht von dieser Seite Unterstützung zu erhalten; denn ihr bangte vor der Zukunft, die, wenn sie nicht bald Hülfe erhielt, ihnen Allen nur das äußerste Elend und Verderben bringen konnte. Thränen und heiße Segenswünsche begleiteten die Briefe auf die Post, und sie erwartete schmerzlich eine erfreuliche Antwort, aber es vergingen Tage und Wochen und Helene erhielt keine. Der Winter brach unterdessen herein, die Lebensmittel wurden theurer, sie sollte Holz kaufen, um das Krankenzimmer zu erwärmen; denn die leidende Mutter klagte beständig über die Kälte, und auch die Hausmiethe sollte wieder bezahlt werden. Diese neuen Ausgaben erschöpften die kleine Kasse vollends. Das arme Kind sah mit Verzweiflung den Tag kommen, an dem sie den letzten Kreuzer ausgeben würde und ihre Geschwister hungrig zu Bett schicken müßte. — Der Arzt, welcher Herr und Frau Alster in ihrer Krankheit besucht hatte, war ein äußerst guter und menschenfreundlicher Mann, dem das traurige Schicksal der edeln Familie um so mehr zu Herzen ging, da er, selbst ein unbemittelter Anfänger, ohne Freunde und Verbindungen, Nichts zur Milderung dieser Noth beitragen konnte. Obwol er bald erkannt hatte, daß seine Kunst nicht vermöge, die Gemüthskrankheit der Frau Alster zu heilen, so besuchte er sie doch häufig, besonders um die armen Kinder zu trösten, die ihr Unglück so fromm und geduldig ertrugen. Er hatte gleich anfangs, nachdem er die traurige Lage der Familie erkannt hatte, gerathen, die kranke Frau in ein Hospital zu bringen und für die Kinder im Waisenhause Zuflucht zu suchen, bis ihre Verwandten sich ihrer an-

nehmen würden, aber Helene hatte sich so dagegen gesträubt, daß er Nichts mehr davon erwähnt hatte. Jetzt aber, als Helene ihm aufs Neue ihre Noth klagte, drang er bestimmter darauf, daß man seinem Rathe folgen solle. Ach, lieber Gott! sagte Helene weinend und die Hände ringend, gibt es denn kein Mittel, uns vor diesem größten Uebel der Trennung zu retten; ich kann ja arbeiten und ich werde gewiß nicht müde werden, wenn es gilt, meine Mutter und Geschwister zu erhalten... und unsere Verwandten werden sich gewiß noch unserer annehmen. Verschaffen Sie mir nur einstweilen Arbeit! — Meine liebe Helene, entgegnete ihr der Doctor, ihre Zärtlichkeit für ihre Mutter und Geschwister macht sie glauben, daß das Unmögliche möglich werde. Eine erwachsene Person könnte mit Nadelarbeiten nicht soviel verdienen, um auch nur die allerdringendsten Bedürfnisse einer so zahlreichen Familie zu befriedigen, wie sollte dies also einem Kinde möglich sein? Sie würden alle zu Grunde gehen, oder doch die Hülfe Anderer ansprechen müssen. — Könnte ich nicht, versetzte Helene, auf eine andere Weise als durch Nadelarbeiten mehr verdienen? Man hat mir immer gesagt, daß ich eine gute Handschrift habe; ich schreibe ziemlich geläufig und wie ich glaube, auch richtig. Mein guter Vater hat mich selbst unterrichtet, und ich werde ihm noch im Grabe für diese Wohlthat danken, wenn ich durch meine Geschicklichkeit meine Mutter erhalten könnte. Verschaffen Sie mir etwas zum Abschreiben! Die Schreiber meines Vaters verdienten im Tage oft mehr als einen Thaler, und der liebe Gott wird mir die Kraft geben soviel als diese auszuhalten. — Der Doctor reichte dem jungen Mädchen die Hand: Ich habe in meinem Leben schon viele gute Menschen getroffen, aber ein so edles Gemüth in einem so jungen Körper ist mir noch nicht vorgekommen. Ja, es muß Ihnen gelingen, denn der liebe Gott selbst ist mit Ihnen; der verheißene Segen

des vierten Gebots ruht auf Ihrem Haupte; Sie können nicht untergehen. Ich habe einen Freund, der Advokat ist, und viel abschreiben läßt; er wird Ihnen gern Arbeit geben, wenn Sie eine richtige und geläufige Hand schreiben. Wollen Sie mir eine Probe davon mitgeben? — Helene bat den Doctor ihr etwas zu dictiren und schrieb ein ziemlich schweres Gedicht so schön, geläufig und richtig nach, daß der Arzt sich nicht genug darüber verwundern konnte. — Nach dieser Probe Ihrer Geschicklichkeit erstaune ich nicht mehr darüber, daß Sie soviel Vertrauen in Ihre eigenen Kräfte setzen; wenn Sie Zeit haben, den größten Theil des Tages zu schreiben, werden Sie genug verdienen, um Ihre arme Mutter vor Noth zu schützen; aber Ihre Geschwister können sie unmöglich bei sich behalten. Die zwei Knaben wenigstens, die ohnehin jetzt anfangen müssen, etwas zu lernen, werde ich suchen im Waisenhause unterzubringen. Glauben Sie mir, mein Kind, daß dies kein Unglück für Ihre Brüder ist. Ohne eine strenge Aufsicht und Erziehung würden sie wahrscheinlich einmal unnütze, wenn nicht gar schädliche Glieder der Gesellschaft werden; im Waisenhause finden sie Beides, wie ich es selbst gefunden habe, denn auch ich wurde in einer solchen wohlthätigen Anstalt erzogen. — Helene dankte dem Doctor für seinen Rath und war mit diesem Plane ganz einverstanden. Am folgenden Morgen kam der gütige Arzt mit dem Director des Waisenhauses, der, von der Geschichte der unglücklichen Familie tief gerührt, Helenen versprach, für ihre Brüder wie für seine eigenen Kinder zu sorgen. Die beiden Knaben gingen auch gern mit dem freundlichen Manne, der ihnen versprach, daß sie jeden Sonntag zu ihrer Mutter kommen dürften. Diese schien sich um das Fortgehen ihrer Kinder nicht im Geringsten zu bekümmern, als sie mit Thränen und Küssen von ihr Abschied nahmen; so sehr hatte der Gram und die Schwermuth den Geist der kranken Frau abgestumpft.

Helene aber war tief betrübt und der gute Doctor hatte viele Mühe sie zu trösten. Als sie wieder ein wenig ruhig war, übergab er ihr einen Pack Schriften, die sie abschreiben sollte, und versprach ihr, immer für neue Arbeit zu sorgen.

Helene hatte nun Beschäftigung und sie war unermüdlich fleißig, aber sie sah bald ein, daß sie trotz ihrer Anstrengungen nicht im Stande sein würde, ihre Haushaltung wie bisher fortzuführen. Sie mußte sich noch viel mehr einschränken; statt der drei Zimmer, die sie bisher bewohnt hatten, mußte ihnen eins genügen; die treue Magd, die Helenen so treulich beigestanden hatte, mußte entlassen werden, und ihre Kost sich auf die allereinfachste beschränken. Mit Freuden hätte das junge Mädchen alle diese Entbehrungen ertragen, und auch ihre kleinen Schwestern beklagten sich nicht darüber; aber die kranke Mutter, die wie alle Leidenden dieser Art keinen andern Gedanken als die Befriedigung ihrer Bedürfnisse hatte, war mit dieser Aenderung, die sie empfand, ohne deren eigentliche Ursache zu begreifen, sehr unzufrieden und machte jedes Mal, wenn ihr Helene das kärgliche Mittagessen brachte, der Tochter die bittersten Vorwürfe. Dies war dem armen Kinde am allerschmerzlichsten; aber sie trug auch diesen Kummer mit Geduld. Drei Jahre hatte sie auf diese Weise durch ihre alleinigen Anstrengungen (denn weder von ihren Verwandten, noch von der russischen Dame hatte sie jemals auch nur eine Antwort auf ihr Schreiben erhalten) ihre Familie vor dem Elende bewahrt, als abermals ein neues Unglück über sie hereinbrach. — Die Cholera, jene schreckliche Krankheit, die schon soviel Jammer über die Welt gebracht, kam auch nach B., und einer ihrer ersten Opfer war der menschenfreundliche Arzt, Helenens einziger Freund und Beschützer, der sie immer mit Arbeit versorgt und ihr in jeder Verlegenheit mit seinem Rathe beigestanden hatte. Auch Helenens jüngste Schwester, ein Kind von sechs

Jahren wurde von der Krankheit ergriffen und starb in ihren Armen unter den heftigsten Schmerzen. Der Kummer, den ihr dieser Tod verursachte, wurde noch durch den Gedanken vermehrt, daß es ihr an Mitteln fehlte, die geliebte Leiche anständig zu begraben; da sie sich aber gar nicht dazu verstehen konnte, ihren kleinen Liebling ins allgemeine Armengrab zu legen, verkaufte sie von ihrem Hausgeräthe, was noch irgend entbehrlich war, um dafür ein Grab für Louischen einzutauschen. Die Krankheit der Schwester hatte sie in ihrer Arbeit sehr zurückgebracht, und um das Versäumte nachzuholen, arbeitete sie noch eifriger als früher. Lange ehe der Tag anbrach, saß sie schon am Schreibtische, und oft leuchtete ihr die kleine Lampe noch um Mitternacht zu ihrer ermüdenden Arbeit. Aber dieser angestrengte Fleiß brachte der Armen Verderben; sie bekam ein schweres Augenleiden, so daß sie gar Nichts mehr thun konnte, und nun stieg ihre Noth auf das Höchste. Sie mußte Alles verkaufen, um die Ihrigen nicht verhungern zu lassen; aber bald war in dem ärmlichen Zimmer Nichts mehr als das Bett der Kranken, und auch dieses drohte die hartherzige Hausfrau zu nehmen, um sich für die schuldige Miethe bezahlt zu machen. In diesem äußersten Elende blieb Helenen Nichts übrig, als das Mitleiden ihrer Mitmenschen anzusprechen. So sehr sich auch ihr Herz dagegen sträubte, so entschloß sie sich doch, das letzte und größte Opfer der kindlichen Liebe zu bringen. Gegen Abend, weil sie hoffte dann weniger erkannt zu werden, ging sie, äußerst dürftig, doch reinlich gekleidet, auf die öffentliche Promenade, mit dem festen Entschlusse, nicht nach Hause zurückzukehren, ehe sie eine mitleidige Seele gefunden hätte, die sich ihrer Noth erbarmte. Sie stellte sich an eine der besuchtesten Stellen und betrachtete mit bangem Herzklopfen die Vorübergehenden, um zu sehen, ob nicht ein Gesicht ihr Vertrauen genug einflößen könnte, um ihre Bitte zu wagen.

Oft auch glaubte sie, ein wohlwollendes Auge zu erblicken, und sie wollte ihre Bitte vorbringen; aber eine unerklärliche Angst preßte ihr das Herz zusammen, benahm ihr den Athem und fesselte ihre Zunge, und wenn sie sich doch endlich zum Sprechen ermannt hatte, war der Spaziergänger längst vorüber. So war mehr als eine Stunde vergangen, Niemand von der geschäftigen Menge hatte das blasse, liebliche Mädchen gesehen und ihre Herzensangst bemerkt. Es wurde bereits dunkel, Helene fürchtete sich länger allein auf dem schon einsamer werdenden Spaziergange zu bleiben, und mit schwerem Herzen verließ sie den Platz, indem sie sich im Innern Vorwürfe über ihre Blödigkeit machte. Plötzlich erblickte sie ganz in ihrer Nähe, als sie um eine Straßenecke bog, einen alten Herrn, dessen Brust ganz mit Orden bedeckt war und welchem in geringer Entfernung zwei Damen folgten. Helene faßte sich ein Herz, ging auf den Fremden zu und sagte mit leiser zitternder Stimme: „Um Gottes willen, mein Herr, erbarmen sie sich einer unglücklichen Familie, die in ihrem Elende verschmachtet...“ „Nun wird man gar noch auf dem Spaziergange von dem unverschämten Bettelvolk gepeinigt,“ sagte der alte Herr mit einem mürrischen Tone. „Packe dich fort, du faule Dirne, und arbeite lieber, als den Leuten so im Wege zu stehen.“ — Helene rührte sich nicht, die harten Worte des Fremden hatten sie so schmerzlich gekränkt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen und, trotz aller Anstrengung, ein lautes Schluchzen nicht zurückhalten konnte, durch welches sich ihr gepreßtes Herz Luft zu machen suchte. In diesem Augenblicke kamen die beiden Damen herbei, und die eine, ein junges Mädchen von Helenens Alter, rief: „Aber, mein Gott! Onkel, was haben Sie doch dem armen Mädchen gethan, daß es so bitterlich weint?“ Der alte Mann, der über diesen Ausbruch eines wahren Schmerzes ganz bestürzt war, erwiderte kleinlaut: „Ich habe

das Mädchen, das mir zudringlich schien, ein wenig rasch angefahren, und nun thut sie, als ob ihr das Herz bräche." „Ach! das arme Mädchen," sagte das Fräulein; „Sie sind recht grausam, sie so zu erschrecken! Aber wir müssen das Unrecht wieder gut machen und dem Kinde helfen; wir können sie doch nicht so allein in ihrer Betrübniß auf der Straße zurücklassen." Die ältere Dame hatte sich indessen ebenfalls Helenen genähert und sie durch freundliche Zusprache ein wenig beruhigt; sie war gleich ihrer Tochter über die Schönheit und rührende Anmuth des armen Mädchens erstaunt und fragte sie theilnehmend um die Ursache ihres tiefen Kummers. Helene, obgleich verlegen durch die Gegenwart des unfreundlichen Fremden, erzählte mit wenigen Worten das Elend der Ihrigen, und wie hart ihr der Entschluß geworden sei, um fremde Hülfe zu flehen. „Der Entschluß darf dich aber nicht reuen," sagte das Fräulein, indem sie Helenen ihre Geldbörse in die Hand drückte. „Wir werden morgen sehen, ob wir nicht mehr für dich thun können," fügte die ältere Dame hinzu, „gib uns nur deine Adresse, wir werden dich besuchen." Helene dankte den gütigen Damen für ihre Wohlthat und ging dann ein wenig getröstet nach Hause. Am andern Morgen kam die Fremde mit ihrer Tochter in das arme Stübchen, um sich zu überzeugen, ob Helene die Wahrheit gesagt hatte. Der Anblick der kahlen Wände und des Krankenlagers überzeugte sie sogleich, daß das Elend wirklich auf das Höchste gestiegen sei, und sie ging theilnehmend auf die Kranke zu, um sie zu begrüßen. Ueber dem Bette hing, als einziger Schmuck des elenden Gemaches, das letzte Gut, dessen sich die fromme Tochter nicht entäußern konnte, das lebensgroße Bildniß von Helenens Vater.. Die Fremde betrachtete dasselbe aufmerksam. „Wie kommt ihr zu diesem Bilde?" fragte sie ganz erstaunt. „Es ist das Bild meines verstorbenen Vaters..." — „Und sein Name?" fragte die Fremde

hastig. „Heinrich Alster," erwiderte Helene bescheiden. „Er ist es! er ist es!" rief die Dame. „O komm in meine Arme, du liebes Kind! Henriette komm und küsse die Tochter meines Retters, des Mannes, dem du deine Mutter verdankst. Ach! daß er todt ist, daß ich ihm meinen Dank nicht mehr beweisen kann! Aber seine Familie soll die meinige sein; ihr sollt nicht mehr leiden, wenn ich es hindern kann. Wie danke ich Gott, der mich hierher geführt, und mich in den Stand gesetzt hat, euch aus dem Elende zu retten. Deine Noth, mein liebes Pathchen — denn du bist wol das Kind, das ich aus der Taufe gehoben — hat nun ein Ende; ich will für dich, für deine Mutter und deine Geschwister sorgen, und betrachte dieses eher als ein Glück, das mir widerfährt, denn als eine Wohlthat, die ich euch erweise; denn niemals kann ich vergelten, was euer Vater an mir that." Helene war von dem plötzlichen Glücke ganz betäubt; sie errieth wol, daß sie durch einen glücklichen Zufall, oder vielmehr eine Fügung Gottes, die russische Fürstin gefunden hatte, auf deren Hülfe sie nach dem vergeblichen Briefe (der nie seine Bestimmung erreicht hatte, wie sie später erfuhr) gar nicht mehr gehofft hatte, aber sie war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen. Schweigend, mit feuchten Augen führte sie die gütige Frau an das Bett der Mutter, an welchem die kleine Bertha still angeschmiegt saß, da sie sich vor den fremden Damen fürchtete. Die Fürstin redete Frau Alster, welche sie trotz ihrer Blöße und der von Gram und Krankheit entstellten Züge wieder erkannte, liebreich an, und zum ersten Male nach langen Jahren lächelte die kranke Frau, deren Bewußtsein durch den Anblick der ihr aus frühern glücklichern Zeiten wohlbekannten Züge wieder für einen Augenblick erwacht schien. Die edle Fürstin sagte zu Helenen, sie möchte sogleich Anstalt treffen, ihre armselige Wohnung zu verlassen, um eine anständigere und bequemere in einem Nebenflügel des Palastes

zu beziehen, den sie in B. besaß, wo sie schon seit mehren Jahren lebte, und ging mit dem Versprechen fort, die arme Familie abholen zu lassen, sobald alle Vorbereitungen zu ihrem Empfange gemacht wären. Nach wenigen Stunden kam Henriette, welche die liebenswürdige Helene bereits von Herzen lieb gewonnen hatte, mit einer Kammerfrau zurück, um dem jungen Mädchen beizustehen, die Kranke zum Fortgehen zu bewegen. Dies wurde nicht so schwer, als man es sich gedacht hatte; Frau Alster, deren Geist sich durch das unerwartete Wiederfinden einer ihr ehemals werthen, innig von ihr verehrten Frau wieder ein wenig gesammelt zu haben schien, begriff die Nothwendigkeit ihres Umzugs und weigerte sich nicht aufzustehen und sich ankleiden zu lassen. Sie fuhren sogleich darauf in einem bequemen Wagen nach der Wohnung der Fürstin, welche sie selbst auf das Freundlichste empfing und die lieben Gäste herzlich willkommen hieß. Die gute Pflege, die freundliche Wohnung, die zärtliche Theilnahme der Fürstin und die Sorgfalt eines geschickten Arztes brachten bald eine wesentliche Besserung in dem Zustande der Kranken hervor; der Anblick ihrer Kinder, die durch die Güte der Fürstin wieder Alle um sie versammelt waren, schien ihr wieder Freude zu machen, und besonders erkannte sie die liebevolle Pflege ihrer Helene. Die Fürstin, die indessen das Außerordentliche, was Helene in den Unglücksjahren seit dem Tode des Vaters geleistet und mit fast mehr als kindlichen Kräften für die Ihrigen gethan, vernommen, und zugleich den trefflichen Charakter derselben selbst durchschaut hatte, wünschte Nichts sehnlicher, als daß Helene und Henriette Freundinnen werden sollten; daher mußte dieselbe alle Zeit, die sie nicht der Pflege ihrer Mutter widmete, mit dem Fräulein zubringen und ihren Unterricht, sowie ihre Erholungen theilen. Zufällig hörte Helene in einer Gesellschaft, wohin sie ihre neue Freundin begleitete,

daß es für Gemüthskranke kein besseres Heilmittel gäbe, als Musik, und sogleich kam ihr der beglückende Gedanke, daß es ihrem Fleiß und ihrer Anstrengung vielleicht auch noch gelingen dürfe, ihre Mutter zu heilen. Sie hatte bereits angefangen Musikstunden zu nehmen, und von diesem Tage an betrieb sie dieselben mit solchem Eifer, daß sie nach wenigen Monaten im Stande war, ziemlich schwere Stücke mit der größten Geläufigkeit zu spielen. Mit Erlaubniß der Fürstin ließ sie ein Instrument in ein Nebenzimmer des Schlafgemachs ihrer Mutter bringen und spielte dort die schönsten ihrer Stücke. Frau Alster, die seit ihrem Unglücke keine Musik gehört und dieselbe früher leidenschaftlich geliebt hatte, wurde durch die lieblichen Töne freudig aufgeregt; die Erinnerung an ihr früheres Glück erwachte wieder in ihrem Herzen; sie vergoß einen Strom von Thränen und stand dann leise aus dem Bette auf und öffnete die Thüre, um zu sehen, wer spiele. Als sie ihre Helene erblickte, stürzte sie auf sie zu, umschlang sie mit den Armen und rief voll Entzücken aus: „O, mein Kind, du gibst mich dem Leben wieder!“ Dieser Augenblick war der schönste in Helenens Leben; alles Glück, das sie später in reichem Maße genoß, war Nichts im Vergleich zu dieser Wonne. — Der liebe Gott belohnte auch noch auf andere Weise schon in dieser Welt ihre treue Kindesliebe. Der Bruder der Fürstin, derselbe mürrische, alte Mann, der sie so barsch behandelt hatte, der aber unter einer rauhen, abstoßenden Außenseite doch ein gutes Herz verbarg, bereute bald das Unrecht, das er dem armen Mädchen zugefügt, und gewann sie bei näherer Bekanntschaft so lieb, daß er sie an Kindesstatt annahm und ihr bei seinem Tode einen großen Theil seines unermeßlichen Reichthums hinterließ, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, ihre ganze Familie auf das Glänzendste zu versorgen.

Kath. O, wie schön ist diese Geschichte! Helene ist ein Engel. Aber ist es denn möglich, daß man mit zwölf Jahren schon so verständig sein könne, um sich in einer so schrecklichen Lage zurecht zu finden?

Marie. Wenn dem so wäre, möchte ich verzweifeln über meine große Schwäche. Ich habe meine Mutter gewiß ebenso lieb, wie Helene die ihrige, und ich nehme mir hundertmal vor, ihr nur Freude zu machen, und ihre Sorgen um uns zu vermindern, und doch betrübe ich sie jeden Augenblick durch meine Fehler. Für sie zu arbeiten scheint mir nun vollends unmöglich. Wenn ich zwei Seiten geschrieben habe, bin ich schon so müde, daß ich die Feder kaum noch halten kann. Wie konnte das arme Mädchen den ganzen Tag fortschreiben?

Fr. K. Ich werde euch nicht sagen, meine Kinder, daß es leicht sei in einem Alter, wie das Helenens, solche Beweise von Kindesliebe zu geben. Solche Beispiele sind äußerst selten, aber sie sind darum nicht unmöglich, und wenn ihr es ernstlich wollt, so kann es euch gewiß ebenfalls gelingen, eurer Mutter ähnliche Beweise eurer Liebe zu geben, wenn wir gleich hoffen und wünschen wollen, daß sie nie in eine so bedrängte Lage wie Frau Alster komme. Der liebe Gott hat uns so viele Kraft gegeben, daß wir alles Gute, das wir uns ernstlich vornehmen, auch ausführen können. Unter allen unsern Pflichten ist aber die gegen unsere Eltern eine der heiligsten, wie ich auch erst in der Religionsstunde bewiesen, und wie ihr aus eurem Gedichte gelernt habt; unser vornehmstes Streben muß deshalb darauf gerichtet sein, sie treulich zu erfüllen. Es gibt nichts Schöneres und Beglückenderes, als uns für alle die tausend Wohlthaten, die unsere Eltern uns erzeigen, von Herzen dankbar zu beweisen. Helene hatte dieses auch schon in früher Jugend begriffen, und ihr habt gesehen, wie sie ihre Aufgabe zu lösen wußte.

Kath. Ach! wenn wir ihr gleichen könnten! Ich will recht oft an die gute Helene denken, um mich dadurch zu ermuntern, ihr ähnlich zu werden, und du, Marie, wirst mich an diese herrliche Geschichte erinnern, wenn ich sie je vergessen sollte.

Marie. Wir wollen uns beide recht viel Mühe geben, so gut zu werden; dann wird unsere Mutter gewiß ebenso glücklich sein, als Frau Alster, nachdem sie wieder hergestellt war.

Fr. R. Bleibt diesem guten Vorsatze getreu, meine Kinder, und ihr werdet dann selbst auch immer glücklich sein, denn es gibt kein anderes, wahres Glück auf der Welt als das Bewußtsein der Tugend, oder wenigstens des Strebens darnach. Aber legt jetzt eure Arbeiten zusammen und gebt mir eure Aufsätze, damit ich sie corrigire und euch neue aufgebe, ehe der Zeichenlehrer zu euch kommt. Durch die lange Unterbrechung in einem der wichtigsten Zweige des Unterrichts, den stilistischen Uebungen, werdet ihr wol ein wenig zurückgekommen sein, und wir müssen jetzt um so eifriger das etwa Versäumte einzubringen suchen. — Ich erinnere mich wirklich nicht mehr, über welches Thema ihr mir den Aufsatz zu liefern hattet.

Kath. Sie haben uns eine Erzählung aufgegeben, deren Gegenstand oder Inhalt sein soll: das zerbrochene Glas; und zwar wünschten Sie, daß wir ohne jede Hülfe, nur durch uns selbst aufzufinden suchten, was sich darüber sagen ließe. Da mir aber nach langem Nachdenken kein geeigneter Stoff einfallen wollte, so habe ich eine Anekdote benutzt, die Sie uns einmal mittheilten.

Fr. R. Auch damit bin ich zufrieden. Gib mir also dein Heft, oder vielmehr, lies mir selbst deinen Aufsatz vor, da, wie ich sehe, die Zeit schon zu weit vorgerückt ist, als daß ich ihn genauer durchsehen und schriftlich corrigiren

könnte. Finde ich dies für nothwendig, so werde ich es während eurer Zeichenstunde nachtragen.

Kath. (lesend).

Das zerbrochene Glas.

Ein armer Knabe, Namens Jakob, war in der Schule immer so aufmerksam und fleißig gewesen, daß er alle seine Mitschüler übertraf und überall die ersten Plätze erhielt. Dies war um so lobenswerther an Jakob, da er zu Hause nur wenig lernen konnte, weil ihn seine Mutter, die mit geringem Verdienste eine große Familie erhalten sollte, zu allerlei kleinen Geschäften anhielt, wodurch er zwar einige Kreuzer verdiente, aber beinahe alle freie Zeit, die andere Kinder dem Lernen und Nachholen widmen können, verlor. Ein wohlhabender Verwandter, der in Dresden lebte und von dem guten Betragen des armen Knaben hörte, schrieb den Eltern, sie möchten ihm den Knaben schicken, er wolle weiter für ihn sorgen. Zugleich sandte er einige Gulden Reisegeld; aber die Summe war so klein, daß Jakob die Reise zu Fuße machen mußte und nur sehr kärglich unterwegs leben konnte. Nach einer dreitägigen Wanderschaft kam der arme Knabe in dem Hause einer andern entfernten Verwandten in Augsburg an, wo er einige Tage ausruhen sollte. Die gute Frau nahm den armen Jakob, der von dem weiten Wege ganz ermattet war, sehr freundlich auf, und sie und ihre Kinder beeiferten sich, den müden Wanderer zu erquicken und ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Jakob war über die gute Aufnahme hoch erfreut, und sein dankbares Herz sehnte sich danach, der gütigen Verwandten auch eine Freude zu machen. Aber was konnte der arme Knabe für sie thun? Eines Tages, als man eben beim Mittagessen saß, trug die Magd noch die Gläser herein, welche sie beim Aufdecken vergessen hatte, und warf aus Ungeschicklichkeit das schöne Trink-

glas der Frau auf die Erde, daß es zerbrach. Die gute Frau war darüber sehr betrübt und jammerte laut, denn das zerbrochene Glas war ihr ein theures Andenken an eine früh verstorbene Tochter. Jakob wußte nicht, warum das Glas einen so besonders großen Werth für seine Base habe; er sah aber, daß es ihr sehr lieb war und beschloß, den Verlust zu ersetzen. Was thut es, dachte er bei sich, wenn ich auch auf der Reise ein paar Mal hungern oder auf dem Felde schlafen muß, kann ich doch der guten Frau eine Freude machen. Sobald also das Mittagessen vorüber war, holte er sein übriges Reisegeld und lief damit in der ganzen Stadt umher, bis er in einem Laden das nämliche Glas wiederfand, welches er ohne sich zu besinnen kaufte und Abends an seinen gewöhnlichen Platz auf den Tisch stellte. Man errieth gleich, wer diese Aufmerksamkeit gehabt hatte, und die gute Frau war über die Dankbarkeit des Knaben so gerührt, daß sie ihn herzlich umarmte und das Glas als eine Erinnerung an diese gute That aufbewahrte. Natürlich ersetzte sie ihm seine Ausgabe so reichlich, daß er seine Reise ungehindert vollenden konnte.

Fr. R. Deine Erzählung ist im Ganzen genommen nicht übel; der gutmüthige Charakter des armen Jakob wird uns in wenigen Worten richtig geschildert, und die Dankbarkeit, von der er uns trotz seiner Dürftigkeit einen so schönen Beweis gibt, ist gut hervorgehoben. In dieser Beziehung auf den Inhalt der Erzählung bin ich also wohl zufrieden, um so mehr, als auch der Stil einfach und natürlich ist, wie ich besonders liebe. Gleichwol habe ich dir mehre Bemerkungen über den Ausdruck und die Wortsetzung zu machen, die nicht immer ganz richtig sind. Zuerst muß ich aber noch etwas rügen, was ich dir früher schon gesagt: Wenn man irgend ein Ereigniß erzählt, das sich wirklich zugetragen und dessen Theilnehmer noch am Leben sind, muß man immer,

wenn nicht ganz besondere Ursachen das Gegentheil erheischen, die Namen der Personen und Orte zu nennen vermeiden. Du hast zwei Namen genannt, statt deren du entweder nur die Anfangsbuchstaben oder besser gar nichts zu nennen brauchtest.

Marie. Aber warum darf man denn die Namen nicht nennen, wenn man nichts Böses und nur Wahres von den Leuten sagt?

Fr. R. Das Zartgefühl erfordert es, mein Kind! Selbst wenn man nichts Schlimmes oder Unwahres von den Leuten sagt, fühlen sie sich oft schon durch das bloße Veröffentlichen ihrer Handlungen oder Gesinnungen gekränkt und verletzt. Es ist durchaus nicht angenehm für jeden fein fühlenden Menschen, ein Gegenstand der Neugierde oder des Gesprächs seiner Mitmenschen zu werden, wegen Etwas, das er blos für sich, um seiner Ueberzeugung zu folgen, gethan hat, und dies ist nicht zu vermeiden, sobald die Namen genannt werden.

Marie. Dies gilt doch nur von den Namen der Personen, was Sie da sagen; der Name der Orte, wie Katharina sie nannte, thut ja nichts zur Sache.

Fr. R. Doch, mein Kind! Die Nennung der Orte führt leicht zur Kenntniß der betreffenden Personen, und muß daher sowie alles Andere, was dieselben kenntlich machen könnte, vermieden werden. Aber kehren wir zu unserm Aufsatze zurück. Im ersten Satze hast du dich nicht ganz deutlich ausgedrückt, indem du sagtest: daß er alle Mitschüler übertraf und überall die ersten Plätze erhielt. Du mußtest den Satz genauer ausführen und sagen, worin er die Mitschüler übertraf. Es ist unmöglich, daß er Alle in allen guten Eigenschaften und Kenntnissen und Talenten übertraf. Es sollte wol so heißen: „Jakob war immer so aufmerksam und fleißig gewesen, daß er alle seine Mitschüler an Kenntnissen übertraf und in allen

Fächern, die in der Schule vorgetragen wurden, die ersten Plätze erhielt.“ Aehnliche Fehler finden sich mehre in deiner Arbeit, und ich werde sie dir später unterstreichen, damit du, darauf aufmerksam gemacht, sie selbst verbessern kannst, was dich viel weiter bringen wird, als wenn ich sie dir verbesserte. Gib mir dein Heft, und du, Marie, laß mich nun auch hören, was du gemacht hast.

Marie. Ich habe mir soviel Mühe gegeben, als ich konnte, um meine Aufgabe gut zu machen; aber da ich glaubte, nur selbst etwas erfinden zu müssen, ist meine Geschichte gewiß viel schlechter ausgefallen, als die Katharinens.

Fr. R. Thut nichts! Lies nur, mein Kind!

Marie.

Das zerbrochene Glas.

Die kleine Elise kam fröhlich in das Zimmer ihrer Mutter herein gesprungen und rief: „Weißt du auch, Mütterchen, daß heute Jahrmarkt ist? Ich bitte dich, gib mir aus meiner Sparbüchse etliche Groschen, damit ich mir etwas kaufen kann. Meine Freundin Julie wird mit mir gehen; sie hat von ihrem Vater Geld bekommen. Nicht wahr, du erlaubst es?“ „Recht gern,“ erwiderte die Mutter freundlich; „wie viel soll es denn sein?“ „Zehn Groschen möchte ich gern, wenn du mir soviel geben willst, denn Julie hat ebenso viel,“ sagte Elise. Die Mutter holte das Geld und ermahnte Elise, das Geld gut anzuwenden. Elise sprang fort und fand unter der Hausthüre Julie, mit welcher sie nun lustig nach dem Marktplatze lief. Die beiden Mädchen blieben aber bald vor jeder Bude stehen und betrachteten die schönen Sachen und konnten sich lange nicht entschließen, was sie kaufen sollten. Endlich kamen sie zu einem Glasladen; da gab es niedliche Sachen aller Art: kleine Tassen und Teller, Becher und Gläser für die Puppen. Elise und Julie suchten sich soviel von diesen Sachen aus, als sie für ihr Geld bekommen

konnten, und wollten gerade dem Manne zahlen, als sie hinter sich bitterlich weinen hörten. Sie schauten sich um und erkannten ihre kleine Nachbarin, eine arme Waise, die bei einer sehr strengen Frau angenommen war. Das arme Kind betrachtete weinend ein kostbares Glas, das zerbrochen am Boden lag und jammerte laut: „Ach Gott, ach Gott! Ich armes Kind, wie wird mich die Frau schlagen!" Elise fragte das arme Mädchen, wie sie das Glas zerbrochen? und das Mädchen erzählte ihr: Die Frau habe das Glas gekauft, aber nicht selbst nach Hause getragen, weil sie nicht genug Geld bei sich gehabt habe. Sie hatte es nun nach Hause tragen sollen und war unglücklicher Weise irgendwo angestoßen. „Ach! wie wird es mir ergehen?" wiederholte das Mädchen, „wenn ich das Glas nicht nach Hause bringe." „Wenn du mir einen Gulden geben willst," sagte der Glashändler, „so gebe ich dir ein anderes Glas, obschon es mich selbst zwei Gulden kostet." „Mein Gott! Ich habe keinen einzigen Kreuzer," sagte das Mädchen schluchzend. Bei diesen Worten sahen sich Elise und Julie an, gaben dem Manne all ihr Geld, baten ihn, die schönen Spielsachen wieder einzupacken und dafür dem armen Mädchen das Glas zu geben. Dann sprangen sie schnell davon, um die schönen Spielsachen nicht mehr zu sehen, die sie gar so gerne gehabt hätten.

Fr. R. Du hast gut genug gearbeitet, mein liebes Kind! Ich wundere mich, wie zusammenhängend du erzählst. Nur mußt du vermeiden, so oft das nämliche Wort und besonders Namen zu wiederholen. Elise kommt in zwei Zeilen dreimal vor, und das Wort Mädchen noch öfter; das klingt nicht hübsch. Dann, wie kommt das: „Nicht wahr, du erlaubst es?" nach dem zweiten Satze hinein? Elise hatte ja nur um Geld und nicht um eine Erlaubniß gebeten, deren sie wol schon sicher war, ehe sie die Freundin einlud, mit ihr auf den Jahrmarkt zu gehen. Deine Idee aber ist gar nicht

übel; nur hättest du noch hinzufügen können, daß die zwei jungen Freundinnen nicht bereuten, die schönen Spielsachen entbehren zu müssen; denn wenn man das Bewußtsein einer so guten Handlung in sich trägt, kann man solche Kleinigkeiten sehr leicht entbehren; ja sie scheinen uns dann so unbedeutend, daß wir selbst nicht begreifen, wie wir erst unser Herz daran hängen konnten.

Marie. Da haben Sie wol Recht; indessen ist es mir schon selbst oft wie Elisen gegangen. Trotz dem, daß ich wußte, daß ich recht gehandelt hatte, etwas nicht zu nehmen oder zu behalten, bedauerte ich es doch, wenn mir die Sache sehr wohl gefiel.

Fr. K. Das ist nur in Fällen, wo unsere Sinnlichkeit noch nicht gehörig von der Vernunft beherrscht wird; deshalb muß auch unser vornehmstes Streben immer darauf gerichtet sein, der Vernunft die Oberherrschaft zu sichern, denn, wenn dieses Bedauern, wie du die wiederkehrende Begierde nach einer Sache nennst, zu heftig wird, reißt sie oft das Gute wieder ein, was die Vernunft mühsam erbaut. Wenn wir recht gut sein wollen, dürfen wir nie einen unerlaubten, oder für uns nicht zugänglichen Genuß mehr als ganz flüchtig bedauern. — Aber es ist vier Uhr. Euer Lehrer wird kommen; ich will euch nur noch die Aufgabe für morgen geben, und dann eure Hefte zur genauern Durchsicht mit mir nehmen.

Marie. Bitte, geben Sie uns etwas Schönes und Leichtes.

Fr. K. Das habe ich mir allerdings auch vorgenommen; ich möchte gerne eine Beschreibung Triests von euch bekommen. Dies muß euch sehr leicht werden, da ihr eure Vaterstadt doch genau genug kennt.

Kath. O nein, mein Fräulein! Beschreibungen sind immer schwer; ich werde kaum wissen, wie ich diesen Aufsatz zu machen habe.

Fr. K. Mit ein wenig Nachdenken wirst du darauf kommen; indessen will ich dir zur Erleichterung einige Hauptpunkte angeben. Ich wünschte, daß du mir mehr den allgemeinen Ueberblick, den Eindruck, den die Stadt von der Ferne gesehen auf einen Fremden macht, wiedergäbest. Stelle dir z. B. Jemanden vor, der zum ersten Male vom Inlande her unsere Meeresstadt besuchen will und sie von Opcina zuerst erblickt. Du hast dich selbst schon so oft an dem schönen Anblicke erfreut und mich auf die verschiedenen Ansichten aufmerksam gemacht, die sich dem Beschauenden von diesem wahren Lug ins Land, oder besser, Lug ins Meer herab darstellen. Jede Schwierigkeit wird dir verschwinden, wenn du dich nur wieder an unsere letzte Spazierfahrt nach Opcina erinnerst.

Kath. Nun, ich werd' so gut arbeiten, als ich kann, und ich rechne auf Ihre Nachsicht, wenn es mir nicht gelingt.

Marie. Aber ich kann das unmöglich machen; ich erinnere mich wahrlich kaum, wie man Triest von Opcina aus sieht.

Fr. K. Von dir verlange ich auch die Beschreibung nicht in der nämlichen Weise, wie von Katharinen. Du wirst mir die Stadt selbst in ihrem Innern und ihrer nächsten Umgebung beschreiben, und zeigen, was Triest hauptsächlich merkwürdig und interessant macht: seinen Handel und seine Schifffahrt, seinen regen Verkehr u. s. w. Du wirst uns auch die bedeutendsten Gebäude und Straßen nennen, damit wir uns darin zurecht finden könnten, falls wir in Triest fremd wären.

Marie. Nun so kann es vielleicht gehen. Das weiß ich schon zu sagen, wenn Sie nichts mehr verlangen.

Fr. K. Ich will einstweilen schon damit zufrieden sein; aber jetzt bereitet euch für eure Zeichenstunde. Um sechs Uhr

werde ich euch zum Spaziergange abholen. Ich habe einen kleinen Gang zu machen, wollt ihr mir versprechen ebenso ruhig zu bleiben, als ob ich bei eurer Lection zugegen wäre? damit sich Herr G. nicht ärgere.

Kath. Ich verspreche es Ihnen; Sie können ganz ruhig gehen.

Marie. Ich auch, ich auch! Bleiben Sie aus, so lange Sie wollen.

Fr. R. Nun gut; ich gehe. Adieu, meine Kinder!

Zweiter Tag.

Vormittag.

Fräulein Rothe. Heute habt ihr mich ein wenig warten lassen, meine Lieben! Es ist schon neun Uhr vorüber, und ich wünsche, wie ihr wißt, meine Lectionen pünktlich anzufangen.

Katharina. Verzeihen Sie uns, mein Fräulein! die Verzögerung lag nicht an uns. Die Mutter hat heute sehr viel zu thun, und hieß uns, ihr ein wenig beistehen.

Fr. R. Das ändert die Sache und entschuldigt euch bei mir vollkommen; denn ich betrachte es stets als die erste Pflicht der Kinder, den Eltern, wo und soviel sie können, ihre vielen Mühen zu erleichtern und ihnen zu helfen. Doch nun wollen wir auch nicht länger säumen an unsere Beschäftigungen zu gehen, und zwar wollen wir, wie wir früher schon thaten, unsere geographischen Unterhaltungen wieder vornehmen. Obwol ich es für Mädchen unnütz finde, sehr gründliche Studien in der Wissenschaft zu machen, die wir Geographie nennen, so sind doch einige Kenntnisse in derselben heutzutage fast unentbehrlich, seit das Reisen so allgemein überhand nimmt, und seit sich unsere Bedürfnisse so sehr gesteigert haben, daß wir sie aus allen Theilen der Erde

erst herbeischaffen müssen, um uns nach dem Ausdruck der Engländer comfortable zu fühlen. Zu diesem Zwecke aber reicht die Weise, in der wir die Geographie bisher betrieben, vollkommen hin, und wir können deshalb ebenso fortfahren. Indessen will ich doch die ersten Lectionen zu einer Art Repetition benutzen, wobei wir immerhin noch hinzufügen können, was uns von allgemeinem Interesse, von bedeutender Wichtigkeit erscheint, und ich vielleicht früher zu erwähnen vergaß.

Marie. Wünschen Sie vielleicht, daß ich zu unserer Lection den Globus hole, der in Papas Zimmer steht?

Fr. R. Für jetzt nicht; ich habe eine Karte aufgelegt, die uns wol für heute genügen wird. Sage mir aber, Marie, womit beschäftigen wir uns eigentlich in der Geographiestunde?

Marie. Mit der Beschreibung unserer Erde, denn das Wort Geographie bedeutet eigentlich Erdbeschreibung.

Fr. R. Welchen Theil unserer Erde betrifft diese Beschreibung? Oder hat sie es mit der ganzen Erde, mit Allem, was sie enthält, zu thun?

Marie. Das weiß ich nicht genau.

Fr. R. Und du, Katharina?

Kath. Die Erdbeschreibung befaßt sich eigentlich nur mit der äußern Gestalt der Erde, mit der Erdoberfläche oder Erdrinde, und Dem, was sich auf derselben zeigt; ihrer Eintheilung als Wohnplatz der Menschen u. s. w.

Fr. R. Richtig! Nur die Beschreibung der Erdoberfläche gehört der Geographie an; eine andere Wissenschaft, die Geologie, oder Lehre von der Erdbildung, lehrt uns unsern Weltkörper nach seiner innern Beschaffenheit kennen. Wir halten uns aber nur an die erstere, wenigstens für jetzt. — Obwol uns nun die Geographie nicht lehrt, aus welchen Stoffen die Erde zusammengesetzt ist und was ihre innere Ein-

richtung betrifft, so sagt sie uns doch wol, was für ein Körper sie sei und welche Form sie habe?

Kath. Allerdings; wir lernen in der Geographie, daß die Erde ein Himmels- oder Weltkörper sei, wie alle die Sterne, die wir Nachts am Himmel sehen.

Fr. K. So ist es. Unsere Erde, wie unglaublich es auch beim ersten Gedanken scheinen mag, ist ein Stern, und zwar einer von denen, die wir Planeten oder Wandelsterne nennen. Doch sage mir auch, was ist ein Planet?

Kath. Planeten nennt man jene Sterne, die sich um die Sonne drehen und von ihr Licht und Wärme erhalten.

Fr. K. Außer den Planeten haben wir noch andere Sterne; weißt du, Marie, wie wir sie nennen?

Marie. O ja! Fixsterne und Monde...

Kath. Auch die Kometen gehören dazu.

Fr. K. Welche Sterne nennt man Fixsterne?

Kath. Diejenigen, welche ihren Platz am Himmel nicht verändern.

Fr. K. Deine Beantwortung ist nicht ganz richtig, meine Liebe! Ich werde dir deshalb das Wesen der Fixsterne noch etwas näher erklären. Wenn wir den gestirnten Himmel zum Gegenstand unserer Aufmerksamkeit machen und uns häufig damit beschäftigen, so finden wir bald, daß die meisten unter jenen zahllosen Gestirnen, deren mildes Licht unsern Nächten solche Lieblichkeit verleiht, ihre Stellung zu einander nicht verändern, sondern in ewig gleicher Richtung neben einander bleiben. Diese werden deshalb Fixsterne genannt; sie haben ihr eigenes Licht und ihre eigene Wärme und verleihen beides andern, kleinern Gestirnen, die sich um sie herum in engern oder weitern Kreisen bewegen und folglich Planeten sind. Zu diesen Fixsternen gehört unsere Sonne, und zu den sie umkreisenden Wandelsternen unsere Erde, wie ihr schon wißt. Mit unserm Planeten drehen sich noch

mehre andere um die Sonne, von denen wir nur diejenigen nennen wollen, die uns durch ihre Größe und Schönheit bekannt sind.

Kath. Das sind die Venus oder der Abendstern und der Jupiter.

Marie. Ach, wie liebe ich doch den freundlichen Abendstern! Sowie die Sonne untergegangen ist, höre ich nicht auf, ihn am Himmel zu suchen, wenn ich im Freien bin, bis ich ihn gefunden habe, und dann wird es mir ordentlich wohl, wenn ich ihn erblicke, als ob das ein besonderes Zeichen der göttlichen Gnade für mich wäre.

Fr. R. Das ist es auch, mein Kind, wie jedes Wunderwerk der Schöpfung, wie es der ganze gestirnte Himmel besonders für uns ist. Wie ängstlich und bange würden wir uns in der Finsterniß der Nacht fühlen, wo wir, unfähig die Gefahren nur zu sehen, die uns von allen Seiten umgeben, uns nur mit Zittern zur ungewissen Ruhe niederlegen könnten, wenn nicht wie ein Friedenszeichen, wie ein leuchtendes Versprechen seiner waltenden Vatersorge, der liebe Gott das Heer der Sterne am Horizonte heraufgeführt hätte, sobald uns die strahlende Sonne entschwindet. Ich möchte behaupten, daß gerade die Sterne die deutlichsten Zeugen der göttlichen Gnade und Allmacht sind, daß der öftere Aufblick zum gestirnten Himmel am geeignetsten ist, unsere religiösen Gefühle in uns zu erwecken und recht lebendig zu machen, und ich kann euch daher nur immer wieder dazu ermuntern und auffordern, jenes erhabene Schauspiel recht oft aufzusuchen, wodurch euer Denken und Streben immer eine höhere Richtung erhalten wird. Schon die Alten kannten das Gefühl der Erhebung, das der Anblick des Sternenhimmels hervorbringt, aber da sie in ihrer Erkenntniß des ewigen Vaters und Schöpfers noch sehr unbestimmte Begriffe hatten, widmeten sie ihre Andacht dem

Bilde statt dem Wesen und beteten die Sterne an. Dadurch ist der Sternendienst unter den alten Völkern entstanden, diejenige unter allen Abgöttereien, der wir noch am leichtesten einen vernünftigen Grund unterlegen können, und die uns am wenigsten anwidert, während wir nur mit Abscheu an den Götzendienst denken, der vor einem aus Stein oder Holz geschnittenen Bilde alle die erhabenen Gefühle ausströmen lehrte, die wir dem höchsten Wesen allein widmen dürfen.

Marie. Wie konnten aber die Menschen nur jemals so thöricht sein, eine bloße Puppe für eine Gottheit anzusehen?

Fr. R. Diese Frage will ich dir ein ander Mal beantworten; ich habe mich dies Mal selbst verleiten lassen, eine Abschweifung von unserm Gegenstande zu machen, da mir immer am meisten daran liegt, eure Erziehung zu dem höchsten Zielpunkte alles Unterrichts, zur Erkenntniß und zur Anbetung eures Vaters im Himmel hinzulenken. Doch kehren wir zur Geographie zurück. Die meisten Planeten werden auf ihrem Wege um die Sonne noch von andern Gestirnen begleitet, die wir Trabanten oder Monde nennen. Unser Mond, der die Erde begleitet, dreht sich mit ihr um die Sonne und umkreis't die erstere noch besonders, und zwar in einem Zeitraume von 29 Tagen, was man gewöhnlich einen Monat nennt, obwol noch einige Tage dazu fehlen. Da bin ich aber unvermuthet auf die Zeitrechnung gekommen, und da dieselbe auch in den Kreis unserer geographischen Studien gehört, will ich euch sogleich darüber auch einige Fragen vorlegen. Wie theilen wir überhaupt unsere Zeit ein?

Marie. In Jahre, Monate, Wochen, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden.

Fr. R. Die Geographie gibt uns Aufschluß über die Ursache der Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate und Tage, während die übrigen Zeitabschnitte mehr willkürliche

Eintheilungen sind. Wodurch entsteht das Jahr, und was für einen Zeitraum umfaßt es?

Kath. Das Jahr entsteht durch die Bewegung der Erde um die Sonne; sie braucht 365 Tage und einige Stunden um ihren Kreislauf zu vollenden, und man nennt diesen Zeitabschnitt ein Jahr.

Fr. R. Da wir schon von der Entstehung der Monate vorhin sprachen, so sage mir, Marie, woher die Eintheilung in Tage rührt?

Marie. Die Erde dreht sich auch um sich selbst herum, indem sie sich im Kreislauf um die Sonne bewegt, und der Zeitraum von 24 Stunden, welchen sie braucht, um sich um sich selbst herum zu drehen, wird ein Tag genannt.

Fr. R. Es scheint mir, daß ihr bei der Eintheilung der Zeitabschnitte noch zweierlei Dinge vergessen habt, welche gleichfalls in Folge der doppelten Bewegung der Erde entstehen.

Kath. Das ist wahr; es gibt auch noch die Jahres- und Tageszeiten.

Fr. R. Wodurch entstehen dieselben?

Kath. Die Tageszeiten entstehen durch die Bewegung der Erde um sich selbst; es wird durch diese abwechselnd immer nur eine Hälfte, entweder vollständig oder ab- und zunehmend erleuchtet, während die andere völlig dunkel ist, oder entgegengesetzt an Licht ab- oder zunimmt. Wir bekommen Morgen, wenn die Sonne anfängt den Theil der Erde zu beleuchten, auf dem wir wohnen, Mittag, wenn dieselbe gerade über uns steht, Abend, wenn sie sich wieder neigt und verschwindet, und Nacht, wenn sie unsern Augen völlig entschwunden ist und die andere Erdhälfte, die ihr nunmehr zugekehrt ist, erleuchtet.

Fr. R. Gut. Nun, sage mir aber auch, wie die Jahreszeiten entstehen?

Kath. Diese werden durch die Bewegung der Erde um die Sonne verursacht; doch kann ich Ihnen die Ursache ihres Entstehens nicht ganz deutlich wiedergeben und bitte Sie daher, es uns lieber noch einmal zu wiederholen.

Fr. R. Die Jahreszeiten entstehen dadurch, daß sich die Erde nicht in einem ganz regelmäßigen Laufe auf ihrem weitesten oder mittelsten Umfangskreise, den wir Gleicher, Linie oder Aequator nennen, bewegt, sondern sowol nach Norden als nach Süden hin, eine Abweichung bis zum 23. Grade gegen die Pole hin macht, weshalb die Sonne bald die nördliche, bald die südliche Erdhälfte in senkrechter Richtung bescheint. Doch um das vollständig zu begreifen brauchen wir sowol die Karte als den Globus, damit wir uns von der Gestalt und Bewegung der Erde eine recht deutliche Vorstellung machen können. Gib deinen kleinen Globus aus dem Schranke in meinem Zimmer her, Marie, er reicht für unsern Zweck schon aus.

(Nachdem Marie den Globus gebracht hat.)

Welche Form hat dieser Globus, der eine treue Nachbildung der wirklichen Gestalt unserer Erde sein soll.

Marie. Er ist rund.

Fr. R. Folglich wird unsere Erde auch rund sein?

Kath. Ja; nur mit dem Unterschiede, daß die Erde an beiden Endpunkten etwas eingedrückt oder abgeplattet ist, wie eine Pomeranze.

Fr. R. Wie hat man aber erfahren, daß die Erde rund wie eine Kugel oder wie eine Pomeranze ist.

Marie. Durch den Globus.

Fr. R. Meinst du das wirklich? Erinnerst du dich nicht, daß ich eben sagte, daß der Globus nur eine Nachbildung sei, die doch wol erst dann gemacht werden konnte, als die runde Gestalt der Erde bereits bekannt war.

Marie. Sie haben Recht; das war sehr ungeschickt von

mir. Ich weiß aber in der That nicht, woher man die Gestalt der Erde so genau bestimmen kann. Es ist ja unmöglich, dieselbe ganz oder nur zur Hälfte zu übersehen. Ueberall, wo man um sich sieht, scheint die Erde ganz flach und eben, wenn nicht ein Berg oder ein Hügel gar noch in die Höhe steigen, statt daß sich die Erde auf einer Seite senkt, wie es doch bei einer Kugel sein sollte.

Fr. K. Diese Kugel ist so ungeheuer, daß wir freilich die Steigung und Senkung derselben nicht übersehen können, aber gleichwol gibt uns das bloße Umherschauen in einer freien Gegend schon eine Idee von der runden Gestalt unserer Erde.

Kath. Wie so? Davon habe ich noch Nichts gehört, soviel ich weiß.

Fr. K. Weil unser Gesichtskreis oder Horizont, das heißt, soviel wir von einer Stelle aus nach allen Seiten hin übersehen können, vorausgesetzt, daß er nicht durch Gebäude oder Höhen beschränkt wird, immer rund ist, woraus die Gelehrten schließen, daß auch die Erde selbst rund sein muß. Wir haben indessen noch weit faßlichere Beweise dafür. Weißt du keinen, Katharina?

Kath. O gewiß, mein Fräulein! Erstens erkennt man die runde Gestalt der Erde daraus, daß, von welchem Orte man immer ausgehen mag, man am Ende doch auf denselben Punkt zurückkommt, vorausgesetzt, daß man immer geradeaus geht. Deshalb muß die Erde rund sein; denn bei jeder andern Gestalt wäre dies rein unmöglich. Wäre sie z. B. flach, wie man in alten Zeiten glaubte, so müßte man endlich an ein Ende oder einen Rand kommen rc. Ein zweiter Grund für die Behauptung, daß die Erde rund sei, liegt darin, daß, wenn man in einer großen Fläche irgend einen Gegenstand erblickt, zuerst nur die oberste Spitze und erst nach und nach der ganze Körper sichtbar wird. Auf dem Lande z. B. er-

scheinen erst die Bergspitzen, die Gipfel der Wälder, die Kirchthürme ꝛc., auf dem Meere die Masten der Schiffe. Wenn die Erde flach und nicht gerundet wäre, müßte man den ganzen Gegenstand auf einmal übersehen.

Fr. R. Gut. Doch hast du noch den augenscheinlichsten Beweis, von dem du dich früher oder später selbst überzeugen kannst, anzugeben vergessen. Diesen bietet uns die Mondfinsterniß. Du weißt doch noch, was eine Mondfinsterniß ist, Marie?

Marie. Ei freilich! wir haben ja erst kürzlich eine gesehen. Der Mond wird dabei für einige Augenblicke durch einen dunkeln Schatten entweder theilweise oder ganz bedeckt.

Fr. R. Dieser dunkle Schatten wird von der Erde auf den Mond geworfen, wenn sie in ihrem Laufe um die Sonne zufällig in einer geraden Richtung zwischen der Sonne und dem Monde zu stehen kommt. Du weißt ja, Marie, daß alle Körper, wenn sie im Lichte stehen, einen Schatten hinter sich werfen; wenn nun die Erde gerade zwischen Sonne und Mond steht, so beleuchtet die Sonne die eine Hälfte der Erde, und diese wirft den Schatten auf den dahinterstehenden Mond. Der Schatten ist aber rund, wie du dich selbst überzeugt hast, und folglich muß auch die Erde rund sein, da der Schatten immer die Gestalt seines Körpers, wenn auch manchmal verschoben oder verzerrt, wiedergibt. Da wir aber von der Mondfinsterniß sprechen, könnten wir zugleich auch die Erscheinung der Sonnenfinsterniß erwähnen, die für uns ein zwar selteneres, aber noch anziehenderes Ereigniß an unserm Himmel ist. Hat sie den gleichen Grund, wie die Mondfinsterniß, Katharina?

Kath. Nicht ganz, mein Fräulein! Die Sonnenfinsterniß entsteht dadurch, daß der Mond, der ja eine doppelte Bewegung um die Erde und um die Sonne hat, gerade zwischen

jene beiden Gestirne in die Mitte tritt, wodurch die Sonne für einige Minuten, zuweilen auch länger vor unsern Augen größtentheils zugedeckt wird.

Fr. R. Dieses Schauspiel macht immer einen ganz besondern Eindruck, dem sogar die Thiere nicht widerstehen können. Es hat mich jedesmal bei solchen Gelegenheiten interessirt zu sehen, wie ängstlich und zitternd die armen Vögel umherflatterten, die nicht begreifen konnten, welche böse Macht ihnen auf einmal die liebe Sonne entzog, der sie Alles, Licht und Leben, Wärme und Wohlsein, Speise und Freude verdanken. Auch selbst für die Menschen ist es ein fast unheimliches Ereigniß, wenn so mitten in den hellen, lichten Tag wieder die Dämmerung mit ihren geheimnißvollen Schatten hereinbrechen will, und ich habe Personen gekannt, denen eine Sonnenfinsterniß Thränen auspreßt, vielleicht bei dem Gedanken, wie trübe und arm unsere liebliche Erde sein würde, wenn sie des großen, herrlichen Sonnenlichtes entbehren müßte, vielleicht aber auch bei der ernsten Idee, daß einmal der Tag kommen muß, wo das Sonnenlicht verlöscht und Himmel und Erde vergehen. In frühern Zeiten betrachtete man diese Erscheinungen nicht nur mit ernsten, verwunderten, sondern auch mit abergläubischen Empfindungen. Man hielt Sonnen- und Mondfinsternisse für unheilvolle Vorbedeutungen kommenden Unglücks, besonders des Krieges, der ansteckenden Krankheiten, der Hungersnoth ꝛc., und Viele wollten sich lange nicht beruhigen, wenn sie eine solche Erscheinung gesehen hatten. So lesen wir in der alten Geschichte von mehren Beispielen, wo ein sonst siegreiches Heer allen Muth verlor und geschlagen wurde, weil es in einer vorangegangenen Sonnenfinsterniß die Weissagung einer Niederlage zu erkennen glaubte. Jetzt sind wir — Gott Lob! — über diese abergläubische Furcht hinaus; wir wissen, daß wol die göttliche Vorsehung sich um unser und das Geschick unserer

Mitbrüder thätig kümmert, daß aber die Gestirne mit ihrem Wechsel und ihren Veränderungen gar keinen Theil daran haben.

Kath. Ich erinnere mich bei Dem, was Sie hier sagen, daß ich neulich gelesen habe, wie viele große Männer an solche Vorbedeutungen und namentlich an den Einfluß glaubten, den die Sterne auf ihr Geschick ausüben sollten. Zum Beispiel Wallenstein, der immer einen Astrologen bei sich hatte.

Fr. R. Dies beweist uns nur, daß auch große Männer ihre Schwächen haben und daß die Bildung und Aufklärung ihres Geistes nicht immer allgemein und vollständig ist. Es beweist aber auch zugleich eine große Eitelkeit, wenn man sogar die unermeßlichen Himmelskörper um so eines kleinen Menschendaseins willen in Bewegung gesetzt sehen will. — Doch kehren wir zu unserm Gegenstande zurück.

Marie. Ich bitte Sie mir noch einmal zu sagen, wie die Sonnenfinsterniß eigentlich entsteht.

Fr. R. Du bist heute ziemlich zerstreut, mein Kind! Ich habe dir eben gesagt, daß sie dadurch entsteht, daß der Mond in seinem Laufe gerade vor die Sonne tritt und sie unsern Augen zum Theil verdeckt. Um es dir noch anschaulicher zu machen, will ich dir etwas Aehnliches vorführen. (Sie hält ihr Tuch vor Katharinens Gesicht.) Siehst du nun deine Schwester?

Marie. Nein; das Tuch verdeckt sie.

Fr. R. (indem sie das Tuch wegnimmt). Aber jetzt?

Marie. Ei freilich; jetzt sehe ich sie ganz gut.

Fr. R. Sowie das Tuch, vor das Gesicht deiner Schwester gezogen, sie vor dir verhüllte, daß du sie erst wieder sehen konntest, nachdem es weg war, so ist es gerade mit dem Monde bei der Sonnenfinsterniß. So lange er in einer geraden Linie zwischen Sonne und Erde steht, verhüllt oder

verdunkelt er uns jene; kaum tritt er wieder aus dieser Linie heraus, was gewöhnlich nach wenigen Minuten geschieht, da seine Doppelbewegung äußerst rasch ist, so wird auch die Sonne wieder sichtbar, die er uns verborgen hatte. Begreifst du es nun?

Marie. Vollkommen — und ich danke Ihnen für Ihre Geduld und Nachsicht mit meiner Ungeschicklichkeit.

Fr. R. Nenne deinen Fehler lieber Unbedachtsamkeit, denn ein Mädchen, das schon so verständig ist, wie du es in vielen Fällen zu sein scheinst, sollte solche Kleinigkeiten nicht so leicht vergessen. Doch sehen wir wieder unsern Globus an, von dem wir nunmehr wissen, daß er nicht blos ein eingebildetes, sondern das wirkliche Abbild der Erde ist. Du hast von zwei Endpunkten gesprochen; wo sind denn diese an einer Kugel zu finden.

Kath. Es gibt eigentlich keine; man nennt nur die beiden Punkte, wo die Erdachse anfängt und endet, so, oder mit einem andern Worte, Pole.

Fr. R. Erdachse? Du sprichst ja in Räthseln. Durch die Erde kann doch wol keine Achse gezogen sein, wie durch ein Wagenrad?

Kath. Nein, das wol nicht; aber man denkt sich eine Linie mitten durch die Erde gezogen, um welche sie sich herumbewegt, und diese nennt man Erdachse oder Erddurchmesser, und Anfang und Ende derselben, wie ich schon sagte, Pole.

Fr. R. Das hast du gut gesagt. Eine jede Kugel oder Walze hat so eine Linie oder Achse, um die sie sich herumbewegt, wenn sie rollt. — In gleicher Entfernung von jenen beiden Polen oder Ausläufen der Erdachse haben sich die Geographen ebenfalls in Gedanken eine Linie rund um die Erde gezogen, die ihr hier auf dem Globus abgebildet seht, und welche man, wie ich früher erwähnte, Gleicher, Aequator oder schlechtweg die Linie nennt. Diese beschreibt den

weitesten Umkreis der Erdkugel und auf derselben sollte die Erde, wenn ihr Lauf regelmäßig wäre, auch ohne Schwanken fortrollen. In diesem Falle würde die Sonne immer senkrecht über den Aequator stehen und nach allen andern Theilen der Erde hin würde sie ihre Strahlen mehr oder minder schräg senden. Bei dieser Einrichtung kämen aber die armen Polargegenden gar zu kurz; sie würden die Sonne nie anders erblicken, als kaum über dem Rande des Horizontes, wie wir sie gleich nach dem Sonnenaufgange sehen, und alle Segnungen des gütigen Gestirnes — Licht, Wärme und Fruchtbarkeit — wären ihnen völlig entzogen. Das hat der gnädige Vater über den Sternen wohl erwogen und ebendeshalb eine andere Einrichtung getroffen, die auch jenen armseligen Gegenden noch einige Erleichterung verschafft. Die Erde bleibt nicht auf ihrer eigentlichen Spur, sondern hat eine abweichende Bewegung nach Norden und Süden und zwar bis an jene deutlicher gezeichneten Linien, die ihr hier auf dem Globus seht, 23 Grade auf beiden Seiten des Aequators, welche man die Wendekreise des Krebses und des Steinbocks nennt. Durch diese Abweichungen entstehen, wie schon gesagt wurde, die Jahreszeiten, und wir wollen vorerst nur von den Jahreszeiten der gemäßigten Zone, die wir Europäer bewohnen, reden; denn nicht unter allen Himmelsstrichen genießt man, wie wir, die Annehmlichkeit aller vier Jahreszeiten.

Marie. Wollen Sie so gütig sein, mir das Wort Zone, das Sie eben gebraucht haben, zu erklären? Ich verstehe es nicht recht.

Fr. R. Katharina wird es dir sagen, sie hat es sicherlich nicht vergessen.

Kath. Man hat die Erde nach ihren verschiedenen Wärmeverhältnissen in fünf Theile, welche man Erdgürtel oder Zonen nennt, eingetheilt. Auf beiden Seiten des Aequators

bis zu den Wendekreisen ist das Klima sehr heiß, weil die Sonne fast immer senkrecht darauf scheint, und man nennt deshalb diesen Theil der Erde die heiße Zone. Nördlich und südlich von jenen Wendekreisen ist das Klima gemäßigt bis zu den Polarkreisen, welches wieder andere Linien sind, die man sich 23 Grade von den Polen entfernt um die Erde gezogen denkt, und welche die gemäßigten von den kalten Zonen trennen, denn in der Nähe der Pole ist es immer kalt.

Fr. R. Sehr gut. Wenn die Sonne senkrecht über dem Aequator steht — dies geschieht, wenn die Erde gerade auf dieser Linie rollt — so können ihre Strahlen uns, die wir ziemlich weit gegen Norden vom Aequator entfernt wohnen, nicht anders, als etwas schräg, selbst am Mittag treffen, und sie erwärmen folglich auch nicht in so hohem Grade. Dann haben wir den Frühlingsanfang oder das Frühlingsäquinoctium. Weißt du, Katharina, was Aequinoctien sind?

Kath. Sie bedeuten Tag- und Nachtgleichen. Wenn die Sonne über dem Aequator steht, so haben die Länder zu beiden Seiten der Wendekreise, wie es innerhalb derselben immer ist, 12 Stunden Tag und 12 Stunden Nacht. Dies geschieht am 21. März, am Frühlingsanfang und am 21. September zu Anfang des Herbstes.

Fr. R. Die Erde neigt sich von diesem Tage an immer etwas nördlicher, weshalb uns die Strahlen der Sonne täglich senkrechter treffen und folglich immer besser wärmen, bis sie am 21. Juni den Wendekreis des Krebses erreicht und uns dadurch die Sonnenstrahlen am meisten senkrecht bringt, wodurch wir den Sommer erhalten, dessen Hitze, obschon sie uns zuweilen lästig wird, doch zum Reifen unserer Früchte und aller unserer Lebensmittel aus dem Pflanzenreiche unentbehrlich ist. Am Wendekreise angekommen, muß die Erde aber sich wieder mehr südlich neigen, und wir nennen diese

Zeit, in welcher wir unsern längsten Tag, 16 Stunden Tag und acht Stunden Nacht haben, Solstitium oder Sonnenwende, weil uns von nun an die Sonnenstrahlen wieder schräger treffen. Unser Sommer dauert, bis die Sonne nach drei Monaten wieder senkrecht über dem Aequator steht, und wir mit der zweiten Tag- und Nachtgleiche, am 21. September, den Herbst beginnen, dessen Rauheit und Unfreundlichkeit sich leicht dadurch erklärt, daß die Erde sich nun dem südlichen Wendekreis zuneigt, und uns die Sonnenstrahlen nunmehr ganz schräg zukommen läßt. Wenn am 21. December die Sonne senkrecht über den Wendekreis des Steinbocks zu stehen kommt, da haben wir unsern kürzesten Tag, der nur acht Stunden dauert und zugleich den Wintersanfang. Von diesem Tage an kommt uns die Sonne wieder näher, und in ewigem Kreislaufe wiederholen sich so die Jahreszeiten, von denen jede ihren eigenthümlichen Nutzen und Segen und ihre eigenen Freuden mit sich bringt.

Kath. Ich lobe mir den Frühling vor allen. Das ist die Jahreszeit, wo sich das Walten und Schaffen der Vorsehung am deutlichsten zeigt in der Fülle von Leben und Kraft, die sich täglich vor unsern Blicken entfaltet. Wohin man tritt, begegnet man einem aufkeimenden Pflänzchen, einer blühenden Knospe; da summt und schwirrt, da kriecht und fliegt Alles durch einander; Mensch und Thier blickt wieder frei und fröhlich in die Welt hinein und vergißt der Mühen und Sorgen des langen Winters. Wahrlich keine andere Jahreszeit ist so lieblich und angenehm.

Marie. Für dich mag der Frühling reizender sein; mir gefallen alle andern Jahreszeiten, selbst der Winter besser. Im Sommer freue ich mich an der Pracht der Blumen, an dem tiefblauen Himmel, an den reichen Kornfeldern und an den Wiesen, an den schönen, blauen Abenden und Nächten, an dem glänzenden

Thau des Morgens, sogar an den Gewittern, die mir ebenso prächtig als beängstigend erscheinen.

Kath. Du vergissest die Hauptsache, mein Leckermäulchen! Du erfreust dich auch an den Erdbeeren und Kirschen, die der warme Sommer bringt.

Marie. Allerdings; doch ist für jene Genüsse der Herbst mein Liebling mit seinen köstlichen Trauben, Aepfeln, Pfirsischen u. s. w.

Fr. R. Da wir unsere Lection mit den Jahreszeiten für heute beenden wollen, so habe ich nichts dagegen, wenn ihr zu eurer Erholung ein wenig plaudert, und ich möchte noch gern von dir hören, Mariechen, weswegen du selbst den Winter so sehr liebst, doch wol nicht allein der gebratenen Kastanien wegen, die der kleine Savoyarde vor unserer Hausthüre verkauft?

Marie. Ich verdiene Ihren Spott, weil ich vom Herbste nichts Besseres zu rühmen wußte, als seine Früchte; doch ist der Grund meiner Vorliebe für den Winter ein ganz anderer. Wenn Sie gleich ein wenig ungläubig lächeln, so ist es doch wahr, daß ich den Winter allen andern Jahreszeiten vorziehe, weil wir dann, wenn uns nichts mehr ins Freie hinauszieht und uns verlockt, die Zeit zu versäumen, viel mehr und fleißiger lernen können. Es wird mir auch viel leichter, Alles zu begreifen, denn die Hitze ermüdet und erschlafft mich nicht mehr; die Vögel, die einen immer mit ihrem lustigen Gezwitscher hinaus zu Spiel und Lust ins Freie ziehen wollen, sind stumm und zerstreuen uns nicht mehr. Dann ist auch Alles zu Hause; wenn es recht stürmt und wettert, bleibt selbst der Papa bei uns und erfreut uns durch seine lehrreichen Gespräche.

Fr. R. Du hast mir so schöne Gründe deiner Vorliebe für den Winter angegeben, daß ich dir nur beipflichten kann; doch muß ich noch einen andern Grund beifügen, der dem

Winter erst seine rechte Weihe, seine schönste Freude gibt. Das freudenreichste Fest des Jahres fällt gerade in diese Zeit, Weihnachten, das uns durch die Geburt unseres Erlösers mitten in den rauhen Winter den reichsten Geistesfrühling hineinzaubert, einen Frühling, der bis in die Ewigkeit hineinreicht, der alle Keime des Guten und Edlen in uns weckt und zur schönen Blüte und Frucht bringt. Ohne das Christenthum, dessen Beginn wir mit Weihnachten feiern, wären uns alle Freuden des Winters entweder gänzlich vorenthalten oder doch sehr verkümmert. Nur dem Christenthume verdanken wir es, daß auch wir Frauen uns an den Kenntnissen und Wissenschaften erfreuen dürfen, daß wir auch mit fortschreiten dürfen auf dem großen Gange der höhern Geistesbildung, was ehedem nur das Vorrecht der Männer war. Das Christenthum allein war im Stande, die Familienbande so zu befestigen und zu heiligen, daß jetzt Eltern und Kinder in traulichem Beisammensein die höchsten Freuden des Lebens finden. Und so hat sich das Christenthum versöhnend und beglückend in alle unsere Verhältnisse gemischt, und wir haben wol Ursache, die Zeit besonders zu lieben, in welcher der göttliche Stifter desselben zur Welt kam.

Kath. Jede Jahreszeit wird uns eigentlich durch das Andenken an Gott und Jesum heilig, darum sollte man auch alle gleich lieben, denn in jeder haben wir Gott für unendlich viel Gutes zu danken.

Fr. R. So ist es. Jede Jahreszeit soll uns lieb und werth sein, aber auch jeder Tag und jede Stunde unseres Daseins! Möchtet ihr, meine lieben Kinder, nie zu jenen Unglücklichen gehören, die an ihrem Dasein keine Freude finden, denen Tage und Stunden in trübem Mißmuthe oder bitterer Langeweile hingehen. Was uns auch begegnet, Glück oder Unglück, immer soll uns das Leben, das Gott uns gab, schön und liebenswerth dünken. Wie die Jahreszeiten viel

mehr des Guten als des Störenden haben; wie die Feuchtigkeit des Frühlings durch sein geschäftiges Leben, sein kräftiges Wachsen und Blühen, seine frische Luft weit überwogen wird; wie der Mittagshitze und den Gewittern des Sommers die herrliche Pracht der Natur und ihre Fruchtbarkeit segnend entgegentritt; wie die reichen Ernten uns für die rauhen Winde und die trüben Tage des Herbstes entschädigen, und die frohe Häuslichkeit und Geselligkeit des Winters uns das Eis und den Frost belächeln lassen, so ist auch in jedem Menschenleben viel mehr Gutes als Schlimmes, mehr Anlaß zur Freude als zur Bekümmerniß, wenn es die Menschen nur recht verstehen wollen. Aber leider sind Viele so unklug, daß sie auf den beeisten, vom Reif kandirten Aesten die saftigen Früchte pflücken möchten, daß sie vom Herbste die Blüten und vom Frühling die lauen, milden Sommernächte verlangen.

Marie. Wie meinen Sie das, mein Fräulein! Ich verstehe Ihre Rede nicht ganz.

Fr. R. Ich wollte euch darauf aufmerksam machen, daß ihr nie in den Fehler verfallen möget, der jetzt leider nicht selten zu finden ist, nämlich die Unzufriedenheit mit eurem Geschick, daß ihr nie eure Lebenszeit lästig oder elend finden möget; und das wird leicht sein, wenn ihr nur keine zu großen, unerreichbaren Forderungen an das Schicksal stellt; wenn ihr jeden Tag froh und geduldig annehmet, was der Tag euch bringt, wie man sich im Frühling damit begnügen muß, die Bäume blühen zu sehen und erst vom Herbste das Reifen der Früchte erwartet. Sehr viele Menschen besitzen diese Geduld nicht; sie wollen nichts abwarten, und da sich die Weltordnung ihretwegen nicht ändert, da der liebe Gott sich nicht durch Klagen und Murren von Dem abbringen läßt, was er zum Besten der Menschen bestimmt, so zürnen sie und grollen sie mit dem Schicksal, bedauren sich selbst

und verwünschen oft selbst in frevelhaftem Unmuthe ihr Dasein. — Das sind aber zu ernste Gedanken für euch; auch wird es spät, drum wollen wir nur gleich zur Naturgeschichtstunde übergehen. Ich habe mir vorgenommen auch hier unsern Unterricht wieder mit den allerersten, allgemeinen Begriffen anzufangen, denn nach einer so langen Unterbrechung wird wol Manches vergessen sein, und in jedem Falle ist eine kurze Wiederholung des bereits Gehabten von Zeit zu Zeit außerordentlich nützlich. Sage mir, Marie, was verstehst du unter dem Worte Naturgeschichte?

Marie (nach einigem Nachdenken). Ich glaube, Sie haben uns das Wort schon einmal so erklärt: Die Naturgeschichte ist diejenige Wissenschaft, die uns mit den verschiedenen Erzeugnissen der Natur bekannt macht.

Fr. R. Was ist nun aber ein Naturerzeugniß, oder, um noch weiter zurückzugehen, was bedeutet das Wort Natur?

Kath. Die Natur nennen wir unsere Erde mit Allem, was sie enthält und hervorbringt, und Naturerzeugniß ist jedes einzelne Ding, das von ihr hervorgebracht wird.

Fr. R. Gut; doch sage mir nun auch, was ist denn eigentlich ein Ding, oder wie du es richtiger nennst, ein Körper?

Marie. Einen Körper nennt man Alles, was nach Höhe, Breite und Länge eine Ausdehnung hat, was einen Raum einnimmt und von uns wahrgenommen werden kann.

Fr. R. Unter den Körpern ist schon beim ersten Anblick eine sehr große Verschiedenheit bemerkbar. Viele unter denselben sind schon ohne unser Zuthun von der Natur in ihrer vollendeten Gestalt hervorgebracht, andere erleiden erst verschiedene Veränderungen durch Menschenhände, ehe wir sie in ihrer letzten Form erblicken. Man hat deshalb alle Körper in zwei Hauptklassen getheilt, welche wir nennen...

Marie. Naturkörper und Kunstkörper.

Fr. R. Welches sind die Naturkörper?

Marie. Diejenigen, welche nicht durch die Menschen verändert worden sind, und Kunstkörper sind jene, welche die Menschen für bestimmte Zwecke verändert und zubereitet haben.

Fr. R. Wie können wir die Natur- und Kunstkörper noch nennen? Erinnerst du dich nicht?

Kath. Ja; man nennt sie auch Natur- und Kunstproducte.

Fr. R. Nenne mir nun einige Natur- und Kunstproducte.

Marie. Der Baum, die Birne, die Rose sind Naturproducte; die Uhr, der Tisch, das Kleid sind Kunstproducte.

Fr. R. Wohl! Die erstern sind Naturkörper, weil sie gleich aus der Hand des Schöpfers so hervorgegangen sind, wie wir sie vor uns sehen, und weil sie immer in derselben Form erscheinen, so lange sie Das sind, wozu sie die Natur geschaffen hat. Die andern aber erfoderten erst viele Mühe, Anstrengung und Kunst, ehe wir sie in der Form erblicken konnten, wie sie vor uns sind. Ihr wißt schon aus eigener Anschauung, wie schwer es ist, eine Uhr, ein Kleid oder einen Tisch zu verfertigen, und der Name Kunstproduct scheint euch deshalb gewiß richtig. Aber obwol die Natur ihre Erzeugnisse so leicht, so scheinbar ohne Anstrengung hervorbringt, ist sie doch bei weitem die größere Künstlerin; nicht blos darum, weil die Naturkörper meist viel complicirter — aus vielen Theilen zusammengesetzt — und viel vollkommener sind, als unsere künstlichsten Maschinen, sondern weil viele von ihnen Leben und sogar Empfindung haben, was man keinem Menschenwerke anbilden kann, und weil sie nicht blos der Form, sondern auch dem Stoffe nach von ihrer großen Erzeugerin hervorgebracht werden, während wir immer

nur schon vorhandene Stoffe für unsere Zwecke bearbeiten können. Weißt du uns zu sagen, aus welchem Stoffe z. B. gewöhnlich ein Tisch verfertigt wird?

Marie. Aus Holz, welches wieder einen Theil des Baumes bildet.

Fr. R. Und die Uhren?

Marie. Aus Metall.

Fr. R. Und die verschiedenen Kleidungsstücke?

Marie. Aus Seide, welche die Seidenraupe spinnt; aus Wolle, die von Schafen und Ziegen kommt; aus Leinwand, die man aus Flachs und Hanf bereitet, und aus Baumwolle, die man von der Baumwollenstaude gewinnt.

Fr. R. Baum, Seidenraupe, Metall ꝛc. sind also alle Naturkörper; sind sie sich deshalb sehr ähnlich?

Marie. O nein; sie sind sehr verschieden.

Fr. R. Woran erkennst du das? Oder woran erkennt man überhaupt die Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Dinge?

Kath. An ihren Merkmalen oder Kennzeichen.

Fr. R. Was ist ein Merkmal?

Kath. Alles, wodurch sich ein Ding von dem andern unterscheidet, oder wodurch man einen Gegenstand erkennen kann.

Fr. R. Die letztere Unterscheidung sollte eigentlich zuerst kommen, doch das ist gleich. Könnt ihr mir nun die Merkmale oder Kennzeichen eines Baumes angeben?

Kath. Der Baum hat eine Wurzel, die in der Erde steckt, einen festen, holzigen Stamm, der mit einer Rinde umgeben ist, eine Krone, die aus Aesten und Zweigen besteht, welche voll Blätter oder Nadeln sind.

Fr. R. Gut. Wurzeln, Stämme, Rinden u. s. w. sind die Merkmale eines Baumes; alle Gegenstände, welche diese Kennzeichen an sich haben, sind Bäume; alle, denen dieselben

abgehen, sind nicht Bäume. — Die Merkmale bezeichnen sonach die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Dinge; aber unter den Merkmalen selbst ist noch ein Unterschied zu beobachten: es gibt allgemeine und besondere, wesentliche und unwesentliche Merkmale. Die allgemeinen kommen entweder allen Naturkörpern zusammen zu, wie z. B. die Höhe, Länge, Dichtigkeit, Theilbarkeit ꝛc., oder wenigstens einem großen Theile derselben; die besondern bezeichnen nur einzelne Gattungen, oder gar nur Einzelnwesen wieder aus jenen. Wesentliche Merkmale sind diejenigen, welche ein Ding erst eigentlich zu Dem machen, was es seinem Wesen nach sein soll, ohne welche wir uns gar keinen richtigen Begriff, keine klare Vorstellung von dem Gegenstande machen können, den wir bezeichnen wollen. Frage ich z. B. nach den wesentlichen Merkmalen eines Menschen, so müssen mir diejenigen angegeben werden, daß er ein organischer Körper ist, der Leben mit Empfindung und mit willkürlicher Bewegung hat, und Vernunft und Sprache besitzt; die beiden letztern Merkmale sind es, die den Menschen besonders vor allen übrigen Geschöpfen auszeichnen und sind folglich die wesentlichsten. Um mir zu zeigen, daß du mich recht verstanden hast, Marie, könntest du mir nicht die wesentlichen Merkmale einer Kirche, eines uns Allen so wohlbekannten Gegenstandes, angeben?

Marie. Die Kirche ist ein großes, meist steinernes und gewölbtes Gebäude, das nur aus einem Raume besteht, in welchem Altäre, Kanzel, Orgel und Betstühle sind, und welches die Menschen dazu benutzen, Gott gemeinschaftlich darin anzubeten und zu verehren.

Fr. R. Recht gut, mein Kind! Welche von den angegebenen Merkmalen sind aber eigentlich hier die wesentlichen, die uns den Begriff Kirche recht deutlich machen? Es gibt viele große, steinerne, gewölbte Gebäude, die keine Kirchen sind, während wir ganz kleine, manchmal sogar aus Holz

gebaute Kirchen haben; diese Merkmale sind also zu unbestimmt.

Marie. Also Kanzel, Altar und Orgel, die nur in Kirchen gefunden werden, sind wesentliche Kennzeichen; und besonders das, daß sie nur zur Gottesverehrung und zu religiösen Ceremonien dienen.

Fr. R. Ganz getroffen. Unwesentliche Merkmale dagegen sind solche, die zum Eindruck des Ganzen, zur klaren Vorstellung eines Dinges weniger beitragen, die an demselben Gegenstande sich verschieden zeigen können, ohne ihn wesentlich zu verändern, wie z. B. die Größe, Farbe, Stoff ꝛc. Um bei der Kirche stehen zu bleiben: es thut unserer Vorstellung von einer Kirche keinen Eintrag, ob wir an dem Gotteshause kostbare Verzierungen, eine erstaunliche Größe u. dgl. wahrnehmen, oder ob sie ganz klein, unscheinbar und einfach ist. — Nach ihren verschiedenen Merkmalen hat man alle Naturkörper, um sie leichter kennen zu lernen, in drei große Klassen oder Naturreiche getheilt, welche ihr mir gewiß nennen könnt.

Kath. Die drei Naturreiche heißen: Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich.

Fr. R. Ich glaube, daß ich euch schon früher gesagt habe, wodurch sich diese drei Reiche hauptsächlich voneinander unterscheiden. Willst du mir es wiederholen, Marie?

Marie. Thier- und Pflanzenreich enthalten alle organischen oder lebenden, das Mineralreich alle leblosen oder unorganischen Körper.

Fr. R. Du weißt, Marie, daß ich mir gern alle fremden Ausdrücke von euch erklären lasse; darum sage mir, was ist organisch und unorganisch?

Marie. Ich kann Ihnen das nicht so recht deutlich machen, obgleich ich es verstehe. Organisch ist jedes Ding, das Organe hat.

Fr. R. Da sind wir noch nicht viel klüger; was sind denn Organe? muß ich wieder fragen. Komm deiner Schwester zu Hülfe, Katharina!

Kath. Ich möchte das Wort mit Lebenswerkzeuge übersetzen; denn es sind die Mittel, durch welche sich die Lebensthätigkeiten an den Körpern äußern.

Fr. R. Welches sind die Lebensthätigkeiten, von denen du sprichst, welche alle organischen Körper mit einander gemein haben?

Kath. Sie haben einen Kreislauf von Säften, nehmen Nahrung zu sich, wachsen von innen nach außen und pflanzen sich fort. Diese Lebensthätigkeiten äußern sich bei allen Thieren und Pflanzen.

Fr. R. Was sind unorganische Körper?

Kath. Die Mineralien werden so genannt, weil sie keine Lebensorgane besitzen; das heißt, sie haben keine bewegliche Flüssigkeit in sich, sie nehmen keine Nahrung und wachsen nur durch Ansetzung von außen.

Fr. R. Die Mineralien gehören also zu den unorganischen, die Pflanzen und Thiere zu den organischen Körpern. Kannst du mir auch den Unterschied zwischen den beiden letztern bestimmen?

Kath. Ich fürchte, Ihnen denselben nicht mehr ganz genau angeben zu können, und bitte Sie, es uns lieber noch einmal zu sagen.

Fr. R. Das ist eigentlich nicht so schwer, daß du es nicht wissen solltest. Doch will ich es gern wiederholen. Der Unterschied zwischen dem Thier- und Pflanzenreich ist folgender: Die Pflanzen sind organische Körper, das heißt, sie haben Leben, aber ohne Empfindung; sie fühlen weder, was außerhalb ihnen ist und vorgeht, noch was in ihnen selbst geschieht; sie sind durch ihre Wurzel an die Erdscholle, auf der sie entstanden sind, festgebannt und haben folglich

keine freie willkürliche Bewegung; sie nehmen ihre Nahrung, die sie aus der Luft, dem Wasser und der Erde ziehen, nicht durch eine Oeffnung, sondern durch viele Poren zu sich. Die Thiere haben Leben mit Empfindung, das heißt: sie fühlen Freude und Schmerz; sie haben freie, willkürliche Bewegung, nicht nur ihre einzelnen Theile und Gliedmaßen, sondern, einige wenige Thiere der niedrigsten Stufe ausgenommen, können sie sich auch nach verschiedenen Orten hinbewegen, und sie nehmen ihre Nahrung durch eine Oeffnung oder einen Mund zu sich. Ihre innere Einrichtung ist ebenfalls vollkommener, als die der Pflanzen; deshalb hat man dem Thierreiche auch den ersten Platz unter den Geschöpfen eingeräumt, und wir werden dasselbe auch zuerst genauer kennen zu lernen suchen.

Alle jene Geschöpfe also, welche, wie wir schon bemerkten, Leben mit Empfindung, willkürliche Bewegung, einen Mund rc. besitzen, nennt man Thiere. Sie sind außerordentlich zahlreich und mannichfaltig, und auch unter ihnen sind wieder große Abstufungen von den vollkommensten bis zu den niedrigsten Geschöpfen bemerkbar. Den Grad ihrer Vollkommenheit bestimmt nicht sowol ihre Größe und äußere Gestalt, als vielmehr die mehr oder minder künstliche, innere Einrichtung, vermittelst derer sich auch an den Thieren höhere oder geringere Lebensthätigkeiten äußern. Welch ein ungeheurer Unterschied ist nicht von dem Pferde bis zur Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken schleppend mühsam an einem Zaune hinaufkriecht, während jenes im schnellen Laufe dahineilt, oder geduldig dem Menschen bei seinen Arbeiten beisteht. Beide sind gleichwol Thiere, denn sie besitzen jene allgemeinen Merkmale, die wir vorhin angegeben; aber das Pferd hat außer jenen noch eine Menge anderer Vorzüge, welche der Schnecke fehlen. Kannst du mir einige der augenscheinlichsten angeben?

Marie. O ja! Das Pferd hat einen schöngebauten

Körper, der mit einer behaarten Haut überzogen ist; einen auf dem Halse freistehenden Kopf mit Augen, Ohren, Nase, einem Munde mit Zähnen; es hat vier Füße und einen langen Schweif; die Schnecke hingegen ist nur ein unförmliches Ding, das ganz nackt und schleimig ist; ihr Kopf sitzt am Rumpfe fest und hat weder Ohren, Nase, noch sichtbare Augen, nur eine Mundöffnung und einige Fühlfäden; sie hat auch keine Füße, sondern bewegt sich nur, indem sie auf dem Bauche fortkriecht.

Fr. R. Du hast mir in den verschiedenen äußeren Merkmalen dieser Thiere einen sehr großen Unterschied bemerkbar gemacht; doch sind die innern Einrichtungen beider Thiere noch weit mehr von einander verschieden. Ehe wir davon sprechen, will ich aber noch eine andere Frage an dich stellen. Du sagtest mir vom Pferde, daß es Augen, Ohre, Nasen ꝛc. habe. Wozu braucht es denn diese Theile?

Marie. Die Augen zum Sehen, die Ohren zum Hören, die Nase zum Riechen und Luft einzuathmen, den Mund…

Fr. R. Schon gut. Weißt du, wie man Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen mit einem gemeinschaftlichen Ausdrucke benennt; oder besser, weißt du, wie wir Das nennen, wodurch wir sehen, hören ꝛc.

Marie. Das nennen wir Sinne.

Fr. R. Richtig. Katharina, sage mir nun, was wir unter dem Ausdruck Sinn oder Sinne zu verstehen haben?

Kath. Wir nennen „Sinne" das Vermögen, auf verschiedene Weise Alles wahrzunehmen, was außer uns ist und vorgeht.

Fr. R. Auf wie vielerlei Weise vermögen wir die Dinge wahrzunehmen?

Kath. Auf fünferlei Weise; das heißt, wir haben fünf Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl.

Fr. R. Auf welche Art oder wodurch können wir Alles wahrnehmen?

Kath. Durch die Sinneswerkzeuge. Die Augen, Ohren ꝛc. sind Sinneswerkzeuge.

Fr. R. Für welchen Sinn sind die Augen bestimmt?

Marie. Für das Gesicht, die Ohren für das Gehör, die Nase für den Geruch, der Gaumen für den Geschmack und die Hände für das Gefühl.

Fr. R. Das Letztere ist nicht ganz richtig; die Hände sind wol die vornehmsten Werkzeuge, wenngleich nicht die einzigen, für den sogenannten Tastsinn, der uns die um uns vorhandenen Gegenstände durch die Berührung wahrnehmen läßt; aber dieses Berühren oder Betasten macht noch nicht allein den Sinn aus, den wir Gefühl nennen. Dazu gehört noch außerdem das Vermögen, der Eindrücke von Wärme, Kälte, von Wohlbefinden und Krankheit, von Behaglichkeit und Schmerz ꝛc. in uns bewußt zu werden, das in dem ganzen Nervensystem seinen Grund hat, dessen stärkste Kraft und Empfindungsfähigkeit indessen allerdings in den Fingerspitzen ruht. — Dieses Gefühl ist jedoch nicht mit dem innern Sinne, der nur dem Menschen eigen ist, und in ihm Freude und Trauer, Liebe und alle andern Affecte erregt und wovon wir bei einer andern Gelegenheit sprechen werden, zu verwechseln; sondern es ist ein rein sinnliches, äußerliches Vermögen, welches auch die Thiere theilen. — Die Sinne sind ein großer Vorzug, den die Thierwelt vor der Pflanzenwelt voraus hat; aber nur die allervollkommensten Geschöpfe unter derselben besitzen alle fünf Sinne, und zwar in vollkommnerem Zustande. Die arme Schnecke z. B. entbehrt wol die meisten, während das Pferd sie alle besitzt. — Nach der größern oder geringern Vollkommenheit in der innern Einrichtung hat man die Thiere in sechs Klassen eingetheilt und dabei zuerst auf ihren Knochenbau, ihre Eingeweide und

die in ihnen sich bewegende Flüssigkeit oder das Blut Rücksicht genommen. Die vier vornehmsten oder ersten Klassen unter den Thieren haben ein festes, zusammenhängendes Knochensystem, das den ganzen Körper zusammenhält und ihm eine feste ausgeprägte Form verleiht; sie besitzen alle einen Rückgrath- oder Wirbelknochen, mit welchem die verschiedenen andern Glieder oder Knochen in Verbindung stehen. Die zwei letzten Arten aber haben kein Rückgrath und verdanken ihre Form nur der sie äußerlich umgebenden Haut oder Schale. Unter den Thieren mit Rückgrath werden die einzelnen Klassen wieder durch das Blut, die Eingeweide und die Art, wie sie sich fortpflanzen, unterschieden. Die erste Klasse bilden die Säugethiere, die ein rothes, warmes Blut, zwei Herzkammern und eine Lunge haben und lebendige Junge zur Welt bringen, welche sie eine kürzere oder längere Zeit mit ihrer Milch ernähren. Die zweite Klasse sind die Vögel; sie haben gleichfalls rothes, warmes Blut, Herz und Lungen, aber sie legen Eier, welche sie erst ausbrüten. Die dritte Klasse sind die Amphibien, die zwar rothes, aber kaltes Blut, nur eine Herzkammer und Lungen haben. Die vierte Klasse, die Fische, haben rothes, kaltes Blut, ein Herz, aber keine Lungen; sie athmen nur durch Kiemen. Die fünfte Klasse sind die Insekten, ohne Rückgrath, mit weißem, kaltem Blut, ohne edlere Eingeweide, und mit sechs oder mehren Füßen. Die sechste Klasse, oder die Würmer, sind wie die Insekten, nur fehlen ihnen auch noch die Glieder oder Füße. Diese sind die unvollkommensten und die meisten unter ihnen auch die verabscheutesten Geschöpfe, da sie in ihrer Nacktheit, in ihrem schleimigen ekelhaften Aussehen und wegen der Orte, wo sie gefunden werden, jedes Vorzuges entbehren, der alle andern Thierklassen auszeichnet. Mit dieser Eintheilung wollen wir heute unsere Lehrstunde schließen und Das, was ich noch im Allgemeinen über das Thierreich zu sagen habe, auf

das nächste Mal verschieben. — Nehmt jetzt eure Schreibhefte her, denn wir wollen noch ein Gedicht schreiben, welches ihr für morgen auswendig lernen sollt.

Marie. Das ist schön. Mir ist nichts lieber als Gedichte auswendig zu lernen; es ist für mich die beste Unterhaltung, wenn ich allein bin oder für mich arbeite, Gedichte herzusagen; ich weiß auch schon ziemlich viele, die ich immer wiederhole.

Fr. K. Das ist eine ganz gute Uebung, die besonders dein Gedächtniß schärfen wird. Du kannst sie dir auch zu einer viel gewinnreichern noch machen, wenn du dich unter dem Hersagen immer an den wahren Sinn und an die Bedeutung eines schönen Gedichtes erinnerst und dir alle darin enthaltenen guten und schönen Gedanken in deinem Geiste recht zu eigen machst. Doch ich sehe, daß ihr bereit seid und ich will sogleich anfangen zu dictiren.

Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt;
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen, raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glinzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielzeug!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,

Und feget mit den Händen, was da sich Alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater! ein Spielding, wunderschön.
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei?"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie Alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und jubelt überlaut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin;
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn?

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug; da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

Fr. R. Ich sehe zu meinem Bedauern in deinem Hefte, Marie, daß du noch mehre Schreibfehler gemacht hast, die du jetzt wol vermeiden solltest; ich werde sie dir heute Abend corrigiren, da ich jetzt die Zeit nicht damit verlieren will, indem ich gern noch das Gedicht mit euch durchgehen möchte, um euch das Lernen zu erleichtern. Versuche mir jetzt den Inhalt kurz in Prosa wiederzugeben.

Marie. Nach einer alten Sage war vor Zeiten im El-

saß ein Schloß, in welchem Riesen wohnten, von denen man aber jetzt gar nichts mehr weiß. Das Kind des alten Riesen, ein junges Mädchen, kam einmal allein aus dem Schlosse, lief den Berg hinab und fand unten im Thale zu ihrer großen Verwunderung Städte und Dörfer, Wälder und Felder, die ihr alle sehr klein und niedlich vorkamen. Unter Anderm erblickte sie auch auf einem Felde einen Bauer, der mit seinen Pferden pflügte, und die Sonnenstrahlen, die auf das Eisen der Pflugschar fielen, machten, daß es funkelte und glänzte. Das gefiel dem jungen Riesenfräulein außerordentlich wohl, sie hielt den winzigen Mann mit seinen Rößlein für ein artiges Spielzeug und raffte ihn flugs mit ihren Händen vom Boden auf und packte ihn mit seinem Gespann in ihr Tuch, mit welchem sie voll Freude zurück ins Schloß sprang, um dem Vater das prächtige Spielzeug zu zeigen. Der Alte saß eben bei Tische und ließ sich's wohlschmecken, als das Kind ins Zimmer gesprungen kam, und war begierig das Ding zu sehen, das seinem Lieblinge so große Freude machte. Da machte sie das Tüchlein auf und nahm den Bauer mit den Pferden heraus und stellte ihn auf den Tisch in der Hoffnung, daß ihr Vater sich auch an dem niedlichen Dinge freue. Aber der alte Riese sagte sehr ernst: „Was hast du gemacht, mein Kind! Das ist ein fleißiger Bauer, der sein Feld bestellt, und kein Spielzeug. Trage ihn schnell zurück, wo du ihn genommen hast, und siehe, daß ihm kein Leid geschieht. Du mußt den Bauer achten, denn er verschafft uns das Brod, das wir essen; ohne den Bauer könnten wir nicht leben, sondern wir müßten verderben; darum müssen wir ihn freundlich behandeln und nicht wie ein Spielzeug betrachten.

Fr. R. Gut, Marie! Du, Katharina, wirst mir nun die Hauptgedanken, die in dem Gedichte enthalten sind, angeben. Zuvor aber sage mir, was ist eine Sage. Marie hat

es im Eingange erwähnt, vielleicht ohne recht zu wissen, was es bedeutet.

Kath. Eine Sage nennen wir eine vom Vater auf den Sohn übergegangene, mündliche, unverbürgte Erzählung einer Begebenheit, die sich einmal zugetragen haben soll; dieselbe hat aber meistens in Folge der verschiedenen Arten, auf welche sie erzählt wird, etwas Unwahrscheinliches, Un- oder Uebernatürliches.

Fr. K. Richtig; das Wort Sage ist mit dem fremden Worte Mythe verwandt, und beide bilden die ältesten Grundlagen jeder Geschichte der alten Völker und Zeiten, wo man die Begebenheiten und Ereignisse noch nicht aufschrieb, sondern sie mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. In Europa, besonders im nördlichen und östlichen, wo die Bildung und Gesittung erst spät Zutritt fanden, hatte man auch lange keine geschriebene Geschichte, aber einen desto größern Schatz an Sagen, vorzüglich aus den ersten Zeiten des Mittelalters, die zum Theil ebenso anziehend für den blos neugierigen Zuhörer, als für den Geschichtsforscher lehrreich und interessant sind, zum Theil aber auch viele thörichte und abergläubische Meinungen verbreiteten. Einige, wie die, welche wir soeben geschrieben, haben vielleicht gar keinen historischen Grund, sondern sind bloße erfundene Erzählungen, die der Dichter benutzte, um irgend eine Lehre kräftiger und eindringlicher zu machen. Und damit kommen wir wieder auf meine Frage zurück; nämlich, welche Lehre diese Sage enthält.

Kath. Wol diese, welche der alte Riese seinem Töchterlein gab, daß man mit den Bauern nicht spielen dürfe, oder vielmehr, daß man die Niedrigen und Geringen nicht verachten dürfe.

Fr. K. Das ist es, und diese Lehre ist wichtig genug, besonders, wenn wir sie noch aus einem höhern Gesichts-

punkte auffassen, als es der Dichter gethan. Aber halten wir uns zuerst an dessen Worte. Aus welchem Grunde dürfe man den Bauer nicht als ein Spielzeug betrachten, belehrte der alte Riese sein Töchterlein?

Marie. Weil der Bauer den Acker bebaut und dadurch Getreide und Gemüse für uns schafft, weil er den Wein auf seinen Weinbergen pflanzt und das Vieh zieht, was wir Alles zu unserer Nahrung brauchen. Deshalb sind die Bauern in der menschlichen Gesellschaft die nützlichsten und unentbehrlichsten Glieder, denn ohne ihren Fleiß, ohne ihre beschwerliche, mühevolle Arbeit müßten wir verderben. Man muß sie deswegen auch hochschätzen und ihnen freundlich begegnen, damit sie nicht verdrossen werden, für die Befriedigung unserer Bedürfnisse sich anzustrengen.

Fr. R. Dasselbe gilt auch von allen Menschen überhaupt, welche für unsere anderweitigen Bedürfnisse uns durch ihre Geschicklichkeit oder ihren Fleiß unentbehrlich werden; der geringste Tagelöhner, der für uns Arbeiten verrichtet, die wir nicht machen können oder nicht machen wollen; der Handwerker, der uns unsere Geräthe und Kleider verfertigt; der Diener, der unser Haus rein und wohnlich hält — Alle haben Ansprüche an unsere Achtung, weil sie uns nützen, weil wir ohne ihre Hülfe viele Bequemlichkeiten entbehren müßten und manche unserer Bedürfnisse gar nicht befriedigen könnten. Das ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Riese — unter welchem wir im Allgemeinen alle Hochstehenden oder die sogenannten vornehmen Klassen betrachten müssen — in unserm Gedichte die Sache zu nehmen scheint. Dieser Grund unserer freundlichen Behandlung Solcher, die unter uns stehen, ist aber eigentlich ein höchst selbstsüchtiger, der unser Betragen nur in einzelnen Fällen gegen Personen, die in näheren Verhältnissen zu uns stehen, bestimmen könnte, der aber auf unser allgemeines Verhalten keinen überwiegenden

Einfluß gewinnen könnte. Ich habe deshalb zuvor schon gesagt, daß es noch einen höhern Beweggrund dazu geben müsse. Welcher ist nun dieser, Marie?

Marie. Den kann ich Ihnen nicht angeben, mein Fräulein!

Kath. Es scheint mir, daß Sie ihn aus den Lehren der Religion entnehmen, welche uns gebietet, auch den geringsten unserer Mitmenschen nicht zu verachten oder gar zu mishandeln.

Fr. R. Getroffen! Aber warum verbietet uns die Religion dieses?

Kath. Weil wir Menschen alle, wie hoch oder niedrig unsere Stellung im Leben auch sein mag, doch vor Gott ganz gleich sind; weil Rang und Stand nur äußere zufällige Dinge sind, die dem Menschen allein keinen wahren Werth verleihen, den nur die Tugend gibt, welche der Niedere gleich dem Hochstehenden besitzen oder wenigstens erstreben kann. Jesus hat uns selbst durch Lehre und Beispiel gezeigt, daß man sich nie besser oder höher stehend dünken darf, als die Geringsten; er hat uns gesagt, daß Gott die Stolzen verwirft, aber den Demüthigen Gnade gibt.

Fr. R. Gut; du hast so klare Begriffe von der Art, wie wir unser Betragen gegen unsere Mitmenschen einrichten sollen, daß es dir, wenn du ernstlich daran denkst, gewiß leicht wird, dieses auch im Umgange mit Andern zu beweisen. Bisher hast du aber zu meinem Leidwesen öfters gegen diese Lehre unserer christlichen Moral gefehlt, und ich habe absichtlich heute einen Gegenstand gewählt, der uns darauf führen mußte, von einem Fehler zu sprechen, den ich dir gern abgewöhnen möchte, weil ich dich zu lieb habe, um nicht zu wünschen, dich von allen jenen kleinen Fehlern rein zu wissen, die selbst einen guten, ausgezeichneten Charakter zu entstellen im Stande sind. Du hast zuweilen in deinem

Benehmen gegen Untergebene, besonders gegen die Dienstleute, etwas so Hartes, so Verletzendes, daß du dir schwerlich jemals ihre Liebe erwerben würdest, wenn du dich darin nicht änderst.

Kath. (erröthend). Ich weiß nicht, wie Sie das meinen, mein Fräulein! Ich bin mir nicht bewußt, einem unter unsern Leuten jemals mit Willen etwas zu Leide gethan zu haben.

Fr. R. Ich weiß das wol, meine Liebe! Aber du thust ihnen gleichwol häufig dadurch weh, daß du ihre Bemühungen, dir zu dienen, nie durch ein freundliches Wort anerkennst, wodurch ihr Selbstbewußtsein und ihr lobenswerther Ehrgeiz sich gedemüthigt fühlen; indem du dich nie nach ihrem Wohlbefinden erkundigst und indem du ihre Fragen immer nur ganz kurz und trocken beantwortest.

Kath. Es ist mir wirklich leid, wenn ich darin fehlte; ich glaubte durch mein Benehmen nur Ihrem Befehle gemäß zu handeln, mich in keine Vertraulichkeit mit ungebildeten Menschen einzulassen.

Fr. R. Dieses Gebot habe ich dir und Marien wirklich aus den wichtigsten Gründen gegeben, weil nichts verderblicher auf die Erziehung einwirkt, als vertraulicher Umgang mit rohen oder mindestens ungebildeten Naturen; indessen hast du mich in der Ausübung desselben gänzlich misverstanden. Wir können bei wirklicher Herzensgüte und einiger Klugheit unser Benehmen gegen Andere und Geringere so einrichten, daß wir ihre volle Liebe, ihr aufrichtiges Zutrauen erwerben, ohne daß sie je wagten, die Grenze der Hochachtung zu überschreiten, die sie uns schuldig sind, ohne daß sie auch die geringste Vertraulichkeit sich gegen uns erlaubten.

Marie. Aber wie ist das möglich? Ich bin nicht so zurückhaltend gegen unsere Leute wie meine Schwester; ich spreche und scherze mit ihnen, und doch sagen sie mir oft

Dinge, die mich beleidigen und verletzen, indem sie thun, als ob wir vollständige Kameraden wären.

Fr. R. Das kommt daher, weil du ebenso sehr auf der andern Seite vom geraden Mittelwege abkommst als Katharina. Wir müssen uns in unserm Benehmen gegen Niedere ebenso fern von Vertraulichkeit als von Stolz halten und nie unsere Stellung ganz außer Augen setzen. Ich darf wol behaupten, von allen Dienstleuten im Hause wohlgelitten zu sein und ihre volle Achtung zugleich zu genießen; weil ich Das, was ich von ihnen zu fordern habe, immer in eine Bitte einkleide, die ihnen ihre Dienstbarkeit weniger empfindlich macht; weil ich ihnen für jeden kleinen Dienst danke, und ihnen immer meinen Beifall bezeige, wenn sie etwas gut gemacht haben; weil ich mich freundlich und mit wirklichem Interesse nach ihrem Wohlsein erkundige, wenn ich sehe, daß ihnen etwas fehlt; weil ich ihre Fehler, wenn sie nicht Folgen von Böswilligkeit sind, entschuldige, und ihnen wol auch manchmal beistehe, dieselben wieder gut zu machen. Durch ein solches Betragen suche ich mir ihre Liebe zu gewinnen; ihre Achtung können sie mir nicht versagen, weil sie sehen, daß ich meine Pflichten nach Kräften zu erfüllen strebe, weil ich mich nie in sogenannte Klatschereien einlasse, weil ich sie mit Ruhe auf ihren Stand zurückführe, wenn sie ihn vergessen wollten und mir unehrerbietige Gleichstellung zeigten, und weil ich mir nie einen unpassenden Scherz mit ihnen erlaube. Und so wünsche ich, meine Lieben, daß ihr euer Betragen gegen Untergebene einrichten möget. — Ich habe dich betrübt, meine liebe Katharina, durch diese Zurechtweisung, die ich dir jedoch nicht ersparen konnte, und von deren Wichtigkeit dich dein Verstand und dein gutes Herz überzeugen müssen.

Kath. Ich betrübe mich nicht über Ihren Tadel, der immer noch zu milde ist, aber darüber, daß ich ihn so sehr ver-

diene, wie ich nun wohl einsehe, und ich verspreche Ihnen, mir alle Mühe zu geben, mich von dem garstigen Fehler zu befreien, der mich wol gar in den peinlichen Verdacht des Hochmuths gebracht hat, den ich gleichwol nicht verdiene; denn ich hielt mich nicht deswegen zurück, weil ich mich zu gut dünkte, sondern weil ich fürchtete, mich zu sehr gewissen Vertraulichkeiten auszusetzen, die Sie getadelt hätten.

Fr. R. Ihr habt jetzt eure Freistunde bis zu Tische. Wenn es euch Vergnügen macht, könnt ihr in den Garten gehen und dort spielen oder spazieren gehen; ich werde euch begleiten.

Kath. Ich danke Ihnen, mein Fräulein! Ich möchte lieber meine Musikaufgabe für heute Nachmittag noch einmal durchgehen, da wir doch heute Abend noch ausgehen werden.

Marie. Und ich habe meinen Aufsatz noch nicht ganz fertig, da ist für mich keine Zeit zu spielen.

Fr. R. Dann muß ich allein hinunter gehen, da ich dem Gärtner versprochen habe, seinen schönen Nelkenflor zu bewundern. Wenn ihr fertig seid, werdet ihr mich abholen.

Marie. Gewiß, mein Fräulein! mit dem größten Vergnügen.

(Fräulein Rothe geht.)

Nachmittag.

Marie. Wir haben unsere Zeichenstunde beendigt und Alles bereitet, um ungestört arbeiten zu können, während Sie uns erzählen; darf ich Sie bitten, anzufangen?

Fr. R. Welche Eile, mein Kind! Laß uns doch zuerst ruhig niedersitzen; ich muß auch meine Arbeit hervorsuchen, da ich unmöglich müßig bleiben kann, während ich erzähle.

Kath. Hier ist Ihr Strickkörbchen, mein Fräulein! Wünschen Sie noch etwas Anderes?

Fr. K. Nein, ich danke dir, dies reicht schon hin, solange meine Erzählung währt. Ich habe heute ein Märchen für euch, welches ich kürzlich gelesen, und dessen Inhalt nicht nur anziehend, sondern auch belehrend für euch werden kann, wenn ihr nur die tiefere Bedeutung der Dichtung zu erkennen vermöget.

Marie. Wie schön; ein Märchen! Diese liebe ich besonders.

Fr. K. Es ist aber nicht eines aus „Tausend und eine Nacht", wo glänzende Bilder und Zaubereien jede Phantasie reizen und entzücken; es ist ein ganz nüchternes deutsches Märchen, das euch vielleicht fast zu ernst für seinen Titel scheinen dürfte.

Kath. O thut nichts; es wird mir um so besser gefallen, wenn es ernst ist. Ich liebe die bunten Märchen Arabiens nicht, obgleich ich während des Lesens mich ihres Zaubers nicht erwehren kann, und mich manchmal mehr als vernünftig in jene orientalische Pracht und Herrlichkeit vertiefe, von der Sheherezade uns so bezaubernde Bilder entwirft. Aber wenn man diese Märchen gelesen hat, bleibt nichts zurück, was uns dauernd erfreuen könnte; es kommt mir vor, wie wenn ich viel Zuckerwerk gegessen, wovon ich nicht satt geworden, sondern nur eine Art Widerwillen gegen kräftige, nahrhafte Speisen bekommen habe.

Fr. K. Du hast im Ganzen nicht Unrecht; es ist indessen selten, daß ganz junge Personen so über die Märchen urtheilen, die sonst die Lieblingslectüre der Jugend sind. Deine Kritik wird mich aber nicht hindern euch meine „Zauberrose" zu erzählen:

Vor uralten Zeiten stand mitten im Fichtelgebirge, im heutigen Oberfranken ein wunderschönes Schloß, rings von

rauhen Waldbergen umgeben, welches von einem biedern deutschen Ritter und seiner Familie bewohnt wurde. Herr Egbert liebte seine Gemahlin, die fromme Kunigunde, und seine beiden Kinder, Wolfgang und Hilda, zärtlich, und fand seine größte Freude darin, sie recht froh und glücklich zu sehen. Auch seine Dienstleute hatten es gut bei dem frommen Ritter; sie bekamen nie unverdiente Scheltworte; er verkürzte nie ihren verdienten Lohn und sorgte dafür, daß sie ihren Unterhalt reichlich erhielten. Allen armen Wanderern war sein gastliches Haus offen, und keiner ging ohne eine Herzstärkung und einen Zehrpfennig weiter. Es war deshalb kein Wunder, daß der Name des guten Ritters weit und breit bekannt wurde, und daß alle Hülfsbedürftigen auf viele Meilen in der Runde bei ihm Schutz und Rath suchten, der ihnen auch bereitwillig zugesichert wurde, wenn es nur irgend möglich war. Wenn Herr Egbert, seiner Pflicht als Ritter gemäß, mit dem Kaiser in das Feld zog, dann ersetzte Frau Kunigunde seine Stelle im Schlosse und segnete und erfreute allenthalben gleich ihrem Gemahle. An einem schönen Sommerabende saß Herr Egbert vor dem Thore seines Schlosses und sah fröhlich dem Untergange der Sonne zu, während die beiden Kinder mit den bunten Steinchen des Hofes spielten und Frau Kunigunde emsig die Spindel drehte. Da kam auf einmal eine alte Frau mit eisgrauen Haaren und einem vor Alter gekrümmten Rücken, auf ihren Stock gestützt, mühsam zum Schloßhofe hereingeschlichen. Sie schien sehr erschöpft und setzte sich keuchend und hustend auf einen bemoosten Stein nahe am Eingang nieder. Der Ritter stand bei ihrem Anblicke sogleich auf, ging auf die Alte zu und fragte mit freundlichem Lächeln: „Der Weg ist Euch wol sauer geworden den steilen Schloßberg herauf, mein altes Mütterchen? Kommt, setzt Euch zu uns; erquickt Euch ein wenig mit Speise und Trank und sagt mir dann, welches

Anliegen Euch zu mir führt.“ Die Alte verbat sich anfangs die Ehre, sich neben den edeln Ritter und seine Gemahlin zu setzen; aber der gute Herr nöthigte sie so liebreich, daß sie endlich aufstand, um seiner Einladung zu folgen; sie war aber so müde und schwach, daß sie wieder auf den Stein zurücksank. Als der Ritter dies bemerkte, bot er ihr den Arm und geleitete sie mit zärtlicher Sorgfalt, wie ein guter Sohn seine betagte Mutter führt, zu dem Tische, Kunigunde spann. Diese legte ihre Spindel sogleich bei Seite und eilte selbst in die Küche, um der alten Frau einen kleinen Imbiß zu bereiten. Auch die beiden Kinder kamen herbeigelaufen, grüßten die Alte freundlich und legten ihr von den bunten Steinchen in den Schoß, mit welchen sie gespielt hatten, damit das Mütterchen sich auch daran ergötzen sollte, bis das Essen fertig wäre. Nachdem die alte Frau von den vorgesetzten Speisen genossen und sich dadurch wieder erholt hatte, wandte sie sich zu dem Ritter und sagte: „Eure Freundlichkeit, mein guter Herr, gibt mir den Muth zu einer großen Bitte.“ „Sprecht, gutes Mütterchen,“ rief Herr Egbert. „Bei meinem Ritterwort gelobe ich, sie zu erfüllen, es sei denn, daß Ihr etwas Unmögliches begehrt.“ „Ich bin eine arme Wittwe und lebte bisher in einem kleinen Hüttchen am Rande des Waldes mit meinen drei Enkelkindern. Zur Zeit der Hungersnoth konnte ich die armen Würmer nicht mehr durch meine Arbeit ernähren; ich mußte Schulden machen, die ich leider nicht mehr bezahlen konnte. Mein böser Gläubiger will mich nun aus meiner Hütte jagen, wenn ich ihm nicht 50 Thaler bezahle. Meine armen Kinder und ich müssen im Walde umkommen, wenn Ihr uns nicht helft. Habt also Erbarmen, edler Herr! Gott wird's Euch lohnen!“ — Der Ritter schaute verlegen zur Erde, denn in seinem ganzen Schlosse waren nicht 50 Thaler vorräthig. Bei seiner großen Güte blieben ihm keine Summen übrig; ja manchmal

kam er selbst in Verlegenheit. Aber er hatte der Alten sein Wort gegeben; wie sollte er es nun anfangen, um ihr zu helfen? Er sann ein Weilchen nach, dann griff er rasch nach der goldenen Kette, die er am Halse trug und gab sie der armen Frau, indem er sagte: „Gebt dies Kleinod Eurem bösen Gläubiger, damit er Euch in Ruhe lasse. Die Kette ist mehr denn 60 Thaler werth; sie war mein erster Kampfpreis; der gute Kaiser Friedrich, Gott habe ihn selig, hat mir sie selbst umgehängt," fügte er seufzend hinzu. „Was Euch nach Bezahlung Eurer Schuld davon übrig bleibt, behaltet für Euch und Eure Kinder." „Nein, mein edler Ritter," erwiderte die Alte, die sich vor den Augen des staunenden Egberts und Kunigundens plötzlich in eine hohe, königliche Frau in reichen Goldgewändern verwandelt hatte, und dieselben freundlich anblickte: „Nehmt eure Kette zurück, ich bedarf ihrer nicht; ich wollte nur Eure Herzensgüte erproben, und ich habe Euch treu erfunden, darum will ich Euch belohnen." Mit diesen Worten nahm sie von ihrer Brust eine Rose aus edeln Steinen, die in wunderlichem Glanze funkelten. „Nehmt dieses Kleinod und bewahrt es wie Euer Leben; es wird Euch und die Eurigen aus jeder Gefahr erretten, solange Euer Herz edel und tugendhaft bleibt. Gern möchte ich Euch die Gefahren und Schmerzen ganz ersparen, die Euch noch begegnen werden, aber dies liegt nicht in meiner Macht, denn nur in solchen schweren Prüfungen bewährt sich die Tugend als ächt." Hierauf reichte sie dem Ritter freundlich die Hand, küßte Kunigunde und die Kinder, welche sich vor der wunderbaren Erscheinung scheu in die Arme der Mutter geflüchtet hatten, erhob sich von der Erde und verschwand langsam in einem rosigen Wölkchen, welches endlich in der Abendröthe unterging. Der Ritter und seine Familie waren vor Erstaunen und Bewunderung lange sprachlos geblieben; sie glaubten zu träumen,

und nur der Glanz der Zauberrose, die in dem hereinbrechenden Dunkel noch herrlich funkelte, überzeugte sie von der Wirklichkeit der gehabten Erscheinung. „Laßt uns den kostbaren Schatz recht sorgfältig bewahren," sagte Kunigunde endlich, indem sie die Wunderrose betrachtete; „die gütige Fee, die sie uns schenkte, ist wol von Gott gesandt, um Deine Menschenliebe zu belohnen." „Ja," antwortete der Ritter, „auch diese neue Wohlthat hat uns Gott geschickt, darum laßt uns ihm danken, ehe wir zur Ruhe gehen." Alle knieten nieder und beteten fromm und andächtig, während die Abendglocke vom fernen Dörfchen ihr stilles Gebet begleitete. Kunigunde nahm alsdann die kleine Hilda auf den Arm; Wolfgang drängte sich zum Vater, und friedlich ging die glückliche Familie ins Schloß zurück, um sich zur Ruhe zu begeben.

Am frühen Morgen des folgenden Tages wurde der Ritter durch die lauten Töne einer Trompete aus dem Schlafe geweckt und bald darauf erschien ein Diener, welcher ihm meldete, daß ein Bote des Herzogs von Schwaben vor der Zugbrücke stehe und Einlaß begehre. Egbert befahl die Brücke niederzulassen und eilte selbst in den Hof, um den fremden Ritter zu empfangen. Der Bote des Herzogs, ein ehemaliger Waffenbruder des Ritters, brachte ihm einen eigenhändigen Brief von Friedrich von Schwaben, worin dieser seinen Jugendfreund dringend bat, ihn auf einem Kreuzzuge nach Palästina zu begleiten. Egbert konnte dieser Bitte nicht widerstehen, obgleich er gegen den Herzog von Schwaben keine andere Verpflichtung, als die einer treuen, von frühster Jugend genährten Freundschaft hatte — Egbert war mit Friedrich zugleich erzogen worden, da seine Mutter eine nahe Verwandte des fürstlichen Hauses der Hohenstaufen war — und seine Familie nur höchst ungern verließ. Kunigunde aber war außer sich, als sie diese Nachricht vernahm und gab

sich alle Mühe ihren Gemahl von seinem Vorhaben abzubringen. Sie beschwor ihn, sein Leben nicht den unzähligen Gefahren auszusetzen, die ihm auf einem so beschwerlichen Kriegszuge drohten, und sie und ihre Kinder nicht hülflos zurückzulassen. Ihre Thränen und Bitten konnten aber den Entschluß ihres Gemahls nicht wankend machen; denn in jenen Zeiten, wo die Edelleute blos für den Krieg lebten, galt es für eine große Schande, dem Rufe seines Fürsten oder der Bitte eines Freundes zu einem Feldzuge nicht zu folgen. Er tröstete seine Gemahlin liebreich, versprach ihr sein Leben zu schonen soviel er könnte, und sobald zurückzukehren, als es ihm die Ehre erlaubte. Sodann berief er seine Kriegsleute, rüstete sich, und noch ehe es Mittag war, hatte er Alles zur Abreise bereit. Er nahm gerührt von seiner Gemahlin und seinen Kindern Abschied und empfahl sie dem Schutze Gottes. Kunigunde brachte ihm noch die Zauberrose und bat ihn, sie als einen Talisman gegen drohende Gefahren mitzunehmen. Aber Egbert weigerte sich dessen und sagte: „Ihr habt des Schutzes nöthiger als ich; mein gutes Schwert und mein Schild sind mir Talisman genug.“ Darauf schwang er sich auf sein Pferd und ritt, von seinem Gefolge begleitet, den Schloßberg hinab. Kunigunde und die Kinder weinten bitterlich, als sie sich allein sahen; aber der milde Zauber der Rose beruhigte endlich ihre Gemüther und sie gingen zusammen in die Schloßkapelle, um für die Wohlfahrt des geliebten Vaters zu beten.

Die fromme Burgfrau lebte von nun an einsam und ruhig auf ihrem Schlosse, blos damit beschäftigt, ihre Kinder gut zu erziehen und den Armen der Umgegend soviel als möglich Gutes zu thun. Dabei wartete sie geduldig auf die Rückkehr ihres Gemahles; aber ein Jahr um das andere verging und Ritter Egbert kam nicht zurück. Herzog Friedrich von Schwaben und sein Heer kamen nach vielen über-

standenen Mühseligkeiten und Gefahren wieder in ihr Vaterland; aber Keiner brachte der trauernden Kunigunde Nachricht von ihrem theuern Gemahle.

Wolfgang und Hilda waren unterdessen herangewachsen; aus dem Knaben war ein starker, kräftiger Jüngling geworden, der in allen ritterlichen Künsten trefflich bewandert war und die Jahre hatten die kleine Hilda in eine blühende, schöne Jungfrau verwandelt, die an Unschuld und Liebreiz ihres Gleichen suchte. Beide hatten die zärtlichste Liebe für ihre Mutter und trauerten mit ihr um den verlorenen Vater. Wolfgang hatte längst in seinem Herzen den Entschluß gefaßt, nach Palästina zu ziehen, um seinen Vater zu suchen, und als ihm zu seinem achtzehnten Geburtstage die Mutter Schwert und Wehrgehänge zum Angebinde überreichte, fiel er vor ihr auf die Knie nieder und beschwor sie mit Thränen, ihn nach dem heiligen Lande ziehen zu lassen. — „Auch Du, mein Sohn," seufzte Kunigunde, „willst mich verlassen, um in einem fremden Welttheile unter dem Schwerte der Türken zu verbluten, in der Wüste zu verschmachten oder Dein Leben in schimpflicher Sklaverei zu vertrauern. Bleibe bei mir, mein Sohn! Siehe, ich bin alt und bedarf Deines Schutzes ebensowol, als Deine Schwester. Du wirst Deinen guten Vater nicht mehr finden; er ist längst im Himmel und betet dort für uns. Nur einen neuen Jammer wirst Du über mein Herz bringen, wenn ich auch Dich als verloren beweinen muß." „Nein, liebe Mutter," erwiderte Wolfgang, „Du wirst nicht um mich trauern; eine Ahnung in meinem Herzen sagt mir, daß ich meinen Vater wiederfinden und in Deine Arme zurückführen werde. Gott wird Dich und meine Schwester während meiner Abwesenheit beschützen, und Deine Unruhe und Sorge in dauernde Zufriedenheit und Freude verwandeln." „So gehe denn dahin, mein Sohn," sagte Kunigunde traurig, „folge dem Zuge

Deines edeln Herzens, aber schone Dein Leben und versprich mir, den sichern Talisman, die Zauberrose, mitzunehmen, die unsere stille Heimat bisher so treulich behütet hat.“ Wolfgang konnte diese Bitte der besorgten Mutter nicht abschlagen, obschon er dieses sichtbare Zeichen des göttlichen Schutzes lieber den Seinigen zurückgelassen hätte.

Die Zauberrose auf der Brust, von den Segenswünschen seiner Mutter und Schwester begleitet und von einem treuen Diener gefolgt, begann der muthige Jüngling schon den folgenden Morgen wohlgerüstet seine mühselige Wanderung. Wolfgang, der sich bisher nie von seiner Heimat entfernt hatte und unter den Augen einer sorgsamen Mutter aufgewachsen war, die jede Gefahr von ihm ferne hielt, hatte keine Idee von den Gefahren gehabt, die ihm auf dieser Reise aufstießen. Bald mußte er Tage lang durch öde, unwegsame Wälder wandern und mit den wilden Thieren um sein Leben kämpfen; bald hielten ihn Wegelagerer und räuberische Horden in seiner Reise auf, und nur der mächtige Schutz der Zauberrose ließ ihn ihren gewaltigen Streichen widerstehen. Aber der gute Wolfgang verlor den Muth nicht. Mit festem Vertrauen auf Gottes Hülfe, mit freudiger Erwartung auf das Gelingen seines Unternehmens erreichte er endlich nach tausend überstandenen Gefahren die Meeresküste, wo er mit dem Reste seiner Baarschaft eine Barke miethete, die ihn nach Asien hinüber bringen sollte. Kaum war er indessen einige Stunden vom Lande entfernt, als ein furchtbarer Sturm ausbrach, der die leichte Barke wie einen Spielball von Welle zu Welle schleuderte, bis die Masten zerbrachen und das schwache Fahrzeug von den gewaltigen Stößen zertrümmert wurde. In einem Augenblicke waren Alle, die auf der Barke gewesen, in den Fluten begraben. Auch jetzt war der wohlthätige Talisman Wolfgang's nicht ohne Wirkung; der Kelch der Zauberrose entfaltete sich, wuchs bis zur Größe eines

kleinen Schiffleins und trug den ohnmächtigen Jüngling sicher durch die empörten Wogen bis zum rettenden Ufer, wo sie ihre frühere Gestalt wieder annahm, ehe er erwachte. Als dieser endlich wieder zum Bewußtsein zurückkehrte, sah er sich ganz allein in einer öden, felsigen Gegend, ohne Waffen, ohne Lebensmittel, ohne Obdach, ganz verlassen, denn alle seine Gefährten hatte das Meer verschlungen. Da wurde ihm wol das Herz schwer, und er weinte bei dem Gedanken, daß er beinahe am Ziele der Reise umkommen müsse, und daß seine arme Mutter ohne allen Schutz bleiben solle. Aber mitten in seinem Jammer hörte er eine süße Stimme, welche ihm zurief: „Verzage nicht! Die Leiden, die Dich um Deiner kindlichen Liebe willen treffen, werden Dir einst wohl vergolten werden.“ Dieser tröstliche Zuspruch, obwol er nicht wußte, woher er ihm zukam, ermunterte den armen Jüngling wieder; er stand auf und wanderte fort, obgleich er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Zwei Tage und zwei Nächte hindurch war er schon fortgegangen, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken und ohne andere Nahrung zu finden, als einige Muscheln, welche das Meer ausgeworfen hatte. Er war so ermattet, daß er nicht mehr weiter konnte und legte sich am Morgen des dritten Tages zum Tode ermüdet unter einen Felsen, wo er vor der brennenden Sonne geschützt war und schlief ein. Doch wurde er bald durch ein wüthendes Geschrei aus seinem Schlummer geweckt; er schlug die Augen auf und erblickte eine Rotte Türken, welche mit scharfen Schwertern und gezückten Dolchen auf ihn eindrangen. Wolfgang glaubte sich verloren, doch die Mörder warfen plötzlich die Waffen von sich und flohen in wilder Eile, denn sie sahen goldene Flammen das Haupt und die Brust des Jünglings umspielen und hielten ihn für ein höheres Wesen, das ihren Frevel schrecklich rächen würde. Der Schrecken hatte Wolfgang einen

Theil seiner Kräfte wiedergegeben; er machte sich von neuem auf den Weg, und zu seiner großen Freude erblickte er bald auf dem Gipfel eines nahen Berges ein stattliches Gebäude, das mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt war. Mit Anstrengung seiner letzten Kraft erreichte er die Pforte eines großen Klosters, an der er erschöpft niedersank. Dieses Kloster, wohin sein gutes Glück den armen Jüngling geführt hatte, gehörte den Johannitern, einem christlichen Ritterorden, welcher gleich in den ersten Zeiten der Kreuzzüge entstanden war und sich die Aufgabe gesetzt hatte, die armen christlichen Pilger zu pflegen und zu heilen, wenn sie in dem gelobten Lande erkrankt oder verwundet waren. Wolfgang hatte nicht lange unter der Thür gelegen, als er von einem der frommen Ritter bemerkt und mit liebender Sorgfalt mit Hülfe eines Dieners in das Kloster gebracht wurde. Den angestrengten Bemühungen der freundlichen Ritter gelang es zwar, den Jüngling aus seiner Ohnmacht zu wecken; aber die vielen ausgestandenen Leiden hatten ihm eine gefährliche Krankheit zugezogen, daß er mehre Wochen zwischen Leben und Tod schwebte.

Die Johanniter, welche ihn treulich und liebevoll pflegten, gewannen den guten Wolfgang herzlich lieb und hatten großes Mitleiden mit ihm, als er ihnen seine traurige Geschichte erzählte. „Armer Jüngling," sagten sie; „Du bist wol vergeblich hierher gekommen, denn Du wirst Deinen Vater nicht mehr finden. Gewiß ist er schon längst von den Sarazenen erschlagen worden oder in schrecklicher Sklaverei verschmachtet. Kehre zu Deiner Mutter zurück, damit sie nicht aus Gram und Kummer über Deinen Verlust gleichfalls sterbe." Wolfgang versprach dem Rathe seiner gütigen Wirthe zu folgen, wenn er erst noch einen Versuch gemacht hätte, seinen geliebten Vater zu finden; und als er wieder ganz hergestellt war, nahm er mit Thränen der Dankbarkeit

Abschied von denselben. Als er aber im Begriffe war fortzugehen und mit dem Ritter, der ihn gerettet hatte, unter der Thüre stand, sahen sie von ferne dichte Staubwolken sich erheben und ein furchtbares Allah-Geschrei wiederholte sich von allen Bergen. Eine große Schar Türken war gekommen, um das einsame Kloster anzugreifen. Die Ritter vertheidigten sich so gut sie konnten, wobei ihnen Wolfgang treulich beistand; aber trotz ihrer Tapferkeit konnten sie der großen Uebermacht nicht lange widerstehen. Die Türken nahmen das Kloster mit Gewalt und steckten es in Brand, nachdem sie es zuvor völlig ausgeplündert hatten. Die meisten Ritter waren im Gefecht geblieben; nur einige, worunter sich auch unser junger Freund befand, waren dem Feinde lebend in die Hände gefallen. Diese wurden von den Barbaren in schwere Ketten gelegt und in das türkische Lager geschleppt, wo sie wie Lastthiere an den Meistbietenden verkauft wurden. Wolfgang wurde die Beute eines alten Türken, der sogar unter seinen Landsleuten für einen sehr grausamen Mann galt und dessen größte Freude es war, seine vielen christlichen Sklaven auf jede Weise zu peinigen. Besonders gegen Wolfgang schien er einen unversöhnlichen Haß zu nähren, welchen der arme Jüngling auf keine Weise veranlaßt hatte, unter dessen schrecklichen Aeußerungen er aber beinahe erlag. Er erhielt die schlechteste Nahrung und sowenig, daß es nicht hinreichte, den nagenden Hunger zu stillen; dabei mußte er den ganzen Tag die schwersten Arbeiten verrichten und die Peitsche des Aufsehers schlug ihn blutig, wenn er aus Ermüdung einen Augenblick aufhörte. Nachts mußte er vor der Thüre seines Peinigers liegen, und Hussein, den die Bosheit nicht schlafen ließ, unterhielt sich damit, ihn jeden Augenblick aus dem Schlafe zu wecken. Wolfgang trug dieses herbe Schicksal ohne Murren, ohne sein Vertrauen zu seinem himmlischen Vater dadurch erschüttern zu lassen,

ohne das Vorhaben zu bereuen, dessen Ausführung ihn in ein solches Elend gestürzt; aber sein Körper, durch seine letzte Krankheit noch geschwächt, konnte eine solche Behandlung nicht lange aushalten. Er wurde wieder krank und Hussein ließ ihn ohnmächtig in eine Art Stall werfen, in welchem noch mehre Unglückliche lagen, die durch seine Grausamkeit ihre Gesundheit und ihre Kräfte verloren hatten. In diesem schrecklichen Aufenthalte, ohne Wartung und Pflege, hätte der arme Wolfgang gewiß verschmachten müssen, wenn nicht die Zauberrose durch ihre wunderbare Kraft, die eine Zeit lang zu schlummern geschienen hatte, ihn dem Leben zurückgegeben hätte. Aus einer langen Ohnmacht erwachend, schlug er die Augen wieder auf und betrachtete mit Schaudern den Ort, wo man ihn hingeworfen hatte. Noch mehr als seine eigene Lage ging ihm aber die seiner Leidensgefährten zu Herzen; bei dem schwachen Lichte, welches durch die vielen Spalten und Risse der Mauer hereinfiel, sah er auf einem Bündel faulen Strohes eine ehrwürdige Gestalt mit langem schneeweißem Barte. Das Elend mehr als die Jahre hatte seine hohe Gestalt gekrümmt und das Licht seiner Augen war vielleicht durch seine Thränen erloschen. Eine schmerzliche Ahnung ergriff Wolfgang; die ehrwürdigen Züge des Greises schienen ihm nicht fremd; er erhob sich mit großer Mühe und kroch bis zu der Stelle, wo der Greis lag, um ihn näher zu betrachten. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht; der Unglückliche war sein Vater, dessen geliebte Züge zu tief in seine Seele eingeprägt waren, um ihn je zu verkennen. Bei diesem Anblicke brach dem guten Jünglinge das Herz; laut schluchzend sank er neben dem armen Egbert nieder. „Wer weint hier?" fragte der Blinde. „Wer ist der Fremdling, dem unsere Qualen noch Thränen auspressen?" „Ach, mein Vater!" schluchzte der Arme, „es ist Dein Sohn, dessen Herz bricht, Dich so wieder zu finden! Ich bin

Wolfgang; ich bin gekommen, um Dich zu suchen und theile nun Deine Gefangenschaft.“ Egbert hatte die letzten Worte nicht mehr gehört; der Freudenschrecken, als er die Stimme seines Sohnes erkannte, hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen. Der liebende Sohn strengte alle seine Kräfte an, um seinen Vater wieder zu erwecken, es wollte ihm aber lange nicht gelingen und er fürchtete schon, daß ihn die Freude getödtet habe. In seiner Verzweiflung nahm er die Zauberrose von der Brust und legte sie auf das blasse Antlitz des Vaters. Siehe, da öffneten sich die erloschenen Augen des Greises wieder dem Lichte; Egbert erwachte und erblickte und begrüßte seinen geliebten Sohn mit der innigsten Freude. Die Glücklichen beriethen sich nun, wie sie es anfangen sollten, ihrem Kerker zu entrinnen und wieder in die theure Heimat zu kommen. Bei der grausamen Wachsamkeit Hussein's schien dies jedoch eine Unmöglichkeit und Beide ergaben sich darein, ihr hartes Loos noch länger zu tragen. Da verbreitete sich plötzlich ein heller Schein in dem dunkeln Raume; liebliche Wohlgerüche erfüllten die Luft und vor den bewundernden Augen der armen Gefangenen stand die Fee, welche dem Ritter die Zauberrose gegeben hatte. „Eure Leiden, die ihr so muthig ertragen habt, sind nun zu Ende,“ sagte sie; „dieselben konnten euch zwar nicht erspart werden, denn die Tugend muß sich in Leiden bewähren; aber ihr habt auch den Beweis gehabt, daß die Tugendhaften im Unglück nicht untergehen.“ Nach diesen Worten berührte sie mit ihrem Zauberstabe die Rose, welche sich wieder zu einem geräumigen Schifflein entfaltete, die Glücklichen aufnahm und mit Blitzesschnelle vor die Burg ihrer Väter brachte. Die Freude Kunigundens und Hilda's war unbeschreiblich, als sie den Vater uud Bruder wiedersahen. Die Rose blieb der Talisman der Familie, bis sie mit dem Letzten des Hauses in das Grab gelegt wurde.

Marie. Ich danke Ihnen, mein Fräulein, für die schöne Geschichte, die Sie uns erzählt haben. Sie hat mir sehr gefallen; nur ist es mir leid, daß der arme Ritter und sein Sohn soviel leiden mußten. Es scheint mir, daß so edle Menschen keiner so harten Prüfungen bedürften; diese sollten vielmehr eine Strafe für Solche sein, die nicht gut handeln wollten.

Fr. R. Ich habe dir schon öfter erklärt, mein Kind, daß wir die Schicksale, die uns hienieden treffen, nie als eine Vergeltung unserer Handlungen betrachten dürfen, ausgenommen in Fällen, wenn sie die natürlichen Folgen derselben sind. Wenn unser Schicksal der Lohn oder die Strafe unserer Handlungen wäre, so würden wir stets nur den Eigennutz oder furchtsame Schwäche zu Triebfedern derselben haben. Dadurch aber, daß die höchste Tugend oft mit den bittersten Leiden, sowie Schlechtigkeit oft mit den glänzendsten äußern Verhältnissen gepaart sind, wird die Unabhängigkeit und die Aechtheit der Tugend bewährt. Der Mensch, welcher trotz alles Ungemachs, trotz des äußersten Elendes seinen edeln Gesinnungen treu bleibt und selbst da gut handelt, wo es ihm Gefahr und Elend bringt, ist allein der wahrhaft Tugendhafte. Mitten unter dem Lächeln des Glückes, im Sonnenschein der Freude ist es nicht so schwer, sich auf der geistigen Höhe zu erhalten, die uns die Tugend lieben und üben lehrt, obgleich wir auch da mannichfaltigen Versuchungen ausgesetzt sind. Aber wenn Sorge und Noth unsern Geist mit Gram oder mit Bitterkeit erfüllen wollen, da wird es schwer, unser Herz frei und bereit zur Erfüllung schwerer Pflichten zu erhalten. Darum ist auch zu allen Zeiten das Leiden als der Prüfstein der Tugend erkannt worden, und wir lesen in der heiligen Schrift von vielen ausgezeichnet guten Menschen, die durch das Feuer der Trübsal bewährt wurden.

Marie. Ach ja! Sie erinnern mich dadurch an die Geschichte des frommen Hiob, der auch soviel leiden mußte, um zu beweisen, wie gut er war. Es ist aber gleichwol traurig, daß man immer erst ins Unglück kommen muß, um gut zu werden, oder zu bezeugen, daß man es schon ist.

Fr. R. Das ist ja nicht immer der Fall, meine Liebe! Es gibt auch viele gute und edle Menschen, welche nie besondere Unfälle erduldeten und deren Leben stets in ruhiger Gleichförmigkeit und Zufriedenheit dahin floß. Bei solchen bediente sich Gott blos des Glückes, um sie ihrer höhern Bestimmung, dem Zielpunkte unseres Daseins hinzuleiten, während seine Allweisheit bei Andern verschiedene strengere Mittel zu dem gleichen Zwecke nothwendig fand, weil jene für den Seelenzustand derselben geeigneter waren. Es ist wol möglich, und ich wünsche es dir von Herzen, daß du dein ganzes Leben hindurch zu Jenen gehörst, die der liebe Gott durch das Glück erziehen will; bis jetzt wenigstens hat noch nichts deine frohe Jugend gestört; bemühe dich nur recht eifrig dem Guten nachzustreben, damit die milde, freundliche Erzieherin dir genüge.

Kath. Welche von den beiden Geschichten gefällt dir besser, Marie! Die gestrige oder die heutige?

Marie. Da wird mir die Wahl schwer. Von den Geschichten, die uns Fräulein Rothe erzählt, gefällt mir immer die am besten, welche ich zuletzt höre.

Fr. R. Hast du keine entschiedenere Meinung darüber, Katharina, als deine Schwester? Welche gefällt dir besser?

Kath. Um die Wahrheit zu gestehen, ziehe ich die Geschichte Helenens vor, weil sie wahrscheinlicher ist und weil Helene nur durch ihre eigene Anstrengung ihre Familie rettete, während hier zu gleichem Zwecke übernatürliche Hülfe nöthig war.

Marie. Gibt es in der Wirklichkeit keinen Talisman?

Ich habe so oft gelesen, daß die Türken und überhaupt alle asiatischen Völker Talismane und Amulete an sich tragen, um sich vor Gefahren zu sichern.

Fr. R. Die Talismane, die man um den Hals hängt, an der Brust trägt oder bei seinen Kostbarkeiten verwahrt, haben keine Wirkung und die Mahomedaner sind thöricht, daran zu glauben. Es gibt aber einen Talisman, der sich in jeder Gefahr bewährt, und dieser Talisman heißt: „Liebe und festes Vertrauen zu Gott.“ Es ist das Eigenthum aller guten und edlen Menschen. Was deine Meinung betrifft, Katharina, daß Helene allein das Werk der Rettung der Ihrigen vollbrachte, darin bist du im Irrthum. Sie hatten den göttlichen Schutz ebenso nöthig, wie Wolfgang die Zauberrose. Wir schwachen Menschen vermögen nichts allein auszuführen; deshalb müssen wir auch demüthig bleiben, selbst wenn uns das Höchste gelingt. — Doch wir müssen davon abbrechen, denn ich möchte noch eure Aufsätze sehen, ehe der Musiklehrer kommt. Wie ist dir deine Aufgabe gelungen, Marie?

Marie. Ich fürchte, daß Sie recht unzufrieden sein werden, denn ich konnte gar nicht mit der Beschreibung zu Stande kommen.

Fr. R. Gib mir nur das Heft, damit ich ihn lese.

Beschreibung der Stadt Triest.

Meine liebe Vaterstadt Triest ist eine große, volkreiche und schöne Stadt, mit langen und breiten Straßen und zum Theil prächtigen Häusern, besonders in der Neustadt. Die Altstadt ist zum Theil auf einen Hügel gebaut, auf dessen Spitze das Kastell steht, von welchem aus man eine köstliche Aussicht auf das adriatische Meer hat, an dessen nördlichem Ende die Stadt liegt. Triest hat einen sehr guten Hafen, in

welchem immer eine Menge Schiffe von allen Nationen liegen; und es ist besonders am Sonntage hübsch, wenn von allen Masten bunte Flaggen wehen. In der Woche herrscht ein sehr lebendiges Treiben in allen Straßen und öffentlichen Plätzen. Die Schiffe bringen von allen Ländern eine Menge Waaren nach Triest, das vorzugsweise eine Handelsstadt ist, und diese werden entweder wieder verladen oder in die Magazine geschafft; dabei sind die Leute so geschäftig und soviel auf den Straßen, daß man oft ordentlich vor dem Lärm und der Unruhe erschrickt. Die größte und schönste Straße, in welcher sich alle eleganten Kaufläden befinden, heißt Corso. Die Hauptkirche liegt auf dem Berge in der Nähe des Kastells und heißt St. Just. Die schönste Promenade führt am Ufer des Meeres hin und ihr Name ist St. Andrea. Die Stadt ist in einem weiten Halbkreise von Hügeln umgeben, die zum Theil kahl sind, zum Theil aber von den schönsten Landhäusern und Weingärten wie besät sind.

Fr. K. Ich kann deine Arbeit dieses Mal wirklich kaum loben; du hast dir die Sache gar zu bequem gemacht, deine Beschreibung ist so kurz und wenig ausführlich, daß du nicht einmal die großen und schönen Gebäude erwähnt hast, auf welche die Triester doch ein Recht haben stolz zu sein. Man wird nicht häufig ein so großartiges Gebäude treffen, wie unser Tergesteum; auch das schöne Opernhaus und die übrigen Thater hättest du, als große Liebhaberin des Theaters, nicht vergessen sollen. Dann ist auch in der Arbeit selbst nicht der rechte Zusammenhang; du springst zu schnell von Einem zum Andern über, ohne einen Gedanken recht auszuführen. Doch will ich dich nicht schelten, denn ich hoffe, daß es dir ein anderes Mal besser gelingen wird, deine Aufgabe zu lösen.

Marie. Ich weiß wol, daß der Aufsatz nicht gut ausgefallen ist; aber es geschah wahrlich nicht aus Mangel an

Fleiß; ich habe mehr als drei Mal angefangen, aber immer wollte es mir nicht gelingen, etwas Zusammenhängendes herauszubringen. Gerade weil soviel über diesen Gegenstand zu sagen ist, brachte ich erst Alles untereinander und habe nun am Ende doch viel zu wenig gesagt.

Fr. R. Um gute und richtige Beschreibungen zu liefern, müssen wir uns den Gegenstand erst vor unserm Geiste recht gegenwärtig machen und dann in bestimmter Ordnung erst die allgemeinen äußern Eindrücke schildern und endlich auf besondere hervorstehende Eigenthümlichkeiten hinweisen. Doch sehen wir, was Katharina gemacht hat, ob sie die Schwierigkeiten besser zu besiegen verstanden hat.

Kath. Ich habe versucht, nach der von Ihnen angegebenen Auffassungsweise zu arbeiten und habe mich in Gedanken an die Stelle eines jungen Binnenländers versetzt, der voller Bewunderung vor den großartigen Anblick des Meeres Triest zum ersten Male von der Höhe herab erblickt; ich weiß aber nicht, in wie weit es mir gelungen ist.

Fr. R. Nun das werden wir sogleich erfahren; gib mir nur dein Heft.

Beschreibung von Triest.

Seit meinen frühesten Jugendjahren trieb mich eine unendliche Sehnsucht, das größte Wunder der Schöpfung, das weite, ewige Meer zu sehen; aber Jahre lang mußte dieser Wunsch unerfüllt bleiben, weil meine Studien mich immer an die Vaterstadt fesselten. Endlich, an meinem 18. Geburtstage überreichte mir mein Vater eine wohlgespickte Brieftasche und einen Reisepaß mit den Worten: „Nun, mein Sohn, soll Deine Sehnsucht befriedigt werden; Du kannst morgen mit Deinem Freunde Eduard eine Fußreise durch das Gebirge bis nach Triest antreten, wo ihr einige Wochen bei einem meiner Geschäftsfreunde zubringen werdet.“ Wer

war nun glücklicher als ich! Mit dem frühesten Morgen des folgenden Tages waren wir auf der Reise und so groß war unser Wunsch nach Triest zu kommen, daß wir die herrlichsten Gebirgsgegenden, die lieblichsten Thäler, von denen wir zu andern Zeiten uns kaum hätten losreißen können, wie im Fluge durchreisten. Nach einer sechstägigen Wanderung sahen wir uns endlich dem Ziele unserer Reise nahe. Mein Herz schlug heftig, als wir den Rand des Berges erreichten, an dessen Fuße die prächtige Stadt sich gelagert hat. Wie soll ich die Empfindungen beschreiben, die sich meiner beim ersten Anblicke dieses wundervollen Ortes bemächtigten! Zu meinen Füßen lag eine Masse von Häusern, die trotz der Entfernung und der Höhe, von welcher ich herunter sah, mir zum Theil wie Paläste vorkamen und zwischen denen die Kuppeln und Thürme der Kirchen stattlich hervorragten. Die Häuser waren rings von Hügeln umgeben, welche mit den reizendsten Villen geschmückt sind. Doch das Alles hatte ich schon anderswo gesehen, das konnte mich nicht so sehr entzücken. Aber hinter der Stadt breitete sich der unendliche, tiefblaue Wasserspiegel aus, das adriatische Meer. Dieses verleiht der Stadt ihren Zauber und ihre Macht. Der Hafen ist, wie von zwei mächtigen Armen, von den beiden Lazarethen eingeschlossen, und wie eine rettende Hand, deren ausgestreckter Finger den armen Schiffer zum Himmel weist, erhebt sich der Leuchtthurm aus den Fluten. Stolze Schiffe mit aufgeblähten Segeln eilen dem sichern Porte zu; leichte Fischerbarken durchziehen die spurlose Bahn und rauchende Dampfschiffe, unbekümmert um Wind und Wetter, rüsten sich zur Abfahrt. Ich konnte mich von dieser Scene nicht losreißen und mein weniger enthusiastischer Freund hatte Mühe, mich zu bewegen den Berg hinabzusteigen, um mich unten in das Gewühl und Treiben der reichen Handelsstadt zu mischen, um sie auch in ihrem Innern kennen zu lernen.

Fr. R. Du hast dir viele Mühe gegeben, liebe Katharina, und deine Arbeit gefällt mir im Ganzen recht wohl. Indessen finden sich doch an derselben mehre Fehler, auf die ich dich aufmerksam machen muß. Erstens hättest du bei einem so kurzen Aufsatze keinen so ausführlichen Eingang gebraucht; denn wie er hier ist, nimmt er fast die Hälfte der ganzen Arbeit ein. Von der Stadt selbst hast du zu wenig gesagt; auch abgesehen von ihrer herrlichen Umgebung verdient die Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Bauart, die Großartigkeit ihrer Anlage schon den Beifall eines Jeden, der sie zuerst erblickt. Endlich ist auch deine Sprache in manchen Stellen zu gesucht für ein Mädchen deines Alters und für eine einfache Beschreibung. Ausdrücke, wie: „das ewige Meer", die Vergleichung des Leuchtthurms mit dem ausgestreckten Finger einer rettenden Hand, lesen sich in einem Gedichte gut, passen aber nicht ganz für die Prosa. Ueberhaupt mußt du nicht glauben, daß das Gesuchte und Ungewöhnliche in der Sprache zur Schönheit des Stiles immer beiträgt. Der Stil ist im Gegentheile um so schöner, je einfacher er ist, und dadurch zeichnen sich gerade unsere ausgezeichneten Stilisten aus, daß sie so schreiben, daß der Einfachste unter uns glaubt, es ihnen nachmachen zu können. Doch laß dich durch meine Bemerkungen nicht entmuthigen; du bist auf dem Wege, einen recht guten Stil zu bekommen, und es ist ein sehr schätzenswerthes Talent, wenn man es versteht, seine Gedanken in schöne, gefällige Formen einzukleiden, das auch den Mädchen und Frauen nicht nur zugänglich ist, sondern dessen Besitz man von gebildeten und wohlunterrichteten Mädchen jetzt fast allgemein verlangt. Ich will euch gleich eine neue Aufgabe für morgen geben, denn ihr habt diesen Abend Zeit viel zu arbeiten und werdet sie also wol machen können. Ich wünsche, daß du, liebe Marie, deine Schwester über irgend eine dir wichtig scheinende Angelegenheit in einem Briefe

um Rath fragtest, und daß dir Katharina darauf ganz nach ihrer Ueberzeugung ebenfalls schriftlich antworte. Ich kann euch der Natur der Aufgabe nach keine nähern Bestimmungen geben, hoffe aber, recht gute Aufsätze von euch zu erhalten.

Marie. O gewiß, mein Fräulein! Diese Aufgabe ist so leicht und angenehm, daß es mir gewiß gelingen wird, für meine heutige mislungene Arbeit Verzeihung zu erlangen; um so mehr, da ich nicht erst eine Sache erfinden muß, bei welcher mir Käthchen guten Rath ertheilen soll, sondern sie wirklich in einem dringenden Anliegen schon mündlich befragen wollte. Ich werde meinen Brief auch jetzt gleich schreiben, solange Katharina ihre Musikstunde hat.

Kath. Das ist mir sehr lieb, denn dann wirst du erstlich ganz ruhig sein, und zweitens kann ich während deiner Lection die Antwort schreiben.

Fr. R. Ich bin damit ganz einverstanden. Aber eile dich, Katharina, den Flügel aufzumachen und die Stühle zu bereiten, denn ich höre den Lehrer schon auf der Treppe. Du, Mariechen, versorge dich mit Allem, was du zum Schreiben nöthig hast, denn ich liebe es nicht, wenn während der Musikstunde die geringste Störung vorkommt.

Dritter Tag.

Vormittag.

Fräulein Rothe. Da wir den heutigen Nachmittag, unserer frühern Gewohnheit gemäß, einem größern Spaziergange widmen wollen, wünsche ich, daß wir unsere Lectionen Vormittags bald beendigen. Wir wollen deshalb gleich mit der Geschichtsstunde anfangen. Seid ihr bereit, meinen Vortrag ruhig zu hören?

Katharina. Ja, mein Fräulein! Ich bitte Sie zu beginnen, sobald es Ihnen gefällig ist.

Fr. R. Wenn wir in der letzten für den geschichtlichen Unterricht bestimmten Stunde das Leben und die Thaten Alexanders des Großen noch einmal in unser Gedächtniß zurückriefen und zugleich Das, was uns besonders wichtig schien, gemeinschaftlich untereinander besprachen, so will ich euch heute mit einem Manne bekannt machen, der uns in Gesinnungen und Handlungen näher steht, als alle bisher genannten und dessen Leben, Denken und Wirken unsere Aufmerksamkeit in einem ganz vorzüglichen Grade verdient, da das heidnische Alterthum nicht leicht eine ähnliche Erscheinung, als er ist, aufzuweisen hat. Es ist dies Sokrates, dessen geschichtliche Erwähnung und Würdigung ich aus eben diesem

Grunde verschoben habe, damit, nachdem ihr den regen, lebenskräftigen und großartigen Geist der Griechen in ihren Staatseinrichtungen, in ihren bürgerlichen Verhältnissen und in all ihren Unternehmungen nach Innen und Außen kennen gelernt habt, ihr nun beim Sokrates seht, wie weit sie es in ihrem Wissen, in ihrer Bildung, in ihren religiösen und in ihren sittlichen Grundsätzen gebracht haben. Stehen sie zwar in allen diesen und namentlich in den beiden letztern Rücksichten uns weit nach, weil sie nicht, wie wir, sich einer höhern Erleuchtung durch die göttliche Offenbarung zu erfreuen hatten, so wird es uns doch bei ihnen und besonders bei Sokrates klar, welche Bildungsfähigkeit der menschliche Geist besitzt, wenn er von einem lebendigen innern Streben beseelt, die Erforschung der höchsten Wahrheiten und die Veredlung seiner ganzen Natur sich als Aufgabe seines Lebens gesetzt hat. Soviel mag als Vorerinnerung gelten; ich gehe nun zu dem Gegenstande meiner Erzählung und geschichtlichen Darstellung selbst über. Sokrates war der Sohn eines Bildhauers, der Sophroniskus hieß, und ward ungefähr 470 vor der christlichen Zeitrechnung geboren. Wissen wir zwar von den Jugendjahren desselben nichts Zuverlässiges, so dürfen wir doch annehmen, daß er von seinen Eltern, die, wie gemeldet wird, in dürftigen Umständen lebten, aber sehr achtbare und biedere Leute waren, eine sorgfältige Erziehung erhielt; wenigstens ließen sie ihn in den Gegenständen, die bei den Athenern nach den damals herrschenden Ansichten für die Grundlage der Jugendbildung galten, nämlich in Verständniß der vaterländischen Dichter, in der Gymnastik und in der Musik von den tüchtigsten Lehrern unterrichten.

Marie. Ich möchte Sie zwar nicht gern in Ihrem Vortrage unterbrechen, aber doch ist mir Das, was Sie soeben sagten, nicht einleuchtend; dürfte ich Sie also um nähere Erklärung bitten?

Fr. K. Es freut mich, daß du Das, was du hörst, nicht gedankenlos aufnimmst, aber gleichwol muß ich auf Dem, was ich schon öfters gegen dich äußerte, bestehen, nämlich, daß Besprechungen nur nach geendigter Erzählung stattfinden dürfen. Merket euch also Alles, worüber ihr fragen möchtet, und verschiebet es bis dahin; dann will ich mit der größten Bereitwilligkeit über Das, was ihr vorzubringen habt, euch Auskunft zu geben suchen.

Auch dürfte das keinem Zweifel unterliegen, daß Sokrates von seinem Vater schon früh zu der Kunst, die dieser selbst trieb, angehalten wurde, und daß er bei seinen vortrefflichen Anlagen darin mit einem sehr günstigen Erfolge sich übte und versuchte. Daher ist wol die nicht ganz glaubwürdige Meinung entstanden, daß die drei Statuen der Grazien vor der Akropolis in Athen, was hochgeschätzte Werke waren, von ihm verfertigt worden seien. Doch neben seiner Beschäftigung mit der Bildhauerkunst unterließ Sokrates es nicht, an seiner geistigen Ausbildung fortzuarbeiten und er benutzte jede freie Stunde, um etwas Neues zu lernen und so den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern; aber zugleich war er auch ernstlich darauf bedacht, im Gebiete der Religion und Tugend sich gründlichere und tiefere Einsichten zu erwerben. Deshalb las er mit der größten Begierde die Werke vorzüglicher Dichter, woran Griechenland einen nicht geringen Reichthum besaß, weil er von seinem frühern Unterrichte her die Ueberzeugung gewonnen hatte, Vieles in diesen zu finden, was seinen Verstand aufhellen, sein Gemüth erheben, seinen Sinn für das Höhere und Göttliche mehr beleben und seinen Geist mit erhabenern Begriffen und Vorstellungen bereichern könnte. Darin täuschte er sich auch nicht; aber je mehr er an Erkenntniß und sittlicher Vervollkommnung zunahm, desto dringender und unwiderstehlicher wurde in ihm das Verlangen, von seiner bisherigen Berufsart ab-

zugehen und sich ganz und mit ungetheilter Zeit und Kraft seiner geistigen Bildung zu widmen. Das that er denn auch. Nun wandte er sich von den Werken der Dichter zu den Schriften solcher Männer, die es sich zum ausschließlichen Geschäfte gemacht hatten, über die wichtigsten Gegenstände des Wissens, als über die Entstehung aller Dinge, über Gott und göttliches Walten, über das Verhältniß des Menschen zu Gott und über dessen eigenthümliche Bestimmung, dann auch über alles Wahre, Gute und Schöne nachzudenken und soweit es in dem menschlichen Vermögen steht, sich darüber richtige Anschauungen zu verschaffen; Männer, die man eben deshalb Freunde der Weisheit oder mit dem griechischen Namen Philosophen nannte. Mit großer Erwartung, in diesen über Alles belehrt zu werden, worüber er Belehrung suchte, hatte er sie zur Hand genommen und eine nach der andern mit gespannter Aufmerksamkeit und mit dem lebhaftesten Interesse gelesen, aber bei jeder mußte er sich am Ende gestehen, daß er nicht befriedigt sei; ja bei längerm und anhaltendem Nachdenken über die in denselben behandelten Gegenstände sah er mehr und mehr ein, daß die meisten dieser Philosophen sich mit unnützen oder für den menschlichen Verstand nicht leicht erkennbaren Dingen abgäben, dagegen das Wichtigste von Allem ganz übersähen, nämlich den Menschen über sich selbst, über seine innere Natur, über seine Stellung in der Welt, über Gott, Tugend und Pflicht aufzuklären. Denn sie stellten, wie er selbst halb in scherzendem, halb in ernstem Tone uns erzählte, weitläufige Untersuchungen darüber an, ob die Welt von Ewigkeit her bestehe, oder ob sie durch einen Weltschöpfer aus schon vorhandenen Elementen hervorgebracht, oder durch sich selbst aus ganz kleinen Theilchen, die sich herum bewegten und endlich sich miteinander verbunden hätten, entstanden sei; dann, ob unsere Erde eine runde Gestalt oder die eines Backtroges habe;

ferner, ob sie den Mittelpunkt des Weltalls ausmache, unbeweglich sei und um sie der gestirnte Himmel in einem gewaltigen Wirbel sich herumdrehe? und dergleichen mehr. So von den Schriften der Philosophen zurückgestoßen, machte er die Bekanntschaft mit einer andern Art von Weisen, die hauptsächlich zu seiner Zeit lebten und Sophisten hießen, in der Voraussetzung, von diesen den Unterricht zu erhalten, nach dem seine Seele so begierig verlangte. Aber da ging es ihm nicht besser, als bei den Schriften der Philosophen; denn bald überzeugte er sich, daß diese Sophisten oder Weislinge, wie man sie nennen könnte, eitle und eingebildete Menschen waren, die zwar allerlei wußten, aber nichts gründlich, und am wenigsten Das, was sie zu wissen vorgaben, dabei zugleich eine hohe Meinung von sich hatten und daher von Stadt zu Stadt zogen, um ihre Weisheit wie eine verkäufliche Waare an die Meistzahlenden feilzubieten. Auf diese Weise sah er sich auch bei diesen in seinen Hoffnungen getäuscht, und jeder Andere würde vielleicht verzweifelnd, seinen Wunsch zu erreichen, zu seiner verlassenen Kunst zurückgekehrt sein; aber Sokrates, dessen kräftiger Geist sich durch keine Schwierigkeit zurückschrecken ließ, wurde dadurch in seinem Vorsatze nur noch mehr bestärkt und er beschloß nun, in seinem Streben nach höherer Bildung und Weisheit seinen eigenen Weg zu gehen, um durch angestrengtes Nachdenken dahin zu gelangen, wohin er durch fremde Leitung nicht hatte kommen können. Doch hatte er sich aus seinen frühern mislungenen Versuchen eine große Lehre entnommen, die ihm dazu behülflich war; nämlich er ward dadurch auf den Gedanken gebracht, daß bei den Einen Unbekanntschaft mit sich selbst, mit ihren Fähigkeiten und Kräften und mit den Bedürfnissen ihres Geistes und Herzens es war, was sie zu unnützen, unfruchtbaren und dunkeln Untersuchungen verleitete, bei den Andern aber geistiger Stolz

und Hochmuth und Ueberschätzung Dessen, was sie dürftig erlernt hatten, was sie von dem vorgesteckten Ziele entfernt hielt; daß es also Beiden fehlte an einer gründlichen, umfassenden und tief eingreifenden Selbstkenntniß und einer daraus entspringenden Einsicht, auf was der Mensch vorzüglich hinarbeiten und was er als die Aufgabe seines Lebens betrachten müsse. Bei dieser Erwägung trat ihm die sinnreiche Ueberschrift an dem Tempel des Apollo zu Delphi: „Lerne dich selbst kennen!" lebendig vor die Seele und er glaubte in dieser, als dem Denkspruche des Lichtgottes, den Anfang und Mittelpunkt aller menschlichen Weisheit gefunden zu haben. Von nun an ging sein ganzes Sinnen und Denken auf sich selbst zurück. Er achtete auf Alles, was er that und sprach, auf alle seine Vorstellungen und Gedanken, auf alle Empfindungen und Regungen seines Herzens, auf alle seine Neigungen und Abneigungen und überhaupt auf alle Aeußerungen der Seele, um daraus zu erkennen, worin die eigenthümliche Beschaffenheit derselben bestehe, wonach sie verlange, was sie an sich vermöge und was die Bestimmungen und Beweggründe all ihrer Bestrebungen seien. Zugleich beobachtete er dabei auch die Einflüsse des Körpers, die Störungen und Hindernisse, welche dieser, als das Werkzeug derselben, ihren Bewegungen und Wirkungen bereitete. Nachdem er so die Seele nach ihren Anlagen und Kräften, nach ihrer ursprünglichen Richtung und nach den Gesetzen ihrer Thätigkeit als ein vernünftiges, freiwirkendes Wesen erkannt hatte, so kam er zu der Ansicht, daß nur Das, was sie als solche wolle, begehre und erstrebe, allein des Menschen würdig sei; dies sei aber die Erkenntniß alles Wahren, Guten und Schönen. Daraus nahm er ab, daß Wahrheit, Tugend und Uebereinstimmung in Gesinnungen und Handlungen die ersten und vorzüglichsten Güter des Menschen seien, und daß er in deren Erlangung zunächst die Bestimmung seines Lebens

zu suchen habe. Diese Ansicht über das Wesen der Seele führte ihn dann zu einer richtigern Erkenntniß des Göttlichen. Die Seele war ihm gleichsam ein Abglanz desselben, ein Theil, der von der Gottheit selbst ausging. Daher konnte er sich diese nur als ein höchst vernünftiges, weises und heiliges Wesen denken, das durchaus mit sich übereinstimme und als die Grundkraft aller Thätigkeit nicht nur die Ursache alles Seienden wurde, sondern auch nach unabänderlichen Gesetzen Alles ordnet, leitet und bestimmt. Ob er übrigens schon an einen einzigen Gott glaubte, das läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden; soviel dürfte aber gewiß sein, daß er, wenn er sich auch über die Vielgötterei nicht erhoben hat, doch ein oberstes Wesen annahm, dem die übrigen Götter untergeordnet sind und dazu bestimmt, seinen Willen zu vollziehen. Deshalb griff er auch den Volksglauben in Bezug auf die Götter nicht an, ja er betheiligte sich an allen religiösen Gebräuchen und brachte Opfer, was er wol bei den viel reinern Vorstellungen, die er von der Gottheit hatte, auch deswegen gethan haben konnte, um schwache Gemüther nicht irre zu machen und zu verwirren. Außerdem glaubte er von den Göttern, daß sie sich zuweilen frommgesinnten Menschen offenbarten und er behauptete öfters von sich selbst, daß ihn etwas Göttliches, ein Dämonium, von Allem abhalte, was nicht recht sei. Die Vorstellungen, die sich Sokrates von der Gottheit gemacht hatte, wirkten wieder zurück auf seine Begriffe von der Bestimmung des Menschen und dessen religiöses und sittliches Verhalten, indem sie dieselben läuterten und mehr begründeten. Nur Derjenige, lehrte er, der über sich und alle seine Begierden und Leidenschaften herrscht und sich dadurch von dem Sinnlichen und Sündhaften möglichst rein und frei erhält, kommt der Gottheit am nächsten, wird von ihr geliebt und seine Seele kehrt bei dem Tode zu derselben, von der sie ausgegangen war, wieder zu-

rück; dagegen die Bösen und Gottlosen entfernen sich von der Gottheit, misfallen ihr, und ihre Seelen, die sich mit dem Schlamme der sinnlichen Lüste und Ungerechtigkeit belasteten, werden bei dem Tode von dem Irdischen, das ihnen anklebt, auf der Erde zurückgehalten und gehen zuletzt in Thiere, als Esel, Schweine, Wölfe u. s. w. über. Auf diese Weise hat sich Sokrates durch sich selbst den Weg zur Weisheit gebahnt, und er verdiente das Lob, welches ihm das Delphische Orakel ertheilte, indem es ihn für den weisesten unter den Sterblichen erklärte, um so mehr, da er Das, was er im Geiste erkannte, auch in seinem Leben darzustellen und zu verwirklichen suchte. Was er nach den göttlichen und höchsten Vernunftgesetzen als Gebot aufgefaßt hatte, dem strebte er mit festem Willen unermüdet nach und Nichts hatte für ihn einen Werth, als was ihn besser, verständiger und einsichtsvoller machen konnte. Gottesfurcht, Wahrheit und Tugend galt ihm als das Höchste, was zu erreichen sein unausgesetztes Bestreben sein müßte. Und so brachte er es auch dahin, daß er an Einsicht und Erkenntniß, an Reinheit der Gesinnung, an moralischer Kraft und Charakterstärke in jeder Pflichterfüllung alle seine Zeitgenossen weit übertraf, und daß er in sich das Muster eines nach innen und außen vollendeten Menschen, soviel dies überhaupt und namentlich für einen Heiden, dem die christlich religiöse Weihe fehlte, möglich war, aufstellte. Bestand ihm die Tugend, die er nur als Gesinnung gedacht und für eine hielt, in ihren vorzüglichsten Aeußerungen in klarer Besonnenheit, in Gerechtigkeit, in männlicher Kraft und in der Mäßigung oder harmonischen Zusammenstimmung in Gedanken, Worten und Werken, so gab es keine von diesen Arten, in der er nicht hervorleuchtete. Er war sich immer bewußt, was er zu thun hatte, und bewies dieses in allen seinen Reden und Handlungen und in seinem ganzen Benehmen, so daß er nie leicht

etwas, was er gesprochen, gethan, unternommen oder wol auch unbeachtet gelassen hatte, hernach bereuen mußte. Insbesondere zeigte sich dieses in einzelnen Lebensverhältnissen; denn er war ein ruhiger Bürger, der sich der Ordnung und Einrichtung des Staates willig unterwarf und unverdrossen erfüllte, was ihm als solchem oblag; ferner war er ein guter Familienvater, ein friedlicher Nachbar und der Freund eines Jeden, der ihm nahe kam, denn er war gegen Jedermann gerecht und das Sprichwort: Jedem das Seine, beobachtete er im strengsten Sinne des Wortes; er wollte lieber die bitterste Armuth ertragen, als sich auf irgend eine Weise, die er nicht billigen konnte, Vortheile des Lebens erwerben. Proben seiner männlichen Kraft legte er in drei Feldzügen ab, die er im Dienste des Vaterlandes mitmachte, und er rettete in dem ersten in der Schlacht bei Potidäa seinem jugendlichen Freunde Alcibiades das Leben und benahm sich überhaupt so muthig, daß ihm der Preis der Tapferkeit zuerkannt wurde, den er jedoch aus Bescheidenheit und mit edler Uneigennützigkeit ablehnte und dem Alcibiades verschaffte. Gleich rühmlich und ehrenvoll waren auch die beiden andern Feldzüge für ihn. Aber nicht blos im Felde stand er als Mann gegen die Feinde, sondern auch zu Hause seinen Mitbürgern gegenüber, wo sie in leidenschaftlicher Hitze ein Unrecht zu begehen im Begriff waren. So wollten einmal die Athener, durch schlechte Menschen aufgereizt, zehn Feldherren auf eine ungerechte, ungesetzliche Weise mit einem Urtheilsspruche zum Tode verurtheilen. Sokrates hatte damals, da er zufällig an diesem Tage dem Senate, wovon er ein Mitglied war, vorstand, in dem Gerichte den Vorsitz und in Folge dessen nach einem herkömmlichen Rechte die Befugniß, die Abstimmung, wenn es ihm gut und nothwendig dünkte, zu verweigern. Dies that er denn auch in diesem Falle. Nun schrie und tobte die wüthende Menge; sie drohte, wenn er

nicht abstände, ihn vom Sitze herunterzureißen, ins Gefängniß zu schleppen und ihm den Proceß zu machen; allein Sokrates blieb unbeweglich und wollte lieber auf Seite des Rechts einen unverdienten Tod erleiden, als aus Furcht vor einem rasenden Volkshaufen ein Unrecht geschehen lassen. Dieselbe Todesverachtung bewies er später in einem ähnlichen Falle gegen die dreißig Tyrannen. Endlich von der Mäßigung oder von der Beibehaltung des größten Gleichmuthes in jeder Lage, die dem Sokrates in hohem Grade eigen war, zeugte zwar sein ganzes Leben, aber doch will ich euch auch einen besondern Fall, woraus ihr dieselbe recht erkennen könnt, erzählen. Eines Tages war Xantippe, seine Frau, ungewöhnlich aufgebracht und überhäufte den Sokrates in Gegenwart eines Freundes mit einer Flut von Schmähworten. Sokrates, um dem Freunde die Unannehmlichkeit, länger Zeuge eines solchen Auftritts zu sein, zu ersparen, forderte denselben auf, mit ihm auf den Markt zu gehen. Beide entfernten sich, aber Xantippe, noch erbitterter, nahm ein Gefäß voll Wasser und goß dieses, als Sokrates über das Haus hinaustrat, auf ihn herab. Ohne nur im mindesten aus seiner Fassung zu kommen, sagte Sokrates lachend zu seinem Freunde: „Ich habe mir es doch gedacht, daß Xantippe, nachdem sie gedonnert hat, auch werde regnen lassen.“

So war sein ganzes Leben von der Tugend und einer durchaus sittlichen Gesinnung durchdrungen und seine Handlungsweise hatte einen um so sichrern Halt, da sie auf einem klaren und festbegründeten Bewußtsein alles Dessen, was der Mensch in jedem Verhältnisse und in jedem Zustande sein soll, beruhte. Man könnte sagen, bei ihm war Wissen, Gesinnung und Handlung auf das Innigste miteinander verbunden und das äußere Leben der vollkommene Abdruck des innern Menschen. Und dazu brachte er es durch seinen kräf-

tigen Willen Das auszuführen, was er als gut und recht erkannt und sich vorgesetzt hatte, wenn er gleich stärkere Kämpfe mit sich selbst zu bestehen hatte, als manche Andere, die ihn in dieser Beziehung nicht von ferne erreichten, denn seine Naturanlagen neigten sich zu einem niedrigen, sinnlichen Genusse hin, was schon sein Silenartiges Gesicht beurkundete. Bekannt ist daher auch in dieser Beziehung folgende Anekdote. Einmal kam in eine Gesellschaft, in welcher Sokrates zugegen war, ein Fremder, der sich auf die Kunst verstand, aus einzelnen Zügen und der ganzen Bildung des Gesichtes die Beschaffenheit der Seele zu erkennen, was man Physiognomik nannte, und er erbot sich, vor den Versammelten eine Probe seiner Kunst abzulegen. Man nahm das willig an und forderte denselben folglich auf, er möchte, indem man auf Sokrates zeigte, über diesen sein Urtheil abgeben. Der Fremde betrachtete den Sokrates eine Zeit lang, dann sprach er sich mit Bestimmtheit aus, dieser Mann müsse ein ziemlich liederliches Leben führen. Es erfolgte ein allgemeines Gelächter; Sokrates aber nahm sich jetzt des Fremden an und sagte, der Mann habe so Unrecht nicht; denn er habe allerdings viele Anlage dazu gehabt. Gerade dieses offene Geständniß macht uns Sokrates nur um so achtungswerther und dient uns zugleich zur Lehre, was der Mensch über sich vermag, wenn er eine gründliche Kenntniß von sich hat und damit eine starke Willenskraft verbindet. Uebrigens war die Tugend des Sokrates nicht düster und finster, im Gegentheil nahm er gern Antheil an den in den Schranken der Ordnung und einer weisen Mäßigung gehaltenen Freuden des Lebens und er hatte Wohlgefallen an allen geselligen Unterhaltungen, zumal wenn in den Gesprächen die Herzen sich gegenseitig eröffneten, und wenn man seine Ansichten und Gedanken über allgemein wichtige Gegenstände ohne Rückhalt und frei, wie es sich für Männer geziemte, aussprach. Des-

halb wollte er auch bei solchen Zusammenkünften Nichts von dem sonst gewöhnlichen Gesang und Leierspiel wissen; denn dies, sagte er, sei ein dürftiger Nothbehelf für Solche, die selbst Nichts denken und auch Nichts zu sprechen wüßten. Ueberhaupt fühlte sich Sokrates im Bewußtsein seiner Tugend glücklich und ungeachtet seiner Armuth war er stets sehr heiter, immer in sich vergnügt und er zeigte überall eine Ruhe, die durch Nichts gestört werden konnte. Aber eben dieses war es auch, was ihn bestimmte, auch Andere desselben Glückes theilhaftig zu machen, und deshalb glaubte er sich berufen, ein Lehrer seiner Mitmenschen und Zeitgenossen zu werden. Je mehr ihm nach seinem menschenfreundlichen Sinne das Wohl derselben am Herzen lag, desto stärker wurde in ihm das Verlangen und er fand zuletzt darin eine göttliche Mahnung, der nachzukommen eine heilige Verpflichtung für ihn sei. Nachdem also der Entschluß dazu in ihm gereift war, so glaubte er bei der Belehrung Anderer denselben Weg einschlagen und verfolgen zu müssen, der ihn selbst zur richtigen Erkenntniß der Dinge geführt hatte, nämlich, daß er sie vor Allem auf ihre innere Beschaffenheit aufmerksam machte und ihnen zeigte, daß sie, wenn sie besser und weiser und zugleich dadurch glücklicher werden wollten, damit anfangen müßten, sich selbst genau und gründlich kennen zu lernen. Weil er jedoch dieses nicht thun konnte, ohne auf den Seelenzustand der Menschen tiefer einzugehen und ihnen ihre Schwächen und Unvollkommenheiten aufzudecken, er aber zugleich voraussah, daß von dieser Seite die Menschen am wenigsten zugänglich seien, und daß sie lieber von allem Andern hören mögen, als von den innern Angelegenheiten ihres Geistes und Herzens, so gebrauchte er zum Vorwand den Ausspruch des Delphischen Orakels, nach welchem er für den Weisesten unter den Menschen erklärt wurde. Er gab nämlich vor, daß er den Ausspruch nicht verstehe, denn

er sei sich bewußt, daß er Nichts wisse und also nicht der Weiseste sein könne, und doch könne er sich auch nicht denken, daß der Gott etwas Unwahres gesagt habe. Um also die Ehre des Delphischen Orakels zu retten, müsse er die Andern, die im Rufe etwas zu wissen ständen, prüfen, um auf diese Weise zu erkennen, was der Gott bei diesem Spruche gemeint habe. Und so ging er allenthalben umher und forschte Jeden aus, der sich entweder einbildete, besser, einsichtsvoller und weiser zu sein, als Andere, oder dafür gehalten wurde, und wenn er gefunden hatte, daß er es nicht sei, so ermahnte er ihn mit allem Ernste, daß er sich zuerst mit sich selbst bekannt machen und mit prüfendem Blicke fragen müsse, wie es innerlich mit ihm stehe, wie weit er es in seiner Einsicht gebracht habe, wie tüchtig er in seiner Gesinnung und wie stark in der Tugend sei, damit er darnach ermesse, worauf er vorzüglich hinstreben müsse, um Das zu werden, was er sein solle. Denn nicht Das, pflegte er zu sagen, was der Mensch äußerlich scheine, oder was er an äußerlichen Gütern besitze, gebe ihm einen Werth, sondern allein nur die geistigen Vorzüge, Weisheit und Tugend. Zugleich gab er auch die Mittel an, durch welche man zu diesen gelangen könne, die hauptsächlich darin bestehen, daß man sich dem Einflusse des Körpers und der Sinnlichkeit immer mehr entziehe und dem vernünftigen Geiste die vollkommenste Herrschaft über sich einräume; denn der Körper und die aus demselben entspringenden Triebe, Begierden, Neigungen und Leidenschaften ziehen den Menschen zur Erde und zu irdischen Gelüsten hin und verhindern dadurch jede freie Bewegung und Erhebung der Seele, lassen sie zu keiner reinen Vorstellung, zu keiner klaren Erkenntniß, zu keinem wahren Genusse der Tugend kommen; dagegen je mehr einer sich von dem Körper und den körperlichen Einflüssen losmache, seine Seele in sich selbst sammle, sich ihr hingebe und

ihr folge, desto heller erkenne er die wahre Beschaffenheit der Dinge, desto kräftiger würde er in seiner Gesinnung, desto unbefleckter offenbare sich sein geistiges Wesen, desto mehr nähere er sich seiner Bestimmung; Weisheit und Tugend sei also nichts Anderes', als ein Trennen der Seele vom Körper, als ein Absterben von Welt und allen weltlichen Lüsten. In diesen und ähnlichen Ansichten, die Sokrates in seinen Lehren aussprach, läßt sich eine Annäherung oder vielmehr eine Art Vorbereitung auf das spätere Christenthum wahrnehmen und wir dürfen wol die Behauptung aufstellen, daß Gott auch unter den Heiden Männer, wie Sokrates war, sich als Werkzeuge ausersehen hat, die darauf hinarbeiten mußten, um den Weg anzubahnen, der seiner nachher durch Christus geschehenen, gnadenreichen Offenbarung aller Heilswahrheiten schnell unter den Völkern Eingang verschaffen sollte. Außerdem verbreitete sich Sokrates in seinen Unterhaltungen mit Andern über Alles, was ihm wissenswerth, ermunternd und anregend für dieselben erschien; besonders über Bürgerpflichten, Berufstreue, Kindererziehung, Familienverhältnisse, Staatsverwaltung und überhaupt über das ganze Verhalten der Menschen in jeder Lebensbeziehung, und er wandte bei den Einzelnen jedesmal das Verfahren an, das der Denkungsart und dem sittlichen Charakter derselben am meisten angemessen war. Hatte er es mit schlichten und unverdorbenen Bürgern zu thun, so stimmte er sich zu ihrer Fassungskraft herab, sprach mit ihnen in herzlicher Weise, und wußte sie, ohne daß sie eine Absicht merkten, durch seine Fragen dahin zu führen, daß sie Das von selbst einsahen, worüber er sie aufklären wollte. Dies ist die eigentliche nach ihm genannte und so berühmt gewordene sokratische Lehrmethode. Wollte er die zwar leicht empfängliche, aber auch flatterhafte Jugend für Wahrheit und Tugend begeistern, so war seine Rede kräftig, eindringend und würdevoll, so daß sie fast eine

unwiderstehliche Gewalt über die Gemüther ausübte. Auf eine bemerkenswerthe Weise bezeugt dies Alcibiades im Gastmahle des Platon, indem er sagt: „Wenn ich den Perikles oder sonst einen großen Redner hörte, so wurde ich unterhalten und ergötzt, und ich fühlte, daß er gut gesprochen hatte, aber bei keines Sterblichen Rede habe ich Das empfunden, was mich dieser durch seine Worte bezaubernde Satyr hat empfinden lassen. So oft ich ihn höre, bin ich außer mir und gleichsam angefesselt. Mein Herz pocht, wie einem begeisterten Priester der Cybele, meine ganze Seele wird von seinen Worten wie von Schlangenbissen verwundet und ist von Unwillen ergriffen, daß sie noch immer so roh und sklavisch gesinnt ist. Ich weine oft Thränen des Unmuths und stelle mir vor, daß ein solches Leben, wie ich führe, elend und unrühmlich sei. Und gleichwol bin ich nicht der Einzige, der so kindisch weint und an sich verzweifelt, sondern viele Andere thun dasselbe." Kennt man den Alcibiades, wie er damals war, diesen unbesonnenen und leichtsinnigen Jüngling, welch ein ehrenvolles Zeugniß für die Kraft der Wahrheit, die in Sokrates' Worten lag! Traf er dagegen mit eingebildeten und aufgeblasenen Menschen und besonders mit den Sophisten zusammen, so stellte er sich unwissend und that unter dem Schein einer unbefangenen Gutmüthigkeit allerhand Fragen an sie, um von ihnen darüber belehrt zu werden, wußte aber dem Gespräche immer eine solche Wendung zu geben, daß sich ihre Seichtigkeit und Oberflächlichkeit von selbst kund gab, und sie in eine Menge von Widersprüchen, die sie nicht lösen konnten, verwickelt wurden. Darin besteht die ebenfalls nach ihm genannte sokratische Ironie. Bei solchen ungewöhnlichen Vorzügen des Geistes, des Herzens und der Rede ist es nicht zu verwundern, daß die besten und edelsten Jünglinge jener Zeit sich fest an ihn anschlossen und den einfachen Mann in seinem abgeschabten Mantel überall begleiteten, auf jedes seiner Worte hörten

und an seinem befruchtenden Unterricht immer mehr Gefallen fanden. Aus diesem engern Kreise seiner Freunde, die man gewöhnlich Schüler des Sokrates nennt, gingen in der Folge die berühmtesten Männer hervor, die, je nachdem sie nach der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Geistes die Lehren des Sokrates aufgefaßt und verstanden hatten, die Gründer der verschiedenen philosophischen Schulen wurden. Doch schon bei Dessen Lebzeiten ahmten Mehre ihren Lehrer nach, und forschten, weil ihnen dieses Freude gemacht hatte, die Leute nach ihrem Wissen, nach ihrer Denkart und ihren Grundsätzen aus, und überführten sie dann, daß sie Das nicht seien, was sie sein wollten. Dieses aber ist, wie ich schon bemerkt habe, gerade die empfindlichste Seite, an der die Menschen berührt werden können, wenn es gleich kein besseres Mittel gibt als dieses, das Seelenwohl des Menschen zu fördern. Nun traten viele Feinde gegen den Sokrates auf, der dazu das Beispiel gegeben hatte; man verschrie ihn als einen Jugendverführer und einen Leugner der Götter, und das Theater, wo man ihn lächerlich zu machen suchte, und die Volksmeinung, in der er als ein gefährlicher Mensch dargestellt wurde, wirkten zusammen, um ihn zu verderben. Drei Männer, die weder den Sokrates näher kannten, noch auch die Befähigung hatten, ihn zu beurtheilen, wurden seine Ankläger und rechneten es ihm zum Verbrechen an, daß er die Jugend verführe und die Götter des Staates leugne. Sokrates vertheidigte sich nicht in der Weise eines Angeklagten, sondern wie ein Lehrer, der zu Solchen spricht, die der Belehrung und auch der Zurechtweisung bedürfen. Nachdem er vorher überhaupt von den Gründen, warum Viele eine üble Meinung von ihm bekommen hätten, kürzlich gehandelt hatte, wandte er sich dann gegen die Kläger und wies nach, daß fast Alles, was Diese gegen ihn vorgebracht hätten, auf Unwahrheit, Bos-

heit und roher Unwissenheit beruhe. Deshalb würdigte er sie auch keiner gründlichen Widerlegung, sondern richtete seine Rede gegen die Richter; aber, anstatt diese, was sie sonst zu hören gewohnt waren, unter Thränen und allerlei Arten von Erniedrigungen um seine Lossprechung zu bitten, forderte er sie vielmehr auf, streng nach ihrem Gewissen und nach dem Eide, den sie geschworen hätten, über seine Schuld oder Unschuld zu entscheiden. Dadurch wandte er mehre von den geistesschwächern Richtern von sich ab, und nach einer vorausgegangenen Berathung wurde das „Schuldig" über ihn ausgesprochen; doch überließ man es ihm, die Art seiner Strafe selbst zu bestimmen. Darauf erklärte Sokrates mit derselben Freimüthigkeit, er sei sich keiner Schuld bewußt und könne sich also auch keiner Strafe schuldig finden; doch solle er, was er zu leiden verdiene, nennen, so müsse er darauf antragen, daß er, wie Solche, die in den Volksspielen gesiegt hätten, im Prytaneum ernährt werde; denn Diese machten nur, daß der Staat glücklich scheine, er aber habe darnach gestrebt, daß er glücklich werde. Eine solche Sprache, die der Ausdruck einer großen männlichen Seele im vollen Bewußtsein der Unschuld war, verstanden die meisten Richter nicht; man hielt sie für Trotz und verdammte ihn, den Giftbecher zu trinken. Ruhig und unerschrocken hörte Sokrates dieses Urtheil an, und sprach dann noch einige Worte an seine Richter und zwar zuerst an die, welche ihn zum Tode verurtheilt hatten. Er stellte ihnen vor, daß erstlich seine Verurtheilung zwecklos sei, da er, als ein Mann von 70 Jahren, ohnedies dem Tode nahe stehe, und sie also die Hoffnung gehabt hätten, von Dem, was ihnen an ihm lästig gewesen sei, möglichst bald befreit zu werden; dann daß sie dem guten Rufe Athens dadurch geschadet hätten, indem ein Jeder, der den Staat lästern wollte, sagen könnte, daß er den Sokrates, einen weisen Mann, getödtet habe; denn wenn

er auch nicht weise sei, so könnte man dieses doch zum Vorwande gebrauchen. Wenn sie aber glaubten, daß sie durch seinen Tod es umgangen hätten, weiter ausgeforscht zu werden, so täuschten sie sich sehr; denn unter seinen Schülern seien Viele, die dieses thun würden. Auch sei das nicht die rechte Weise, um nicht über sein Leben Rechenschaft zu geben, Andere zu tödten, sondern weit besser sei es, so zu leben, daß man eine Rechenschaft nicht zu fürchten brauche. Nach diesen Worten wandte er sich von Diesen ab, und sprach dann noch einige Worte der Ermunterung an jene Richter, die für seine Freisprechung gestimmt hatten. Zuerst suchte er ihnen begreiflich zu machen, daß seine Verurtheilung für ihn kein Uebel sein könne, denn das nähme er daraus ab, daß das Dämonium, welches ihn sonst immer abgehalten hatte, wenn er im Begriff war, etwas Unrechtes zu thun, ihm heute nirgends entgegen getreten wäre, und das sei ihm ein Zeichen, das er etwas Gutes erlitten habe. Daher könne er auch Denen, die das Todesurtheil über ihn ausgesprochen hätten, nicht zürnen, wenn nicht etwa deshalb, daß sie den bösen Willen gehabt hätten, ihm zu schaden. Denke man mehr darüber nach, so werde man sich leicht überzeugen, daß der Tod kein Uebel sei; denn er müsse eines von zweien sein, entweder ein Zustand der völligen Bewußtlosigkeit, oder der Uebergang in ein besseres Leben. Im ersten Falle gleiche er einem sanften Schlafe, in welchem man durch keinen Traum geängstigt werde, und ein solcher Schlaf könne nur wünschenswerth sein; im andern Falle sei der Tod das Erfreulichste, was dem Menschen begegnen könne, denn in dem jenseitigen Leben von gerechten Richtern beurtheilt zu werden, dann mit allen großen Männern der Vorzeit, wie mit einem Orpheus, Homer, Agamemnon, Sisyphus, Ulysses rc. zusammen zu kommen, mit ihnen zu verkehren und sie auszuforschen, wie es mit ihrem geistigen

Zustande aussehe, das müsse ein unendliches Glück sein. Wenn also Das wahr ist, was von der Auswanderung der Seele in ein anderes, besseres und nie endendes Leben gesagt wird, so wolle er mehr als ein Mal sterben. Daher möchten auch sie, die verständigern von seinen Richtern, immer so handeln und mit aller Kraft dahin streben, daß sie weder im Leben, noch im Tode etwas zu fürchten hätten. Nach diesen Worten wurde er in das Gefängniß abgeführt; aber durch ein zufälliges Ereigniß wurde sein Tod um einige Wochen hinausgeschoben. Während dieser Zeit besuchten ihn seine Freunde täglich im Gefängnisse, und er unterredete sich mit ihnen gleich unbefangen, wie vorher, über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens. Von diesen Unterredungen sind zwei vorzüglich würdig, kürzlich erwähnt zu werden, weil wir daraus die Seelengröße des Sokrates, die auf Weisheit, Gottesfurcht und einem unerschütterlichen Glauben an Unsterblichkeit beruhte, recht einsehen lernen. Die erste betraf das Verhalten des Sokrates gegen den Staat. Es war nämlich eines Morgens Crito, ein reicher Freund des Sokrates, zu ihm in das Gefängniß gekommen, um ihm anzukündigen, daß seine Todesstunde nahe sei; zugleich forderte er ihn mit aller Ueberredungsgabe auf, sich durch die Flucht zu retten, und sich seinen Freunden und seiner Familie zu erhalten; es seien von ihm alle Anstalten dazu getroffen. Sokrates, nachdem er ihm ruhig zugehört hatte, dankte ihm zuerst für seine wohlwollende Gesinnung und setzte hinzu, daß er dem Anerbieten Folge leisten werde, wenn es sich mit seinen frühern Ansichten und Grundsätzen vertrage, daß er es aber ablehnen müsse, wenn es denselben widerspreche; denn Ansichten und Grundsätze, wenn man sie einmal als zuverlässig erkannt und sie als die Richtschnur seiner Handlungsweise angenommen hätte, dürften bei veränderten Zeitumständen nicht umgestoßen und selbst bei der

Furcht vor dem Tode nicht aufgegeben werden, so lange wenigstens nicht dargethan werden kann, daß sie der Wahrheit entbehren. Und dies müßten sie nun gemeinschaftlich untersuchen. Hierauf schritt er zu einer Prüfung und Beurtheilung der von Crito angebrachten Gründe in ihrem Verhältnisse zu Dem, was er immer als wahr, recht und gut angesehen und Andern zur Befolgung empfohlen habe, und zeigte dabei, daß hier Alles, was er früher darüber gedacht, fest und unerschütterlich stehe, und er stützte dies auf so überzeugende Beweise, daß Crito selbst gezwungen wurde, es ihm zuzugestehen. Doch der wichtigste der von Crito vorgebrachten Gründe war der, daß ihm vom Staate Unrecht geschehen sei. Dagegen erwiderte er dem Crito, daß man niemals Unrecht thun dürfe, auch selbst dann nicht, wenn man vorher Unrecht erlitten habe; und nachdem ihm auch dieses von Crito zugestanden war, fügte er hinzu, daß man am allerwenigsten dem Staate Unrecht thun dürfe, da man diesem die größten Wohlthaten verdanke, als: die Möglichkeit der Geburt, der erhaltenen Erziehung und Bildung, dann Schutz und persönliche Sicherheit und endlich die Erreichung aller menschlichen Zwecke, weshalb man den Staat höher schätzen müsse, als Vater, Mutter und Freunde. Eben deswegen dürfe man auch nicht mit dem Staate rechten, sowenig als Kinder mit ihren Eltern, oder der Sklave mit seinem Herrn. Wollte er also jetzt durch die Flucht der über ihn vom Staate ausgesprochenen Strafe entgehen, so würde er ein großes Unrecht gegen den Staat begehen, weil Jeder, der im Staate lebt, die Verbindlichkeit übernommen hat, sich den Gesetzen, Anordnungen und Aussprüchen desselben zu unterwerfen. Dazu käme, daß kein Staat kräftig sein, oder auch nur bestehen könne, wenn Jeder nach Willkür die übernommenen Bürgerpflichten verletzen wollte. Dies seien immer seine Ansichten und Grundsätze gewesen; würde

er in seiner gegenwärtigen Lage davon abgehen, so müßte er von dem Staate als ein undankbarer und schlechter Bürger angesehen werden, der es versuchte, ohne allen Grund ihn in seinen Grundfesten zu untergraben. Denn wenn ihm Unrecht geschehen sei, so habe dies nicht der Staat gethan, sondern verblendete und irregeleitete Richter. Zuletzt noch setzte er hinzu, wie lächerlich er den Menschen werden müßte, wenn er als ein 70jähriger Greis bei der Todesgefahr alle seine frühern Grundsätze und Lehren verleugnete und wie ein gemeiner Mensch aus dem Gefängnisse entflöhe. Wem könnte er ins Gesicht sehen, oder mit wem könnte er noch über Tugend und Gerechtigkeit sprechen? Dies und vieles Andere sprach er mit einer solchen überzeugenden Kraft, daß ihm Crito vollkommen beistimmen mußte. Eben so groß und erhaben erscheint er uns auch am letzten Tage seines Lebens, wo er mit seinen Freunden sich über die Unsterblichkeit der Seele unterredete. Dieses herrliche Gespräch ist uns seinem Inhalte nach ebenfalls erhalten, und wir bewundern in demselben die hohe Weisheit, mit der er sich noch in den letzten Stunden über die Aufgabe und Bestimmung in diesem Leben aussprach, die Fassung und den Seelenfrieden, womit er über Das, was ihm so nahe bevorstand, sich mit seinen Freunden unterhielt, und das feste Vertrauen auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode, das er theils aus der Beschaffenheit der Seele selbst, theils aus einer richtigen Schätzung der göttlichen Liebe schöpfte. Nachdem die Stunde des Todes gekommen war, trank er ruhig und unerschrocken das Gift, legte sich, als es zu wirken anfing, auf den Boden, mit sich innerlich beschäftigt, und im Augenblicke des Verscheidens richtete er sich noch einmal auf und bat seinen Freund, dem Aesculap einen Hahn zu opfern. Dies that man gewöhnlich, wenn man von einer Krankheit genesen war, und damit wollte Sokrates bezeugen, daß dies jetzt

bei ihm der Fall sei. So dachte, lebte, lehrte und starb Sokrates als ein Weiser.

Nachdem ich nun meinen Vortrag geendigt habe, gestatte ich euch, nach Dem zu fragen, worüber ihr eine nachträgliche Belehrung wünscht.

Marie. Ich wollte gleich anfangs, als Sie sagten, daß die Athener das Verständniß der Dichter, die Gymnastik und die Musik für die Grundlage der Erziehung hielten, Sie um eine nähere Erklärung bitten; da Sie es aber damals zurückwiesen, so komme ich jetzt darauf zurück und wünsche sehr, daß Sie nun, da Ihr Vortrag beendet ist, meine Bitte gewähren.

Fr. R. Das will ich recht gern thun. Doch was das Erstere, nämlich das Verständniß der Dichter betrifft, das solltest du auch ohne meine Erklärung begreifen können.

Marie. Ich verstehe nicht, wie Sie es meinen.

Fr. R. Das weißt du doch, daß ich dich in jeder Woche einige Male ein schönes Gedicht lesen lasse, dich dann nach dem Inhalt frage, Das, was dir unverständlich ist, erkläre und, wenn du es ganz mit dem Geiste aufgefaßt hast, dir aufgebe, es auswendig zu lernen. Aus welchem Grunde glaubst du, daß ich dieses thue?

Marie. Weil wir Vieles daraus lernen können, und wir dadurch zugleich zu Allem, was recht und gut ist, ermuntert werden.

Fr. R. Aus demselben Grunde wollten die Athener, daß dieses bei dem Unterrichte ihrer Kinder geschehe. Daher war es auch bei ihnen in den Schulen gebräuchlich, daß die Jugend mit den Werken ihrer größten Dichter möglichst vertraut gemacht wurde, und auch Vieles, was vorzüglich geeignet schien, den Verstand zu belehren und das Herz für alles Große, Schöne, Gute und Wahre zu begeistern, auswendig lernen mußte. Besonders wurden dazu die Gesänge

des Homer benutzt, die wegen ihres vortrefflichen Inhaltes und namentlich wegen der herrlichen Schilderungen der Vaterlandsliebe, des Edelmuthes, der aufopfernden Selbstverleugnung und der männlichen Tugend im Kampfe gegen die Feinde, dann wegen der vielen lehrreichen Bemerkungen über das Wesen der Götter, über ihre Theilnahme an den menschlichen Schicksalen und über ihre Verehrung, und außerdem noch über die Sitten der Völker, über ihre politischen, bürgerlichen und religiösen Gebräuche und über eine Menge anderer interessanter Dinge bei ihnen fast in ähnlichem Ansehen stand, wie bei uns die Bibel.

Marie. Das begreife ich; aber, um zu dem Zweiten zu kommen, verstehe ich nicht recht, was Gymnastik sei, und warum diese als nothwendig für den Unterricht erachtet wurde.

Fr. R. Auch darüber sollst du Aufklärung erhalten. Gymnastik ist eigentlich die Kunst der Leibesübungen, oder vielmehr der Leibesbewegungen, und wir verstehen darunter eine auf Regeln gegründete Anleitung, dem Körper eine vollständige Ausbildung, namentlich Gewandtheit, Fertigkeit, Ausdauer und Gesundheit zu geben. Die Uebungen, die für diesen Zweck angestellt wurden, bestanden in Laufen, Springen, Ringen, Werfen, Bogenschießen, Wagenlenken, Schwimmen, Tanz, Ballspiel ꝛc. Die Orte, wo diese Uebungen gehalten wurden, hießen Gymnasien, und daher ist der Name Gymnastik entstanden. Die Gymnastik aber rechneten die Alten zu den nothwendigen Gegenständen des Unterrichts, weil sie den Glauben hatten, daß eine gesunde und kräftige Seele nur in einem gesunden und kräftigen Körper wohnen könne.

Marie. Wenn dieser Glaube richtig ist, warum werden nicht auch bei uns solche Leibesübungen getrieben?

Fr. R. Man fängt in unserer Zeit mehr und mehr an,

dieses Bedürfniß zu fühlen; daher entstanden auch unsere Turnplätze und Schwimmschulen. Wenn diese noch nicht überall eingerichtet sind, so ist dies eine Folge der frühern einseitigen Vorstellung, daß es genug sei, den Geist zu bilden, wenn auch der Körper verkümmere.

Kath. Ich kann mir wol vorstellen, daß Leibesübungen gut sein können, aber das sehe ich nicht genug ein, wie die Alten sagen konnten, daß ein gesunder kräftiger Geist nur in einem gesunden und kräftigen Körper wohnen könne. Wir sehen ja, daß auch Leute von einem schwächlichen, kränklichen Körper einen starken Geist haben.

Fr. R. Wol wahr; würde sich aber ihr Geist nicht weit kräftiger äußern, wenn der Leib ihm nicht störend und hindernd entgegen wirkte? Du wirst dies am besten begreifen, wenn du auf dich selbst zurückgehst. Wann bewegt sich dein Geist am freiesten, wann lernst du am leichtesten, wann gelingen dir deine Arbeiten am besten; wenn du dich körperlich unwohl fühlest, oder wenn du deine volle Gesundheit besitzest?

Kath. Im letztern Falle; denn diese Erfahrung habe ich schon öfter an mir gemacht. Aber das bleibt mir noch immer dunkel; wenn die Seele, wie Sie in Ihrem Vortrage sagten, ein freiwirkendes Wesen ist, wie kann der Körper sie in ihrer Thätigkeit beschränken?

Fr. R. Weil er das Werkzeug ist, dessen sich die Seele bei ihren Wirkungen bedient, und daß dabei sehr viel auf die Beschaffenheit des Werkzeugs ankommt, das solltest du dir aus deiner eignen Erfahrung beantworten können.

Kath. Das kann ich im Augenblicke nicht.

Fr. R. Nun so will ich dich darauf führen. Du schreibst im Ganzen schön; wirst du aber mit einer schlechten Feder ebenso gut schreiben, als mit einer guten?

Kath. Das nicht.

Fr. R. Denke dir ferner zwei Künstler, die gleich geschickt sind, von denen aber der Eine ein schlechtes Werkzeug, der Andere ein gutes besitzt; welcher von beiden wird die besten und schönsten Erzeugnisse hervorbringen?

Kath. Offenbar Derjenige, welcher das bessere Werkzeug besitzt.

Fr. R. Sind aber nicht beide Künstler freiwirkend, oder ist es nicht in Beiden derselbe erfinderische und gebildete Geist, der, was sie sich vornehmen, hervorzubringen sich bestrebt? Warum sind also die Erzeugnisse ungleich?

Kath. Weil die Werkzeuge, deren sie sich bedienten, ungleich sind.

Fr. R. Nun wende dieses auf die Seele und den Körper an, und stelle dir vor, die Seele sei der Künstler, der Körper das Werkzeug, welche von zwei Seelen, die sich sonst ganz gleich sind, wird die besten und schönsten Handlungen verrichten und in allen ihren Wirkungen den Vorzug behaupten?

Kath. Die, deren Körper oder Werkzeug am gesundesten und kräftigsten ist. Dies kann ich mir jetzt wol denken; aber darüber bin ich noch zweifelhaft, ob nicht die geistige Bildung, die, wie Sie immer sagen, das Wichtigste sei, bei uns viel besser gedeihe, als bei den Alten, wo derselben durch körperliche Uebungen so viele Zeit entzogen wurde?

Fr. R. Das, was du da einwendest, scheint nicht ganz ungegründet zu sein. Aber die Alten dachten auch darin anders als wir. Sie glaubten nämlich, daß es hierbei nicht sowol auf die Menge der Dinge, die man lerne, als vielmehr hauptsächlich darauf ankomme, daß durch den Unterricht dem Geiste Dasjenige gereicht werde, was er zunächst bedarf und was vorzüglich dazu geeignet ist, alle in ihm liegenden Fähigkeiten vollständig zu entwickeln, und dieselben sowol an sich als auch in Bezug auf das thätige Leben in

jeder Berufsart sorgfältig auszubilden, oder, um es mit andern Worten zu sagen, was die meiste wirkende Kraft hat, den Geist zu wecken, zu heben, zu kräftigen und zu Allem, was in seiner Bestimmung liegt, tüchtig zu machen. Daher verlangten sie nicht, das man Vielerlei wisse, sondern daß man Das, was man als wahrhaft gebildeter Mensch, jeder in seinem Stande und in seinen Verhältnissen zu wissen braucht, recht wisse, und daß zugleich, worin sie den Hauptgrad der Erziehung suchten, alle Kräfte der Seele nebeneinander eine solche Richtung und Bestimmung erhielten, daß keine der andern feindlich entgegenträte, oder sie in ihren Aeußerungen hemmte, und doch alle wieder durch die obersten Vernunftgesetze auf ein Endziel hingeleitet würden. In einem solchen gleichmäßigen Zusammenwirken aller Seelenkräfte nach der Anleitung der Vernunft bestand nach ihnen die Harmonie des menschlichen Lebens, die ihnen selbst wieder die Folge einer gesunden Seele war, welche, wenn sie in ihrer vollen Kraft erkannt werden sollte, in einem gesunden Körper wohnen mußte. Deswegen ist es allerdings der Fall, daß wir durch Mannichfaltigkeit der Kenntnisse in den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens die Alten übertreffen; aber wahrhaft große Naturen und hervorragende Charaktere, bei denen Empfinden, Wissen, Wollen und Handeln in Eins zusammengeschlossen ist, wie wir dies bei Sokrates wahrgenommen haben, fanden sich bei ihnen in weit größerer Zahl als bei uns. Wenn ich dieses sage, so nehme ich diejenigen Zeiten in der christlichen Geschichte aus, in welchen bei ähnlichen Zuständen durch einen lebendigen Glauben, entstanden durch eine tiefe Anschauung des Göttlichen in der Offenbarung, Männer hervortraten, welche dieselbe Großartigkeit und Geistesstärke besaßen, wie die Alten, und an der Lauterkeit der Quelle, woraus ihre Gesinnungen und Handlungen flossen, diese natürlich noch

hinter sich zurückließen. Aus dieser allgemeinen Bemerkung wirst du einsehen, daß die Alten bei ihrer Sorge und Pflege des Körpers die Sorge und Pflege ihres Geistes nicht beeinträchtigten und daß sie gerade auch hierbei uns Muster und Vorbilder werden dürften. Doch nun wollen wir wieder die Marie hören, die, wie ich bemerke, schon ungeduldig ist, und etwas zu fragen wünscht.

Marie. Ich begreife nun so ziemlich, was Sie über das Verständniß der Dichter und jetzt über die Gymnastik sagten; aber warum die Alten auch die Musik als einen nothwendigen Gegenstand des Jugendunterrichts betrachteten, kann ich mir nicht vorstellen. Wir lernen und treiben auch Musik, aber nur, um uns zu unterhalten, oder wenn wir es darin weit gebracht haben, um unsere Fertigkeit in einer Gesellschaft zu zeigen; daß sie aber sonst noch einen Nutzen und zwar noch einen großen Nutzen haben müsse, das ist mir unbekannt und ich habe bis jetzt nie etwas davon von irgend Jemand gehört.

Fr. R. Daß die Musik bei den Alten, außer der Unterhaltung, die sie gewährt, auch für sehr lehrreich gehalten werden mußte, das könntest du, wenn du recht aufgemerkt hättest, schon aus Dem, was ich kurz zuvor im Allgemeinen über die Absicht der Alten bei der Erziehung der Jugend erwähnt habe, selbst abnehmen.

Marie. Ich kann mich nicht entsinnen, etwas der Art gehört zu haben.

Fr. R. Sagte ich nicht, daß die Alten, im Leben des Menschen eine völlige Uebereinstimmung und Harmonie in allen Seelenäußerungen, was sie eben Gesundheit der Seele nannten, hervorzubringen, als den höchsten Zweck der Erziehung betrachteten.

Marie. Das sagten Sie wohl, aber ich finde die Beziehung dieser Worte zu der Musik nicht.

Fr. R. So müssen wir denn die Sache näher betrachten, um diese Beziehung auf die Musik zu finden. Die Alten wollten also, daß im ganzen menschlichen Leben Harmonie herrsche. Weißt du, in welcher Kunst der Ausdruck Harmonie eigentlich gebräuchlich ist, und worin Harmonie besteht?

Marie. Soviel ich weiß ist er eigentlich in der Musik gebräuchlich, und Harmonie besteht in einem Zusammenstimmen aller Töne zu einem schönen musikalischen Ganzen.

Fr. R. Deine Begriffsbestimmung von Harmonie ist zwar, wie man sagt, nicht ganz schulgerecht, aber sie ist passend für Das, was wir wollen. Nun sage mir, wer versteht sich am besten auf Harmonie und wer wird am schärfsten beurtheilen, ob in einem musikalischen Vortrage Harmonie herrsche?

Marie. Der, welcher Musik gelernt hat, und dessen Gehör dadurch musikalisch gebildet ist.

Fr. R. Wird derselbe auch wissen, was unharmonisch ist und wodurch das Unharmonische entsteht?

Marie. Ja. Unharmonisch ist Alles, wobei eine Zusammenstimmung der einzelnen Töne vermißt wird und es entsteht, wenn solche Töne vorkommen, die weder zu den andern noch zum Ganzen passen.

Fr. R. Und wodurch bemerkt er dieses?

Marie. Durch sein musikalisches Gehör.

Fr. R. Und was denkst du dir unter musikalischem Gehör?

Marie. Ich glaube, es sei ein feines Gefühl für das Harmonische, das jede Abweichung von der Harmonie oder jeden Fehler und Miston sogleich erkennt und unangenehm dadurch berührt wird.

Fr. R. Du sagtest vorher, wer Musik gelernt hat; damit wolltest du wol anzeigen, daß dieses feine Gefühl für das Harmonische eine kunstmäßige Bildung voraussetze, und

daß es ohne diese sich nicht in seiner ganzen Kraft äußern könnte.

Marie. Ja, das ist meine Meinung.

Fr. R. Diese kunstmäßige Bildung des feinen Gefühls für das Harmonische wird zunächst durch die Erlernung der Musik und durch die Beschäftigung damit erlangt?

Marie. So scheint es mir.

Fr. R. Nun fasse dieses Alles im Geiste zusammen und versuche mir zu sagen, welche Absicht die Alten hatten, wenn sie ihre Kinder in der Musik unterrichten ließen.

Marie. Sie beabsichtigten wol damit, daß in ihren Kindern schon frühe ein feines Gefühl für das Harmonische geweckt und herausgebildet würde, daß jede Abweichung von der Harmonie schnell bemerkt und man dadurch unangenehm berührt würde.

Fr. R. Da nun nach ihrer Meinung das Leben eine Harmonie sein soll, und die Harmonie vorzüglich in der Musik wahrgenommen wird, meinst du nicht, daß Der, welcher sich auf die Harmonie in der Musik versteht, auch leichter Harmonie im Leben erkennen und beobachten wird?

Marie. Ja, das glaube ich.

Fr. R. Wird es dir nun klar, warum die Alten die Musik für einen nothwendigen Gegenstand des Jugendunterrichts betrachteten?

Marie. Jetzt kann ich mir es vorstellen.

Kath. Wenn Sie erlauben, so möchte ich einiges Bedenken vorbringen. Ich habe zwar Nichts dagegen einzuwenden, daß durch die Erlernung der Musik und durch eine anhaltende Beschäftigung damit in uns das musikalische Gehör oder das feine Gefühl für das Harmonische gebildet wird, weil die Musik an sich harmonisch ist und sein muß. Daher wird wol jeder musikalisch Gebildete das Harmonische von dem Unharmonischen leicht unterscheiden, insofern dieses in

der Musik vorkommt. Wie aber Jemand, der in der Musik zu beurtheilen weiß, was harmonisch und unharmonisch ist, und, wenn er die erforderlichen, musikalischen Kenntnisse besitzt, das eine befolgen, das andere vermeiden kann, dadurch in den Stand gesetzt ist, das Harmonische und Unharmonische auch im Leben leicht zu erkennen, und durch diese Kenntniß sein ganzes Thun und Benehmen zu ordnen und in einen gewissen Einklang zu bringen, das kann ich mir nicht vorstellen; denn wenn die Harmonie im Leben, wie Sie kurz vorher sagten, in einem Zusammenwirken aller Seelenkräfte nach der Bestimmung der Vernunft besteht, so gibt sie sich doch auf eine ganz andere Weise zu erkennen, als die Harmonie in der Musik, indem jene in Gesinnungen, Entschlüssen und Handlungen, diese in Tönen wahrgenommen wird. Demnach muß auch das Gefühl für das Harmonische im Leben ein ganz anderes sein, als das Gefühl für das Harmonische in der Musik.

Fr. K. In einer Hinsicht hast du wol Recht, nämlich darin, daß die Wahrnehmungsweise eine verschiedene ist; wenn du aber meinst, daß das Gefühl für das Harmonische in der Musik an sich ein anderes sei, als das Gefühl für das Harmonische im Leben, so irrst du; denn das Gefühl bleibt immer dasselbe, aber die Richtung desselben kann eine verschiedene sein. Damit du aber dich davon leichter überzeugest, müssen wir wieder auf die Begriffserklärung zurückkehren. Sage mir also, was verstehst du unter Harmonie?

Kath. Sie ist, wie gesagt wurde, überhaupt da, wo sie wahrgenommen wird, das Zusammenstimmen aller einzelnen Theile, theils untereinander, theils zu einem darzustellenden Ganzen nach bestimmten Regeln und nach einer zu Grunde liegenden Idee.

Fr. K. Das hast du gut angegeben. Glaubst du nach deiner eigenen Erklärung, daß sie sich blos auf die Musik

beschränke, oder daß sie auch bei andern Gegenständen, als in Malerei, in Gartenanlagen, in der Baukunst und, was uns zunächst liegt, auch im Leben sich zeige?

Kath. Ich muß das glauben, weil ich schon öfters von der Harmonie in einem Gemälde, an einem Gebäude u. s. w. habe sprechen hören.

Fr. R. Wer in allen den genannten Gegenständen die Harmonie leicht erkennt, an ihr Gefallen findet und sie, wenn er die nöthige Fertigkeit besitzt, selbst bemerkbar macht, — dagegen, so oft er etwas Unharmonisches wahrnimmt, unangenehm davon berührt wird, und es selbst soviel er vermag, von sich entfernt hält, was schreibst du Dem zu?

Kath. Ein feines Gefühl für das Harmonische, wie es bisher immer genannt wurde.

Fr. R. Ist dieses Gefühl, wenn es sich in der Musik äußert, ein anderes, als wenn es im menschlichen Leben sich kund gibt? Wir wollen nun diese beiden Gegenstände festhalten, weil sich unsere Untersuchung darum dreht.

Kath. Ich kann auf diese Frage nicht antworten, bis ich einen vollständigern Begriff von Dem habe, was man Harmonie des Lebens nennt.

Fr. R. Ich habe ihn schon vorhin angegeben; wenn du aber dadurch noch keine deutliche Anschauung bekommen hast, so will ich mich etwas weitläufiger erklären. Die Alten wollten also, daß das ganze Leben des Menschen ein harmonisches sei, und dieses bestand ihnen eines Theils in einem schönen Zusammenstimmen aller Seelenkräfte, so daß keine von der andern in ihrem reinen Wirken gestört und gehindert wurde, daß also Vernunft und sinnliches Wahrnehmungsvermögen, Verstand und Gemüth, Urtheilskraft und Phantasie sich gegenseitig nicht beschränkten, andern Theils aber in einer völligen Uebereinstimmung des Erkennens und des Wollens, der Gesinnung und des Handelns, des Worts

und der That. Dazu aber, meinten sie, sei es nöthig, daß der Sinn für das Harmonische schon früh in dem Menschen ausgebildet werde, und dieses wieder, glaubten sie, könne am besten durch die Musik geschehen, denn wer in dieser das Harmonische einmal erkannt habe, der müsse es auch im Leben leicht wiederfinden. Wirst du nun jetzt auf meine vorausgehende Frage antworten können?

Kath. Ich bin darüber immer noch nicht ganz im Reinen; denn das Harmonische in der Musik scheint mir ganz anderer Art zu sein, als das Harmonische im Leben.

Fr. R. In der Aeußerungsweise wol, aber nicht im Wesen. Ist denn das Harmonische nicht überall, wo es vorkommt, dasselbe, nämlich ein Zusammenstimmen ꝛc., seien es nun Töne oder Farben, Worte oder Handlungen? Doch da eine vorgefaßte Meinung dich irre zu leiten scheint, so wollen wir die Musik vor der Hand außer Acht lassen und die Sache auf folgende Weise untersuchen. Scheint dir in dem Leben eines Menschen Harmonie zu sein, wenn er anders spricht, als er denkt?

Kath. Nein.

Fr. R. Oder, wenn Der, welcher auf Bildung Anspruch macht, sich roh und unanständig benimmt?

Kath. Das ebensowenig.

Fr. R. Oder, wenn Der, welcher Gerechtigkeit üben soll, jede Art von Ungerechtigkeit begeht?

Kath. Das ebensowenig.

Fr. R. Oder, wenn Einer, der durch seinen Muth und seine Entschlossenheit einem Andern das Leben retten könnte, feige zurückflieht?

Kath. Das wird von Jedermann für Schande gehalten.

Fr. R. Oder, wenn Einer ohne Scheu und Scham allen Lüsten fröhnt?

Kath. Das grenzt an das Thierische.

Fr. K. Oder wirst du überhaupt in dem Leben Dessen Harmonie finden, der, anstatt der Tugend zu folgen, sich jeder Sünde und jedem Laster hingibt?

Kath. Nein! Denn das ist der Würde des Menschen ganz entgegen.

Fr. K. Also sind dies Mistöne im menschlichen Leben, welche die Harmonie stören?

Kath. Das sind sie, und zwar sehr arge.

Fr. K. Wer wird nun diese Mistöne im menschlichen Leben, sei es im eigenen oder fremden, am schnellsten bemerken und wer wird am unangenehmsten davon berührt werden, Der, in welchem der Sinn oder das Gefühl für das Harmonische schon in früher Jugend geweckt und ausgebildet wurde, oder Der, in dem dieses gänzlich vernachlässigt worden ist?

Kath. Der Erstere unstreitig, und ich fange nun an zu begreifen, daß jede Abweichung von Dem, was wahr, recht, gut und schön ist, für einen Misklang gehalten werden muß, der, wenn er im menschlichen Leben vorkommt, auf den gebildeten Sinn einen ebenso unangenehmen Eindruck macht, als in der Musik.

Fr. K. So verhält es sich auch in allem Uebrigen. Denn, um nur einen Fall von Dem anzuführen, was wir über das Zusammenstimmen der Seelenkräfte sagten: ein kalter Verstandesmensch, dem alles Gemüth abgeht, ist für Den, der ein scharfes Gefühl für das Harmonische hat, eine ebenso widrige Erscheinung, als ein Gefühlsmensch, der immer schwärmt und nie zu klaren Vorstellungen und Begriffen kommt, oder scheint es dir nicht so?

Kath. Sie haben ganz Recht; denn mir ist es immer unbehaglich, wenn ich mit der schwärmerischen Emilie zusammenkomme, oder wenn die kalte Bertha mich besucht.

Fr. K. Doch nicht blos die mehr auffallenden Mistöne

in der Handlungsweise der Menschen wird Der, welcher ein solches feines Gefühl hat, schnell bemerken, sondern auch alle die Fehler, die im gewöhnlichen Leben so häufig hervortreten, und deshalb weniger in Anschlag gebracht werden, als sie es verdienen, wie Zanksucht, Unverträglichkeit, Neid und Misgunst, Stolz und Hochmuth, Rechthaberei und vorlautes Wesen, Arbeitsscheu und eitle Zerstreuungssucht, Ziererei und Putzsucht und wie sie alle heißen mögen. Dies Alles wird ihm nicht entgehen, und wie es ihm an Andern misfällt, so wird er auch solche Misklänge im eigenen Leben möglichst zu vermeiden suchen.

Kath. Demnach legten die Alten eine ganz andere Bedeutung in die Musik, da sie ihnen nicht, wie es bei uns der Fall ist, zur Unterhaltung und zum Vergnügen diente, sondern ihnen ein Mittel war, tugendhaft und weise zu werden.

Fr. R. Auch das Erstere verschmähte der muntere und heitere Sinn der Alten und namentlich der Griechen nicht und sie ergötzten sich bei geselligen Zusammenkünften am Gesang und Saitenspiel; aber darin sahen sie weiter als wir, daß sie erkannten, aus dem Wohlgefallen der Harmonie der Töne müsse man lernen und angetrieben werden, auch in sein ganzes Leben Harmonie zu bringen und jede Störung derselben sorgfältig zu verhüten, und zwar um so mehr, da Fehler und Mistöne im menschlichen Leben viel bedeutender sind, als die in Gesang und Saitenspiel, und nicht selten das moralische Verderben des Menschen zur Folge haben. Durch beständige Aufmerksamkeit auf sich oder auf Alles, was sie empfanden, dachten, sprachen und thaten, brachten sie es auch dahin, daß sie ein ungemein feines Gefühl für das Sittlich-Gute und Schöne und für das in jeder Lage Wohlanständige hatten. Daher gehörten Ausbrüche grober Leidenschaften, oder Aeußerungen von Rohheit, Ungezogenheit und nie-

derer Gemeinheit bei ihnen wenigstens zu den Seltenheiten, und in allen Lebensverhältnissen suchten sie eine verständige Besonnenheit, Mäßigung und eine gewisse sittliche Würde zu behaupten.

Kath. Von dieser Seite erscheint mir das Leben des Sokrates nach Dem, was Sie uns über dasselbe mitgetheilt haben; war aber eine solche Weisheit, eine solche sittliche Kraft und ein so feines Gefühl für alles Wahre, Gute und Schöne und Wohlanständige, wie wir dies bei Sokrates wahrnehmen, damals allgemein herrschend?

Fr. K. Das war es nicht; denn wir müssen bei den Griechen, wie bei uns, den bessern Theil der Nation von der gewöhnlichen Masse unterscheiden; aber das kann man annehmen und auch geschichtlich nachweisen, daß zur Zeit der Blüte des griechischen Volkes ein gesunder Sinn, ein nüchternes Leben, ein klares Verständniß in den allen Menschen nahe liegenden Dingen, ein fester Wille in dem Streben nach Tugend und eine große Empfänglichkeit für Ordnung, Maß und Schicklichkeit auch unter der Menge ziemlich weit verbreitet war. Doch wir haben die für den Geschichtsunterricht festgesetzte Zeit längst schon überschritten und müssen nun zu etwas Anderm übergehen. Wenn ihr noch etwas zu fragen habt, müßt ihr es auf unsere nächste Lection verschieben.

Marie. Nur über Eins möchte ich noch vorher von Ihnen belehrt werden.

Fr. K. Ich habe es mir gedacht, daß du noch nicht zufrieden bist. Wahrscheinlich ist es Xantippe, die dich so sehr interessirt?

Marie. Sie haben meine Gedanken errathen. Ich habe schon oft von Xantippe gehört, daß sie ein böses Weib war; sie ist sogar in dieser Hinsicht sprichwörtlich geworden. Auch Das, was Sie von ihr angeführt haben, scheint die allge-

meine Meinung, die man von ihr hat, zu bestätigen. Doch möchte ich es bestimmt aus Ihrem Munde hören, ob sie dieselbe wirklich für böse halten?

Fr. R. Um deine Neugierde zu befriedigen, will ich dir ganz kurz sagen, daß ich sie nicht für so schlimm halte, als sie verschrieen ist. Denn sie war eine gute Hausfrau, eine sorgsame Mutter und sie wurde selbst von Sokrates geschätzt und geliebt, was Alles nicht ungünstig für sie spricht. Allein sie hatte fortwährend mit Mangel und Noth zu kämpfen, weil Sokrates bei dem Beruf, den er sich gewählt hatte, keine Zeit fand, das Hauswesen zu besorgen und etwas zu verdienen, und er außerdem bei seiner edeln Uneigennützigkeit jede Art von Geschenken von Seiten seiner reichen Freunde von sich wies. Wenn also öfters Xantippe kein Brot für ihre Kinder hatte, so ist es ihr nicht so hoch anzurechnen, zumal da sie den Grad von Bildung nicht besaß, das Thun ihres Mannes richtig zu beurtheilen, wenn sie manchmal die Geduld verlor und sich bisweilen ganz vergaß, wie damals, als sie das Gefäß voll Wasser über Sokrates herabgoß. Doch nun genug davon; da eure Mutter wünscht, daß ihr heute eure Arbeiten fertig macht, ehe die Wäscherin kommt, will ich euch erlauben, erst eine Stunde zu nähen, ehe ich eure Aufsätze corrigire. Nehmt also gleich eure Arbeiten her und bringt mir auch mein Strickkörbchen.

Marie. Werden Sie uns vielleicht dabei erzählen? Sie wissen, daß uns das Nähen dann noch einmal so gut von der Hand geht.

Kath. Du bist unbescheiden, Marie! Fräulein Rothe hat sich schon durch den langen Geschichtsvortrag ermüdet und du willst, daß sie jetzt auch noch erzähle?

Marie. Du hast Recht. Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie wieder quälte; aber das Vergnügen, Sie zu hö-

ren, läßt mich vergessen, daß Ihnen das viele Reden beschwerlich sein könnte.

Fr. R. Das ist es auch nicht, mein Kind, und du brauchst über deine Bitte nicht zu erröthen. Ich war eben im Begriff euch zu sagen, daß ich euch während der Arbeitstunde das Leben eines amerikanischen Häuptlings erzählen will, dessen Geschichte ich neulich gelesen, und zwar mit um so größerem Interesse, als wir daraus erkennen, welch edle Seelen, welch großartige Charaktere sich auch unter den sogenannten Wilden finden, auf die wir gebildeten Europäer so geringschätzig herabblicken.

Marie. O wie gütig Sie sind, mein Fräulein! Wir wollen aber auch recht fleißig sein, um Ihnen Freude zu machen.

Fr. R. Der Name meines Helden ist:

Logan,

und unsere Geschichte führt uns zuerst nach Amerika in eine der westlichen Ansiedlungen in Pennsylvanien. Dort lebte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts Shikellimus, der Häuptling der Kayugas-Indianer, ein gar guter, gerechter Mann, der eine sehr große Vorliebe für die Weißen, deren höhere, religiöse Bildung, Gesittung und Kunstfertigkeit er bewunderte, hegte, daß er ihnen sein ganzes Leben hindurch treulich anhing und ihnen auch bei ihren Kriegen beistand, obwol ihn dies dem Hasse der meisten, den Europäern feindlich gesinnten Indianer aussetzte und oft in große Gefahren brachte. Er hatte eine sehr zahlreiche Familie, welche er zärtlich liebte; doch zog er unter allen seinen Söhnen seinen zweitgeborenen, Logan vor, welcher schon in früher Jugend Anlagen zu den edelsten Eigenschaften und den liebenswürdigsten Tugenden zeigte. Logan zeichnete sich durch seinen kühnen Muth, seine seltene Geistesgegenwart und

seine ungewöhnliche Geistesstärke in Ertragung aller Beschwerden und Qualen so sehr aus, daß alle Indianer seines Stammes schon in dem Knaben ihren künftigen Häuptling erkannten und verehrten. Was ihn aber seinem edeln Vater besonders theuer machte, war mehr noch als die Eigenschaften des großen Kriegers sein gutes und menschenfreundliches Herz. Logan liebte und suchte den Frieden; jeden Streit, der unter seinen Brüdern oder Stammesgenossen ausbrach, suchte er gütlich beizulegen, und oft gelang es seiner siegenden Beredtsamkeit, zwei feindliche Stämme, die sich Tod und Verderben geschworen hatten, wieder zu versöhnen. Er theilte jeden Bissen mit dem Darbenden und führte friedlich jeden Verirrten in die gastliche Hütte seines Vaters. Von Jugend auf war die Jagd seine liebste Beschäftigung; unermüdet durchstrich er Tage lang die unermeßlichen Wälder seiner Heimat, um die flüchtigen Hirsche oder die grimmigen Bären zu erjagen, und jedes Mal kehrte er mit reicher Beute zu den Seinigen zurück. Als der funfzehnjährige Jüngling einmal wieder den wilden Urwald durchstreifte, in welchem man Wochen lang umherirren konnte, ohne einen andern Laut zu hören, als das Geschrei der wilden Thiere und Vögel und das Rauschen der Wasserfälle und der vom Winde bewegten Wipfel der Bäume, vernahm er plötzlich in nicht zu großer Entfernung leise, klagende Töne. Verwundert lauschte er einige Augenblicke; aber bald fiel es ihm ein, daß die unbekannten Laute vielleicht von einem Unglücklichen herrührten, den er retten könnte, und ohne sich länger zu besinnen, ohne auf die Gefahren zu achten, welche das Dunkel der Wälder so oft verbirgt, drang er in das Dickicht dem Orte zu, woher die seltsamen Klagetöne kamen. Mit seinem Tomahak bahnte er sich einen Weg durch die dicht verschlungenen Zweige und mehr als einmal hörte er das unheimliche Geräusch der furchtbaren Klapperschlange neben sich oder erblickte die glü-

henden Augen des Jaguars, der im Gebüsch auf seine Beute lauerte; aber der unerschrockene Jüngling eilte immer vorwärts und erreichte bald den Ort, woher die Laute kamen. Rings von uralten Bäumen umgeben war ein großer mit Rasen bedeckter, freier Platz, dessen üppiges Gras aber niedergetreten und zerstampft war; umhergestreute Knochen und andere Ueberreste von Mahlzeiten, sowie noch rauchende Feuerstellen verkündeten, daß eine Horde Indianer vor Kurzem hier gewesen war. Mitten auf dem Platze stand eine einzelne tausendjährige Eiche, an deren Stamme Logan zwei menschliche Wesen angefesselt erblickte, welche durch leises Stöhnen verriethen, daß noch Leben in ihnen war. Als er näher kam, erkannte er in einer der beiden Jammergestalten einen weißen Greis von hoher, edler Gestalt mit ehrwürdigen Zügen, langen schneeweißen Locken und Bart und in einer fremdartigen Kleidung, der von Martern und Qualen jeder Art dem Tode nahe schien. Sein Unglücksgefährte, ein schöner Jüngling, dessen Wangen das Elend gebleicht hatte, aus dessen Augen aber die zärtlichste Verehrung, die rührendste, mitleidvollste Liebe gegen seinen ältern Freund hervorleuchtete, bemühte sich vergebens seine Fesseln zu sprengen, die ihn hinderten, dem sterbenden Greise in seinem schweren Todeskampfe beizustehen. Als Logan die Unglücklichen erblickt hatte, verdoppelte er seine Schritte und bald hatte er die Stelle erreicht und die Bande zerschnitten, welche seine unglücklichen weißen Brüder gefesselt hielten. Mit einem Blicke des innigsten Dankes begrüßte der schöne Jüngling seinen jungen Retter, und warf sich dann zu den Füßen des Greises nieder, dem die Freude über die unerwartete Rettung eine tiefe Ohnmacht zugezogen, von welcher er sich jedoch durch die vereinigten Anstrengungen der beiden Jünglinge endlich wieder erholte. Logan empfand eine wundersame Verehrung und Zuneigung zu den beiden Unbekannten, die ihm

wie höhere Wesen vorkamen; denn noch nie hatte er, weder unter seinen Landsleuten noch unter den Weißen, mit denen er zuweilen in Berührung kam, solche ehrfurchtgebietende Züge, so milde Freundlichkeit und so rührende Ergebung mitten unter den Martern gesehen. Er that soviel in seinen Kräften stand, um die Lage seiner Geretteten zu erleichtern; er brachte ihnen Wasser zur Erfrischung und Früchte und Mais für ihren Hunger. Der Jüngling erholte sich bald, aber der alte Mann schien dem Tode nahe. Logan gab dem jungen Fremden durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm behülflich sein sollte, seinen kranken Freund in ein sicheres Obdach zu bringen, und dieser beeilte sich, ihm beizustehen. Bald hatten sie aus Zweigen eine Tragbahre verfertigt, auf welche sie den Kranken legten und mit der größten Schonung durch die Wälder nach dem gastlichen Wigwam Shikellimus' brachten.

Der Häuptling empfing die Fremden mit aller gastfreundlichen Würde eines indianischen Fürsten; als er aber den kranken Greis näher ins Auge faßte und die edlen, ehrwürdigen Züge erkannte, da warf er sich zu dessen Füßen nieder und rief mit vor Freude zitternder Stimme: „Gesegnet sei der Tag, der den großen Freund und Lehrer der rothen und weißen Brüder, der den Propheten seines Volkes in unsere Hütte gebracht hat." Der gute Indianerhäuptling hatte in dem Fremden den edlen Grafen von Zinzendorf erkannt, den Stifter der herrnhutischen Brüdergemeinden, welcher von dem Elende und der Unwissenheit der Indianer gerührt mit einem Theile seiner Anhänger nach Amerika gekommen war, um das Christenthum unter den Eingeborenen zu verbreiten und durch Colonien die Lage des Landes zu verbessern. Unermüdlich in seinem schönen Berufe wirkend, der mit dem besten Erfolge gekrönt wurde, zog er oft nur von einem Freunde und Schüler begleitet, durch die unwirthsamsten Gegenden

unter die wildesten Stämme der Indianer, um sie in der von Gott geoffenbarten Religion des Heils zu unterrichten und zu belehren. Fast überall wurde er freundlich aufgenommen, denn seine milden ehrwürdigen Züge flößten selbst rohen Naturen Achtung und Ehrfurcht ein, und viele Indianer, die durch ihn mit ihrem himmlischen Vater und dessen unendlicher Gnade und Barmherzigkeit bekannt wurden, segneten seinen Namen und sein Andenken; zuweilen aber war er doch auch großen Gefahren ausgesetzt, wenn er in den undurchdringlichen Urwäldern sich verirrte, oder wenn ihn sein Weg zu besonders wilden und grausamen Stämmen führte, die seine milde Friedensbotschaft nicht verstanden und annehmen wollten; und mehr als einmal hatte ihn nur der Zufall, oder vielmehr eine Schickung Gottes von einem ähnlichen Schicksal befreit, wie dasjenige war, welchem er gewiß ohne die freundliche Hülfe Logan's erlegen wäre. Er war nämlich auf seiner Wanderung einem Haufen Indianer in die Hände gefallen, welche durch die immerwährenden, grausamen Eingriffe und Bedrückungen der eingewanderten Europäer zu einer solchen Wuth und Rachsucht gegen die Weißen gereizt waren, daß sie weder Alter noch Geschlecht verschonten, wenn sie ihren Haß an einem wehrlosen Opfer dieser Nation auslassen konnten. Die Barbaren hatten den edeln Grafen, den sie sowie seinen jungen Begleiter erst schrecklich gemartert, dem Hungertode, als dem schrecklichsten, preisgeben wollen, und vermutheten wenig, daß sie dadurch ihr Opfer mit Gottes Hülfe dem Leben zurückgegeben hatten. Die ganze Familie des Shikellimus beeiferte sich dem edlen Greise die liebevollste Pflege zu widmen, der sich auch endlich von einer langen, schweren Krankheit erholte, und sich nur mit Kummer nach seiner Genesung von seinen freundlichen Pflegern und besonders von seinem jugendlichen Retter losreißen konnte, den er selbst in den Lehren des Christenthums unter-

richtet hatte und dessen edle Eigenschaften ihm seine volle Zuneigung gewonnen hatten. Der fromme Graf mußte bald darauf nach Europa zurückkehren, wohin ihn die wichtigsten Pflichten riefen, die ihn allein von seinem segensreichen Wirken in der neuen Welt abziehen konnten. Dieses aber wurde durch seinen jungen Freund, den nachmaligen Bischof Zeisberger, jenen Jüngling, der dem Logan ebenfalls das Leben verdankte, ganz in seinem Geiste, mit gleich glänzenden Erfolgen fortgeführt, wie die vielen herrnhutischen Gemeinden, die die nördlichen Staaten Amerikas so gut cultivirten, zur Genüge beweisen.

Nicht lange nach der Rückkehr des Grafen Zinzendorf in sein Vaterland im Jahre 1749 erkrankte der gute Shikellimus, und der dankbare Zeisberger, der die ihm erzeigte Wohlthat Logan's und seiner Verwandten mit der rührendsten Liebe vergalt, eilte auf die erhaltene Nachricht sogleich aus einer entfernten Colonie herbei, um dem geehrten Fürsten in seinem letzten Kampfe die Tröstungen jener göttlichen Religion zu ertheilen, an welcher der Indianer stets so treulich gehangen hatte. Als der Häuptling sein Ende nahe fühlte, rief er seine Stammesgenossen vor sein Lager, dankte ihnen für ihre Liebe und den treuem Gehorsam, welchen sie ihm, so lange er sie anführte, immer bewiesen hatten, ermahnte sie in ihrer Anhänglichkeit an die Weißen zu verharren, von welchen sie so Vieles lernen und nachahmen könnten, welche mit ihnen immer in freundlichen Verhältnissen gestanden, und unter welchen es Männer gäbe, wie ihren verehrten Zinzendorf; dann schlug er ihnen seinen Sohn Logan als Nachfolger vor, dessen Weisheit und Güte er das Wohl seiner Standesgenossen mit vollem Vertrauen anheimstellen könne; nahm noch einmal gerührten Abschied von seiner Familie und seinen Freunden und verschied in den Armen Zeisberger's, der seine fliehende Seele noch durch die frohen Hoff-

nungen der Unsterblichkeit und des Wiedersehens erfreut hatte.

Die Bestimmung, die Shikellimus zu Gunsten Logan's getroffen hatte, wurde von dem ganzen Stamme, selbst von seinen Brüdern mit Freuden anerkannt; nur der bescheidene Jüngling weigerte sich eine Ehre anzunehmen, der er sich nicht würdig genug glaubte. Er hatte eine so hohe Meinung von der Weisheit und Tugend seines Vaters, daß er es für unmöglich hielt, je dieses schöne Vorbild zu erreichen; doch mußte er endlich dem Wunsche seines verstorbenen Vaters und seines ganzen Stammes nachgeben, und die Klagelaute um den dahingeschiedenen Shikellimus vereinigten sich mit den lauten Freudenbezeigungen über den neugewonnenen Anführer. So jung Logan noch war, als er seine Würde als Häuptling antrat, so war er doch seiner schweren Aufgabe vollkommen gewachsen. Er hatte von seinem Vater die Vorliebe für die Europäer geerbt, welche er wegen ihrer geistigen Ausbildung, ihrer Künste und Wissenschaften fast wie höhere Wesen verehrte, und er bot Alles auf, um mit denselben stets in einem so guten Verhältniß zu bleiben, wie sein Vater. Viele Jahre hindurch hatte seine Klugheit hierin auch den besten Erfolg gehabt, und während die meisten indianischen Stämme durch ihre Kriege mit den Europäern entweder ganz aufgerieben wurden oder in entfernten Gegenden vor denselben Zuflucht suchen mußten, waren die Kayugos-Indianer das glücklichste und blühendste Volk unter den rothen Bewohnern Amerikas. Die rohe Grausamkeit eines Elenden zerstörte aber endlich dieses Glück und stürzte den edlen Logan und sein harmloses Volk ins Verderben. Doch um auf dieses Ereigniß zu kommen, muß ich auf die Lebensgeschichte des Mannes zurückkehren, der soviel Unheil anrichtete. Derselbe war Leon von Gresop, der Sohn des Marquis von Gresop, eines der reichsten und angesehensten Edel-

leute, die an dem glänzenden Hofe Ludwig XV. lebten. Der Marquis hatte in frühern Zeiten eine hohe Stelle in der Armee bekleidet und als Belohnung seiner militärischen Verdienste eine sehr einflußreiche Charge am Hofe erhalten; er hatte sich darauf mit einer jungen Dame vermählt, die sich durch ihre Schönheit und ihren Reichthum auszeichnete, welche aber gleich ihrem Gemahle alle Fehler an sich hatte, mit denen der Adel der damaligen Zeit behaftet war. Herr und Frau von Gresop wetteiferten mit einander an Verschwendung, Prachtliebe und Vergnügungssucht; sie setzten ihren größten Stolz darin, ein glänzendes Haus zu machen, durch ihre Feste und Gelage alle ihre Standesgenossen zu überbieten und durch ihre prachtvolle Toilette und ihre Equipagen den Neid des ganzen Hofes zu erregen, und waren durch diese Nichtigkeiten so gänzlich eingenommen, daß ihnen die Zeit und Kraft mangelte der wichtigsten Pflicht zu genügen, ihr einziges Kind, Leon, vernünftig zu erziehen. Sie überließen den Knaben vielmehr einzig der Aufsicht eines Mannes, der einer so heiligen Aufgabe durchaus unwürdig war. Der Chevalier de Severin hatte ein großes Vermögen durch Leichtsinn vergeudet, und da er sich in die selbstverschuldete Armuth gar nicht zu fügen wußte, sich durch alle Künste der niedrigsten Schmeichelei so in das Vertrauen des Marquis, unter dessen Befehlen er früher gedient, einzuschmeicheln verstanden, daß ihn dieser nicht nur in sein Haus aufnahm, sondern ihm auch die Erziehung seines Sohnes übertrug. Der treulose Lehrer, welcher blos an die Befriedigung seiner Vergnügungs- und Zerstreuungssucht dachte, zu welcher ihm die großartige Unterstützung des Herrn von Gresop neue Mittel bot, kümmerte sich aber wenig, wie die Eltern, um seinen Zögling, und ließ ihn frei herumlaufen und thun, was er wollte. Zum Unglück zeigte Leon auch schon in früher Jugend eine böse Gemüthsart; seine größte Freude bestand darin, die zahl-

reiche Dienerschaft seiner Eltern zu necken und zu quälen, und alle Thiere, deren er habhaft werden konnte, zu martern. Ein armer, kleiner Negerknabe, den man ihm zur Bedienung überlassen, mußte besonders von seiner Bosheit leiden. Weil der Knabe schwarz war, hielt ihn Leon für wenig besser als ein Thier, und bei dem geringsten Verstoße gegen seine Befehle, ja oft aus bloßer Laune, mishandelte er ihn grausam. Durch eine sorgfältige Aufsicht und Erziehung hätte man diesen bösen Hang vielleicht besiegen können, und Leon, dem die Natur außer körperlichen Vorzügen auch viele Talente verliehen hatte, wäre vielleicht noch ein guter Mensch und die Freude und der Trost seiner Eltern geworden; aber bei der heillosen Verwahrlosung, in der man ihn aufwachsen ließ, keimte die böse Saat in seinem Herzen rasch auf und bald zeigten sich die schrecklichen Früchte derselben. Seine Eltern wußten nichts von seiner Bösartigkeit, da sich keiner der gemishandelten Diener eine laute Klage über den jungen Herrn erlaubte, dessen Zorn sie dadurch nur noch mehr gesteigert hätten, und sie verdarben ihn noch mehr, indem sie ihm mit blinder Zärtlichkeit reichliche Mittel zur Befriedigung aller seiner thörichten Launen darboten. Als Leon das 20. Jahr erreicht hatte, starb sein Vater, und er wurde Herr eines unermeßlichen Vermögens, welches er aber durch die albernste Verschwendung und boshafte Ränke, die sich zuweilen gegen ihn selbst kehrten, in wenigen Jahren verlor. Nachdem er sein Eigenthum zu Grunde gerichtet hatte, scheute sich der unnatürliche Sohn auch nicht, das Witthum seiner Mutter anzugreifen, und als auch dieses nicht mehr zureichte, nahm er zu den gemeinsten Betrügereien seine Zuflucht, um seinen Leidenschaften noch ferner fröhnen zu können. Nachdem ihn sein hoher Rang und der angesehene Name, den er führte, mehre Male mit genauer Noth vor einer strengen Bestrafung seiner schlechten

Streiche geschützt hatten, kamen diese doch endlich zu den Ohren des Königs, der den unwürdigen Enkel einer edlen Familie zur Strafe in die französischen Colonien in Amerika verbannte, wo er die Stelle eines Obersten in der Armee einnehmen sollte. Leon war voll Wuth über diese Verbannung, die ihn aus dem Kreise seiner ihm ähnlichen Genossen und von allen den mannichfaltigen Vergnügungen entfernte, die ihm die Hauptstadt der Welt zu bieten vermochte, und sein Herz vergiftete sich noch mehr durch diese gerechte Strafe. In Amerika angekommen, wurde Oberst Gresop bald die Geißel der ganzen Colonie; seine natürliche Rohheit, nicht mehr durch den Firniß des Hoflebens zurückgehalten, durchbrach nun alle Schranken; er mishandelte Officiere und Soldaten auf die gemeinste Weise und nur Diejenigen, welche durch große Geschenke seinem Geiz und seiner Habsucht schmeichelten, konnten seinen Verfolgungen entgehen. Die armen Indianer, die in der Nähe der Colonie wohnten, hatten besonders von diesem Ungeheuer zu leiden. Mit den verwegensten seiner Soldaten machte Oberst Gresop häufige Streifzüge auf das indianische Gebiet, und zwar mitten im Frieden; doch wie alle böse Menschen feige sind, unternahm er diese Züge meistens nur, wenn die Männer auf den großen Jagden in den Wäldern waren und er seine Heldenthaten ungestraft an harmlosen Weibern und unschuldigen Kindern ausüben konnte, denen er ihre geringen Habseligkeiten ohne Erbarmen raubte, ihre Hütten über dem Kopfe niederbrannte und sie oft aus bloßer Mordsucht hinwürgte. Kein Wunder, daß die Indianer einen tödtlichen Haß gegen ihren grausamen Verfolger empfanden und alle Mittel aufboten, seiner habhaft zu werden. Bei einer Jagdpartie entfernte sich Leon in der Verfolgung eines Hirsches etwas von der Gesellschaft, ohne es gewahr zu werden, und sah sich auf einmal von einem Trupp Indianer umgeben, die bei

seinen Anblick in ein lautes Geschrei der Wuth und Rache ausbrachen. Gresop fühlte sich verloren, aber zu feige, um dem unvermeidlichen Tode ruhig ins Auge zu sehen, fiel er auf seine Knie nieder und flehte unter Thränen und Schluchzen um sein Leben, was den Indianern, die sich durch kühne Todesverachtung und muthiges, lautloses Ertragen der größten Martern auszeichnen, eine noch tiefere Verachtung gegen ihn einflößte und ihre Wuth noch steigerte. Sie beriethen sich nun, auf welche Weise sie ihren gefangenen Feind am längsten und grausamsten peinigen könnten und beschlossen endlich, ihn an einen Baum zu binden und durch Pfeilschüsse langsam zu tödten. Man schritt auch sogleich zur Ausführung des grausamen Racheplanes, band den schon aus Furcht halb todten Leon an eine Eiche, und nachdem die Indianer ihren von wildem Geheul begleiteten Kriegstanz beendigt hatten, spannten sie ihre Bogen und zwanzig Pfeile schwirrten durch die Luft und blieben an allen Theilen des Körpers des Unglücklichen stecken. Nur nach dem Herzen zielte keiner der Wilden, damit nicht ein schneller Tod Leon's Qualen zu frühe beende. Als sie ihre Rache so hinreichend befriedigt hatten, zogen sie weiter und ließen den aus hundert Wunden blutenden und sterbenden Gresop allein in der Wildniß. In diesem schrecklichen Augenblicke, wo alle menschliche Hülfe bereits verloren schien, kam Logan, der die Indianer der französischen Colonien zu einem Friedensvertrage mit den andern Stämmen bewogen hatte, auf seiner Rückreise nach der Heimat an diesen Ort. Voll des edelsten Mitleids eilte er auf den Unglücklichen zu, sobald er ihn erblickte, und da er noch Leben in ihm fand, strengte er alle seine Kräfte an, um ihn zu retten. Mit der zärtlichsten Sorgfalt zog er die Pfeile aus den Wunden, verband sie mit heilsamen Kräutern, deren kräftige Wirkungen ihm bekannt waren, und da Leon zu schwach war, um nur eine Bewegung zu machen oder

durch ein Wort zu verstehen zu geben, wohin er gebracht werden wollte, nahm er ihn in seine Arme, wie eine liebende Mutter ihr Kind und trug ihn durch die Wälder mehre Tagereisen weit bis in seine Heimat. Hier wetteiferte die ganze Familie des Häuptlings in liebender Pflege des weißen Fremdlings, und jeder Andere, als Leon, wäre durch diese Beweise unverdienter Großmuth gerührt in sich gegangen und hätte sich zu bessern gesucht; aber dieser Elende war allen Regungen einer bessern menschlichen Natur unzugänglich. Die ersten Gedanken, mit denen er das neugeschenkte Leben begrüßte, waren Gedanken der Wuth und Rache; die Indianer sollten es wol büßen, daß sie gewagt hatten, ihn anzugreifen; alle Rothhäute sollten es furchtbar entgelten, daß Oberst Gresop vor ihnen gezittert und unter ihren Pfeilen geblutet hatte; die Wohlthaten, die er in seiner jetzigen hülflosen Lage von Indianern empfing, rührten ihn nicht im Geringsten und weckten in seinem Herzen keine mildern Empfindungen. Mehre Wochen war er indessen gezwungen, in der Hütte seines freundlichen Retters zu verweilen, bis seine Wunden gänzlich geheilt waren, und als er endlich wieder im Stande war zu reisen, begleitete ihn Logan selbst durch die unsichern Waldgegenden bis in das französische Fort, wo der Oberst in Garnison war. Kaum daselbst angekommen, rüstete sich Gresop zu einer Expedition gegen die Indianer, wobei er nichts Geringeres im Schilde führte, als alle rothen Stämme des östlichen Amerikas völlig auszurotten.

Mit seinen verwegenen Gesellen und den von den Indianern so gefürchteten, eigens zur Menschenjagd abgerichteten Bluthunden durchstrich der Wütherich die Wälder und verbreitete Angst und Schrecken unter den harmlosen Wilden. Diese waren endlich durch die unmenschlichen Verfolgungen aufs Aeußerste gebracht und rüsteten sich zum Kriege, an

dem alle rothen Brüder Antheil nehmen sollten, um die verhaßten Fremdlinge, die schon soviel Elend auf ihr schönes Vaterland gebracht hatten, zu vernichten. Auch Logan wurde aufgefordert, seinem Vertrage gemäß, Theil an diesem Kriege zu nehmen, der gegen alle Weißen geführt werden sollte. Aber des Versprechens eingedenk, welches er seinem Vater gegeben: nie die Freundschaft mit den Weißen zu brechen, verweigerte Logan seinen Beitritt und erbitterte dadurch die andern Indianer so sehr, daß sie ihn des Verraths an der allgemeinen Sache des Vaterlandes beschuldigten und die Cayugos, als Verbündete der verhaßten Weißen, zuerst zu vernichten sich vornahmen. So sehr Logan den Frieden liebte, suchte er doch der drohenden Gefahr nicht durch feige Flucht zu entgehen, sondern erwartete ruhig mit seinen getreuen Stammesgenossen die erbitterten Gegner. Nur die wehrlosen Frauen und Kinder seines Volkes wollte der edle Häuptling dem drohenden Verderben entziehen, und schickte sie deshalb, von einigen tapfern Kriegern begleitet, nach einem sicher scheinenden Verstecke. Die ganze Familie des Häuptlings, nur Mira, seine Zwillingsschwester und die zwölfjährige Adele, Logan's Lieblingstochter ausgenommen, welche sich durch Nichts abhalten ließen, die Gefahren des edlen Führers zu theilen, folgte dem traurigen Zuge. Logan sah sie nicht ohne trübe Ahnung scheiden, aber er war weit entfernt, das Unglück vorauszusehen, welches er durch seine gutmeinende Fürsorge selbst herbeigeführt. Die kleine Caravane hatte von ihren Führern begleitet, glücklich einen Strom erreicht, dessen jenseitiges Ufer vollkommene Sicherheit versprach; die leichten Fähren, auf denen die Indianer sich über die reißendsten Ströme wagen, nahmen die armen Flüchtlinge auf; man stieß vom Lande ab, als auf einmal Gresop mit seiner blutgierigen Rotte erschien. Ohne Erbarmen schossen die Grausamen auf die wehrlosen Weiber

und Kinder, bis alle getödtet waren, einen einzigen verwundeten Krieger ausgenommen, der die Trauerbotschaft dem Logan überbrachte. Die übrigen Indianer, welche dem Häuptling der Cayugos feindlich gegenüberstanden, vernahmen diese Schreckensnachricht mit großer Freude, denn sie hofften, daß diese Gräuel den tapfern Logan auf ihre Seite bringen würden. Aber noch war Logan's Geduld nicht erschöpft. Obwol sein Herz bei dem grausamen Verlust blutete, der ihn und seine treuen Stammesgenossen betroffen hatte, so wollte er doch seinem Schwure getreu bleiben. In dem nun beginnenden Kampfe mit seinen Landsleuten mußte Logan, trotz seiner überlegenen Tapferkeit, endlich der großen Ueberzahl weichen und sich mit dem Reste seines Stammes in das Dickicht der Wälder zurückziehen. Eine tiefe Bekümmerniß über das Unglück seines Stammes, den er trotz seiner weisen Regierung und seiner Friedensliebe dem Untergange durch ein trauriges Verhängniß geweiht sah, erfüllte sein großes Herz, und kaum gelang es den liebevollen Bemühungen Mira's und Adelens, ihn auf Augenblicke seiner düstern Schwermuth zu entreißen. Diese beiden Lieblinge seines Herzens, die einzigen, welche ihm das grausame Schicksal übrig gelassen, waren nun seine einzige Freude und er ließ sie so wenig als möglich aus seinen Augen, da der immer heftiger wüthende Krieg zwischen den Weißen und den Indianern ihn auch für die Sicherheit seines Verstecks bange machte. Doch wurde Logan endlich von einem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, die beiden Mädchen allein zu lassen, um mit seinen wenigen Getreuen auf die Jagd zu gehen. Beim Abschiede empfahl er ihnen dringend, sich unter keiner Bedingung aus der Höhle zu entfernen, die ihnen zum Verstecke diente; und trotz ihres Versprechens, seiner Warnung zu folgen, konnte er sich einer geheimen Angst nicht erwehren, als er die zwei Mädchen

so schutzlos sah. Mira und Adele waren aber voll kühnen Muthes und lächelten über die Besorgnisse des sonst so unerschrockenen Häuptlings. Die Jagd war nicht glücklich; lange durchstreiften die kühnen Jäger vergebens das Dickicht, ohne ein einziges Wild aufzuspüren und schon neigte sich die Sonne zum Untergange, als Logan endlich einen großen Hirsch erlegte, dessen Fleisch für mehre Tage Nahrung versprach. Obgleich die lange Jagd sie ermüdet hatte, eilten die Indianer doch raschen Schrittes dem Orte zu, wo sie die hülflosen Mädchen gelassen. Logan's Herz klopfte gewaltig, als sein scharfes Ohr schon von weitem klagende Töne zu vernehmen glaubte. Mit ängstlicher Hast rannte er durch das Gebüsch und ... welch grauenvollem Anblick entgegen! Mira lag entseelt in ihrem Blute an dem Eingange der Höhle und die arme Adele krümmte sich verzweifelnd in den Armen eines wüthenden Räubers, in welchem der unglückliche Logan den Fremdling erkannte, den er auf seinen Schultern nach seiner Hütte getragen, um dort seine Wunden zu heilen und ein Leben zu retten, das seinen barmherzigen Liebesdienst durch solche Tücke vergalt. Der schändliche Gresop hatte mit seiner Truppe das stille Versteck gefunden und seiner blinden Mordlust folgend, verschonte er auch die Angehörigen seines Retters nicht. Die ältere und kühnere Mira hatte gesucht sich und ihre Freundin gegen die rohen Angriffe der Barbaren zu vertheidigen, aber sie hatte diesen Versuch mit dem Leben bezahlen müssen. Die arme Adele, unfähig sich zu widersetzen, sollte eben von ihrem Dränger fortgeschleppt werden, als ein Schrei der Verzweiflung, der sich der Brust des unglücklichen Logan entwand, den frechen Gresop aus seiner Sicherheit aufschreckte. Wie ein erzürnter Löwe sprang der Häuptling auf den Räuber los, um ihm seine zitternde Beute zu entreißen; aber im Nu fielen von allen Seiten Schüsse, welche den armen

Logan blutend und leblos niederwarfen. Als Adele ihren Vater sinken sah, riß sie sich mit der Kraft der Verzweiflung von den sie umschlingenden Armen los und warf sich auf den mit Wunden bedeckten geliebten Körper nieder. In diesem Augenblick erschienen Logan's Begleiter und Gresop, der ihre geringe Anzahl nicht kannte, floh von seinem bösen Gewissen getrieben, nachdem er der armen Adele noch durch einen Schuß das Leben geraubt hatte. Nachdem sich die Indianer von der ersten Betäubung, in die sie der unerwartete schreckliche Anblick versetzt hatte, ein wenig erholt hatten, bereiteten sie sich, die Leichen ihres theuern Anführers und seiner beiden Lieblinge zu bestatten; da bemerkten sie zu ihrer Freude noch einen schwachen Lebensfunken in Logan, während die beiden Mädchen kalt und todt blieben. Mit der den Indianern eigenen Geschicklichkeit verbanden sie seine vielen Wunden, und stellten ihn durch ihre treue Pflege nach einem langen, schmerzlichen Krankenlager endlich wieder her. Logan genaß, um sein trauriges Geschick zu beklagen, und um Rache an Denen zu nehmen, die jedes Recht und jede Pflicht verhöhnt hatten, um seine heiligsten Gefühle mit Füßen zu treten. In der Bitterkeit seines Schmerzes, in seinem ungestümen Rachedurst vergaß er, daß nur Einer unter den Weißen sein Feind war, und daß er um des Frevels jenes Einen willen nicht das ganze Geschlecht mit seinem Hasse verfolgen dürfe. In seinen Augen waren Alle, die ein Scheusal wie Gresop duldeten und unterstützten, dessen Helfer, und seine Rache sollte deshalb Alle treffen. Sobald er sich wieder stark genug fühlte, die Waffen zu führen, ging er mit seinen wenigen Getreuen in das indianische Lager und bot seinen rothen Brüdern seine Theilnahme an ihrem gerechten Kampfe gegen ihre Unterdrücker an. Die Freude über Logan's Beitritt zur Sache der Freiheit war unbegrenzt unter den Indianern; Alle, selbst seine

erbittertsten Feinde erkannten seine große Ueberlegenheit an, und hofften von seinem Feldherrntalent, von seiner Weisheit und Vorsicht den endlichen Sieg ihrer Sache, ihren Ruhm und ihre Freiheit. Einstimmig wurde ihm der Oberbefehl über alle indianischen Stämme übertragen und Logan zeigte sich dieses Vertrauens auch würdig genug. Von diesem Augenblicke an nahm der Krieg eine ganz andere Wendung und hätte die Vorsehung in ihren unergründlichen Rathschlüssen es nicht anders bestimmt, so hätten die Europäer dieses Mal bestimmt unterliegen müssen. Wo Logan sich zeigte, kam Bestürzung und Schrecken unter seine Gegner, und sein Name war bald in allen französischen Colonien, gegen die seine Angriffe zuerst gerichtet waren, ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens. Mit unglaublicher Schnelligkeit war er bald hier und bald dort, und vernichtete alle Pläne seiner Feinde durch seine unerwarteten Stellungen und seine kühnen Angriffe. Alle streitbaren Männer der ganzen Colonie wurden zu den Waffen gerufen und unter den Befehl Gresop's gestellt, der sich durch neue Ränke und Bestechungen das Obercommando über sämmtliche Truppen zu erschleichen gewußt hatte. Leon, obwol er schon öfters Gelegenheit gehabt hatte, die Stärke und Furchtbarkeit der Indianer kennen zu lernen, verachtete seine Gegner und besonders den heldenmüthigen Anführer, den er freilich nur als menschenfreundlichen Retter, als liebenden Vater und treuen Beschützer, aber nicht als Feldherrn kannte; er war sogar überzeugt, daß, sobald es ihm gelänge, seine Gegner aus den Wäldern, wo ihnen das Terrain günstig war, in die Ebene zu locken und zu einer Feldschlacht zu bewegen, er mit einem Schlage den ganzen Krieg enden und die Indianer für immer vernichten könnte. Logan, der seine Pläne bald durchschaute und seine eigenen Kräfte wol kannte, fürchtete sich keineswegs vor einer offenen Schlacht

und ging deshalb scheinbar in die Falle. Gresop, schon im Voraus durch die vermeintliche Siegesfreude verblendet und ohne strategische Kenntnisse, wählte eine schlechte Stellung und gewährte dadurch dem Logan einen Vortheil, den derselbe trefflich zu benutzen verstand; und da die Wuth der Indianer durch die Ermordung eines ihrer geachtetsten Anführer aufs Höchste gestiegen war, so begannen sie den Kampf mit einer solchen Kühnheit und so unwiderstehlicher Heftigkeit, daß sich das europäische Heer schon nach wenig Stunden in voller Auflösung befand und Jeder sein Heil in der Flucht suchte. Gresop war einer der ersten von Denen, die den Kampfplatz verließen, und die ihre Rettung von der Schnelligkeit ihrer Pferde erwarteten. Aber Logan hatte seinen Todfeind, den Mörder aller seiner Lieben erkannt und eilte ihm mit seinen Getreuen nach. Von Furcht und Entsetzen überwältigt, als er den Rächer an seinen Fersen fühlte, verlor Gresop alle Besinnung, er drückte dem edeln Rosse die Sporen tief in die Seite, daß es blutend sich bäumte und wie ein Pfeil über die Ebene hinflog, ohne daß der Reiter mehr im Stande war, seine Bewegungen zu leiten. Logan war immer hinter ihm, doch auf einmal blieb er stille stehen, denn er sah, daß der Herr selbst das Richteramt an dem Bösewicht übernommen hatte. Die weite Ebene, welche Gresop in seiner Todesangst durchritten, endigte in einen unermeßlichen Sumpf, dessen bodenlose Tiefe trügerisch mit Blumen und Gras überwachsen war. Ein Sprung über den Rand — und Roß und Reiter waren hoffnungslos verloren. Erschüttert von dem Strafgerichte, welches seinen Feind ereilt hatte, eilte Logan zu seinem siegreichen Heere zurück, um seinen erlangten Vortheil weiter zu verfolgen. Das Unglück der verlorenen Schlacht hatte die Bestürzung der Colonisten aufs Höchste gesteigert und sie zu verzweifelten Anstrengungen vermocht. Alles, was

nur Waffen tragen konnte, vereinigte sich, um den siegreichen Indianern die Spitze zu bieten, und die Engländer, welche dem Kriege anfangs müßig zugesehen hatten, eilten nun, durch Logan's Erfolge in ihrer eigenen Sicherheit gefährdet, ihren Nachbarn mit einem bedeutenden Heere, unter Anführung des Oberst Lewis zu Hülfe. Dieser erfahrene Feldherr, der schon viele Kriege mit den Indianern geführt hatte, ihre Angriffsweise genau kannte und überdies reichlich mit Geschütz und Munition versehen war, was den Indianern anfing zu mangeln, war ein gefährlicher Feind für Logan. Nur zu bald erkannte derselbe die nunmehrige Ueberlegenheit seiner Gegner, und statt seine Angriffe zu erneuern, beschränkte er sich klug auf den Vertheidigungskampf. Aber diese Mäßigung nützte ihm wenig. Oberst Lewis bedrängte ihn so heftig, daß er den gänzlichen Ruin seines Volkes voraussah, wenn es ihm nicht gelänge, die Europäer zu einem Friedensschlusse zu bewegen. Obwol sein stolzer, freigeborener Geist ihm jede Demüthigung unerträglich machte, so beschloß er doch, selbst in das feindliche Lager zu gehen, um womöglich günstige Bedingungen für seine Landsleute zu erwirken. Seine Freunde, die er von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt hatte, wollten ihn abhalten, sich der Gefahr eines Verrathes im feindlichen Lager auszusetzen, aber Logan kannte keine Furcht. Nach den herben Verlusten, die ihn betroffen, war ihm das Leben nur werth, wenn er seinen Freunden dienen konnte. Nur in Begleitung eines kleinen Gefolges erschien der Häuptling vor Oberst Lewis, der edel genug war, Heldensinn und Geistesgröße auch im Feinde zu ehren, und ihn mit Auszeichnung empfing. Einfach und würdig erklärte Logan dem Obersten den Zweck seines Besuches und was ihn zum Kriege gegen die Weißen bewogen hatte. Ein Theil seiner Rede, welchen uns die Geschichte aufbewahrt hat, verdient wol neben allen großen

Mustern der Vorzeit, wegen ihrer einfachen, rührenden Würde beachtet zu werden:

„Ich fordere jeden weißen Mann auf, zu sagen, ob er je hungrig an Logan's Hütte kam, ohne von ihm gespeist zu werden, ob er erfroren oder nackt zu ihm trat, und nicht von ihm gekleidet wurde? Während der frühern, blutigen Kriege blieb Logan müßig in seiner Hütte und sprach zu Allen Worte des Friedens. So groß war meine Liebe zu den weißen Männern, daß meine rothen Brüder mich verhöhnten und sprachen: «Logan ist der Freund der Weißen.» Gern hätte ich mich ganz mit Diesen verbunden, wenn nicht ein Mann mich durch unerhörte Grausamkeit zur Rache getrieben hätte. Mit kaltem Blute, durch keine Beleidigung gereizt, sondern mir durch große Wohlthaten verpflichtet, ermordete Oberst Gresop alle Verwandten Logan's, selbst sein Weib und seine Kinder. Es fließt kein Tropfen von Logan's Blut mehr in einem menschlichen Wesen. Dies forderte Rache. Ich habe sie gesucht, ich habe Viele getödtet, ich habe meinen Rachedurst gesättigt. Um meines Landes willen sehne ich mich nach Frieden; aber gebt nicht dem Gedanken Raum, daß ich ihn aus Furcht suche. Logan hat nie Furcht empfunden, nie würde er seine Fersen zur Flucht wenden, um sein Leben zu retten. Wer könnte noch um Logan trauern? ... Niemand.“ ...

Oberst Lewis war zu menschenfreundlich, um das gänzliche Verderben der Amerikaner zu beabsichtigen; er gab deshalb den Vorschlägen Logan's Gehör und schloß einen für die Indianer noch ziemlich günstigen Frieden, indem er von ihnen nur verlangte, daß sie, um künftigen Reibungen mit den Colonien auszuweichen, sich weiter nach Westen zurückziehen sollten. Logan überbrachte seinen harrenden Landsleuten die Friedensbotschaft, ermahnte sie, die Bedingungen treulich zu erfüllen und sich nicht neuem Unheile auszusetzen;

dankte ihnen für den treuen Gehorsam, welchen sie ihm während seiner kurzen Laufbahn als Anführer bewiesen und nahm einen rührenden Abschied von den wenigen Stammesgenossen, welche das Schicksal verschont hatte. Vergeblich flehte man ihn an, noch ferner die Leitung über die Angelegenheiten seiner rothen Brüder zu behalten; er weigerte sich dessen, indem er sagte: „Logan's Herz ist gebrochen, der Kummer hat sein Auge verdüstert und seinen Arm gelähmt; Logan kann euch nicht mehr dienen; lasset ihn zum Grabe seiner Lieben ziehen, daß er seine Thränen mit ihrem Staube vermische." So zog der arme Häuptling einsam und trostlos durch die verödeten Wälder seiner Heimat und war dem Orte schon nahe, wo die geliebten Reste Mira's und Adelens ruhten, als er einem Trupp Weißer begegnete, welche durch den Verlust ihrer Güter, während des Krieges gegen die Indianer, wüthend aufgebracht, uneingedenk des beschworenen Friedens, über den wehrlosen Helden herfielen, der unter ihren mörderischen Streichen sein Leben verblutete. Kein Freund bestattete seine Leiche, keine Thräne wurde über seinem Grabe vergossen, die Thiere des Waldes theilten sich in seine Reste und die Sonne bleichte seine Gebeine; aber sein Andenken lebt unter seinen Brüdern fort, und wer unter den Weißen seine Geschichte hört, wird dem armen Logan eine Thräne der Theilnahme und einen Ausruf der Bewunderung nicht versagen.

Marie. Armer, guter Logan! Wie ich ihn beklage! Auch in dieser Geschichte, wie in der gestrigen, sehen wir den Tugendhaften leiden, es macht mir wirklich das Herz bluten, daß der arme Häuptling, der doch so edel war, so unglücklich sein und sein ganzes Volk untergehen sehen mußte, während ein Ungeheuer, wie Gresop, soviel Unheil auf der Welt anrichten konnte. Wenn Sie mir auch gleich erklärt haben, warum der liebe Gott den Guten die Leiden nicht

erspart, und ich dieses wol begreifen kann: so ist mir doch das Andere unverständlich, daß die Bösen oft so lange ungehindert ihre schlechten Handlungen begehen können und dadurch soviel Unglück über tausend Unschuldige bringen.

Fr. R. Wir können nie in die Gründe eindringen, welche den Allmächtigen bestimmen, Dieses oder Jenes anzuordnen, oder geschehen zu lassen, denn unser Geist ist zu blöde, um die weisen Wege der Gottheit zu begreifen; soviel wissen wir aber, daß unser himmlischer Vater Nichts thut und zuläßt, was nicht ebenso heilsam als weise wäre. Wenn Gott also die Bösen eine Zeitlang auf ihrem Sündenwege fortwandeln läßt und ihren Zerstörungen keinen Einhalt thut, so geschieht es aus den besten Zwecken; sie dienen ohne ihr Wissen nur seiner göttlichen Weltordnung, aber sie haben keinen Gewinn davon, denn da sie freiwillig sich der Sünde hingeben, so empfangen sie früh oder spät auch den Lohn der Sünde. Das Böse ist in dieser unvollkommenen Welt unvermeidlich, aber wehe Dem, der es übt, wie es in der Bibel heißt: „Es muß ja Aergerniß kommen in die Welt ꝛc.“ Der Mensch wird mit gleichen Fähigkeiten zum Guten und Schlimmen geboren. Die Vernunft zieht ihn zum Erstern, die sinnliche Natur oft zum Letztern hin, sein freier, ungehemmter Wille bestimmt endlich, welche Bahn er verfolgen soll. Diejenigen, die wie Gresop nur der Stimme ihrer sinnlichen, niedern Natur folgen, gerathen von einem Abwege zum andern und werden zuletzt solche Ungeheuer, die selbst die Langmuth des barmherzigen Vaters im Himmel erschöpfen, und die daher auch am Ende der göttlichen Strafe nicht entgehen.

Kath. Mir ist in der Geschichte Logan's nur Das unbegreiflich, daß er, als ein Wilder, so lange Zeit seine Anhänglichkeit an die Europäer bewahrte, trotz der Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, welche sich dieselben immer gegen

seine rothen Brüder zu Schulden kommen ließen; es scheint mir, daß sein Charakter noch rühmlicher gewesen wäre, wenn er größere Anhänglichkeit gegen seine eigenen Landsleute bewiesen hätte.

Fr. R. Deine Meinung scheint auf den ersten Blick richtig, meine liebe Katharina! Es ist dem Menschen, so zu sagen, angeboren, daß er seine Liebe und seine Anhänglichkeit vor Allem seinen eigenen Stammverwandten zuwende. Wir würden z. B. einen Mann gering achten, der ohne gewichtige Gründe sich stets von seinen deutschen Brüdern ferne hielte, um Franzosen oder Engländern alle die Liebe und die Dienste zu weihen, durch welche er seinem Vaterlande nützlich werden könnte. Logan's Fall war aber ein ganz anderer; selbst wenn ihn sein, dem sterbenden Vater geleisteter Schwur, den ihn nur die höchste Verzweiflung vergessen machen konnte, nicht gebunden hätte, so gäbe uns doch seine Anhänglichkeit an die Europäer einen Beweis von Logan's großer Weisheit und seiner wahren Vaterlandsliebe.

Kath. Dies kann ich nicht recht verstehen und ich bitte Sie, es mir näher zu erklären.

Fr. R. Logan liebte sein Volk von ganzem Herzen; der Ruhm und das Glück desselben war sein höchstes Streben; aber er sah wohl ein, wie viele Vorzüge die Europäer durch ihre höhere Geistesbildung, ihre Kunst und Geschicklichkeit vor seinen rothen Brüdern voraus hatten; er sah ein, daß jeder Kampf mit so überlegenen Feinden nur das Verderben der Seinigen beschleunigen mußte, und daß die einzige Hoffnung seines Stammes darauf beruhte, sich die Segnungen der europäischen Civilisation anzueignen und in gutem Einverständnisse mit den Weißen zu bleiben, um nicht von ihnen ganz unterdrückt zu werden. Leider konnte er sein weises Streben nicht ganz durchführen; ja er konnte nicht einmal das Verderben hinausschieben, das nach dem

ewigen Rathschlusse der Vorsehung die rothen Stämme Amerikas verfolgte, die immer mehr zusammenschmelzen, je mehr sich die weiße Bevölkerung hebt, und von denen wol bald die letzte Spur verschwunden sein wird.

Kath. Das Schicksal dieser amerikanischen Völker, die so friedlich und harmlos lebten, ehe die Europäer als kühne Eindringlinge das Land in Besitz nahmen, geht mir tief zu Herzen und ich schäme mich, jenen civilisirten Europäern anzugehören, die so barbarisch die Rechte jener Gastfreundschaft verhöhnten, die sie in den gesegneten Ländern gefunden, wohin sie das Elend der alten Welt getrieben.

Fr. R. Allerdings ist und bleibt ein ewiger Schandfleck in der Geschichte der Menschheit die Grausamkeit und Härte, mit welcher die eingewanderten Weißen die eigentlichen Herren und Besitzer jenes ungeheuern Welttheils verdrängten. Indessen waren jene Wilden keineswegs so harmlos und unschuldig, wie du dir dieselben denkst. Das beweisen ihre unaufhörlichen Kriege untereinander, die wilde Wuth, mit der ein Stamm den andern oft bis zur beiderseitigen Zerstörung verfolgte. Viele Gelehrte sind sogar der Meinung, daß die Ausrottung der Rothhäute nur ein Act der Wiedervergeltung sei, und daß die Amerikaner sich diese dadurch zugezogen, weil ihre Vorfahren eine ganze civilisirte, weiße Bevölkerung in alten Zeiten vernichtet hatten.

Marie. Ist das wahr? Woher weiß man es denn?

Fr. R. Man vermuthet es aus verschiedenen Gründen, besonders aber seit der Auffindung merkwürdiger Ruinen vergangener Städte, deren prächtige Bauart unverkennbare Aehnlichkeit mit der hatte, welche in mehren Staaten des Alterthums gewöhnlich war, wie z. B. in Phönizien, von wo aus auch wahrscheinlich die ersten weißen Menschen nach Amerika kamen. Aber wir werden ein anderes Mal darauf zurückkommen, da ich jetzt noch eure Briefe sehen möchte.

Marie. Hier ist der meinige, mein Fräulein!

Fr. R. (lesend.)

Liebe Katharina!

Da ich in der ganzen Welt, außer meinen Eltern, Niemand lieber habe, als Dich, und da Du, als meine beständige Gefährtin in Freud und Leid das größte Recht auf mein Vertrauen hast und überdies älter und verständiger bist als ich, so ist es wol natürlich, daß ich Dich zuerst um Rath frage, wenn ich dessen bedarf. Ich bin nun heute in einer solchen Lage, wo meine eigene Klugheit nicht ausreicht und bitte Dich deshalb mir zu sagen, was ich thun soll.

Du weißt, daß ich vorige Woche von dem lieben Vater vier Thaler zum Geburtstagsgeschenk erhielt, wobei er ausdrücklich verlangte, daß ich jenes Geld nicht in die Sparkasse legen, sondern mir Etwas dafür kaufen sollte, was mich erfreuen könnte. Ich besann mich hin und her, wozu ich es verwenden könnte, aber unsere guten Eltern haben uns so sehr mit allem Nöthigen und Angenehmen versehen, daß mir lange Nichts einfallen wollte. Da sah ich gestern bei unserer Cousine das niedliche Blumengestell, welches mir so ausnehmend gefiel, daß ich sogleich beschloß, ein ähnliches zu kaufen, umsomehr, da mir Hermine sagte, daß ich dadurch ein gutes Werk thun könne, indem der Mann, der diese Arbeiten mache, sehr arm sei, viele Kinder habe und nur geringen Absatz finde. Mein Entschluß ist aber diesen Morgen etwas wankend geworden, indem ich zufällig auf dem Altane ein Gespräch zwischen der alten Bertholdin und der armen Lene hörte. Die schlimme Alte zankte und schimpfte entsetzlich und drohte der Lene, sie todtzuschlagen, oder zum Mindesten aus dem Hause zu werfen, wenn sie ihr die verlorenen fünf Thaler nicht bis Mittag wiederschaffe. Ich habe zwar keine Ursache, mit der Lene großes Mitleiden zu

haben, denn das unartige Mädchen spricht immer schlecht von uns und thut uns jeden Possen, den sie thun kann; aber wenn die Bertholdin ihre Drohung ausführt — und bei ihrem Geize ist das wahrscheinlich genug — was soll die arme Waise dann anfangen, die auf der Welt Niemand als diese böse Muhme hat? Soll ich nun das Blumengestell kaufen, oder die Bertholdin mit meinen vier Thalern beschwichtigen? Denn die Lene schwört, daß sie dieselben nicht zurückbringen könne, weil man sie gestohlen und sie sie nicht verloren habe. Ueberlege nun, liebe Katharina, was ich thun soll; vergiß aber dabei die bedrängte Lage des armen Korbflechters nicht und denke, wie wenig ich Ursache habe, mich um die Lene zu kümmern. Das Blumengestell ist auch gar zu niedlich, und die Bertholdin ist vielleicht auch auf andere Weise zu beruhigen. Ich erwarte nun Deinen Rath, liebe Katharina, dem ich in allen Stücken folgen werde und bleibe

Deine

Dich liebende Marie.

Fr. R. Gut, recht gut, Mariechen! Du hast deine gestrige mislungene Arbeit durch die heutige ganz in Vergessenheit gebracht; ich bin mit diesem Briefe vollkommen zufrieden; er ist einfach im Stil und ganz zusammenhängend; man sieht, daß dir die Arbeit von Herzen ging; ich enthalte mich jedoch des Urtheils über den Inhalt, bis ich erst Katharinens Antwort gelesen habe. Hast du sie hier, meine Liebe?

Kath. Da ist das Heft, mein Fräulein!

Fr. R. (lesend.) Du hast mir durch die in Deinem lieben Briefe enthaltene Versicherung Deiner Liebe und Deines Vertrauens zu mir eine recht große Freude gemacht, für welche ich Dir von Herzen danke. Um Deinen Wunsch zu erfüllen, Dir mit meinem Rathe in einer Dir wichtig scheinenden Sache beizustehen, habe ich reiflich nachgedacht, und ich bin überzeugt,

daß Dein Herz und Dein Verstand mir in Dem völlig beistimmen werden, was ich Dir sagen will. In dem vorliegenden Falle bleibt Dir nichts Anderes zu thun übrig, als dem Wunsche Deines Herzens zu entsagen und der Bertholdin das Geld zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß die geizige Frau die Thaler auch dann noch behalten würde, wenn Lene so glücklich wäre, das Verlorene wieder aufzutreiben.

Dieser Rath ist wol schwer auszuführen, und man könnte wol manche Gründe dagegen anführen, wie z. B., daß man sich um Fremde, vielleicht Undankbare nicht aufopfern soll — wir wissen nur zu gut, daß Lene bei ihrer schlechten Erziehung gar kein Zartgefühl besitzt — oder daß es besser sei, fleißige Arbeiter zu unterstützen, als unnütze Almosen zu geben u. s. w. Aber indem Du denselben befolgst, erfüllst Du nicht nur ein wichtiges Gebot der Moral, welches verlangt, daß, wenn wir durch eine unserer Handlungen entweder ein großes, gewisses Unglück verhüten oder möglicher Weise etwas Gutes stiften können, wir immer das Erstere thun müssen; sondern Du folgst auch dem höchsten und schönsten Gebote unseres göttlichen Erlösers: Liebet eure Feinde, thuet wohl Denen, die euch verfolgen und beleidigen rc. Ich darf Dich nicht um das Glück und die Freude bringen, welche das Bewußtsein einer guten That in Dein Herz gießen wird; sonst möchte ich gern die Hälfte der zu erweisenden Wohlthat auf mich nehmen, wodurch Du früher die Befriedigung Deines Wunsches wegen des Blumengestells erreichen könntest. Doch wirst Du diesen vielleicht ganz über Deiner Freude vergessen. Dies ist mein Rath, den ich Dir aus treuer Schwesterliebe gebe, nimm ihn freundlich an und zugleich die Versicherung der herzlichsten, innigsten Anhänglichkeit, mit welcher ich immer bleiben werde

Deine

treue Katharina.

Fr. K. Auch deine Arbeit, liebe Katharina, ist vorzüglich gelungen; ich freue mich über die Fortschritte, die ihr zusehends in den stilistischen Uebungen macht. Die Art, wie du der Schwester deinen Rath ertheilst, und dich zur Befolgung desselben an ihr Herz und ihre Vernunft wendest, gefällt mir sehr gut. Die Gründe für deine Meinung sind mir aus der Seele genommen; aber du hättest sie noch ein wenig weiter entwickeln dürfen, wodurch dein Rath noch mehr an Eindringlichkeit gewonnen hätte. Dieser Rath war dir aber wol nicht nöthig, Marie? Wenn der erzählte Fall ein wirklicher war, so hat dir gewiß dein eigenes, besseres Gefühl die Pflicht, die du zu erfüllen hast, fest und bestimmt vorgezeichnet.

Marie. Der Stoff meines Briefes ist kein erfundener, aber obwol mir mein Herz gleich im ersten Augenblicke sagte, was ich hier zu thun habe, schrieb ich ihn doch in der geheimen Hoffnung, daß Katharina einen Ausweg finden würde, wodurch ich meinen Wunsch erreichte, ohne von dem Bewußtsein gestört zu werden, daß ich eine gute Handlung unterlassen habe. Ich fühle wol, daß dieses nicht recht war, aber seien Sie mir deshalb nicht böse, mein Fräulein, denn ich habe mich von Katharinen belehren lassen und ihrem Rathe gefolgt.

Fr. K. Wie könnte ich dir zürnen, mein Kind, daß du in deinen Jahren einen Augenblick schwanktest, ob du eine schwere Pflicht erfüllen solltest oder nicht, da wir Erwachsenen so oft zwischen den thörichten Wünschen unseres Herzens und den Rathschlägen unserer Vernunft nicht nur schwanken, sondern auch die Befriedigung einer augenblicklichen Lust dem Frieden unseres Gewissens vorziehen. Für die Aufrichtigkeit, mit der du deine kurze Schwäche eingestehst, muß ich dich im Gegentheile loben, und von ganzem Herzen umarme ich dich für den schönen Sieg, den du über dich selbst errun-

gen hast. Aber erzähle mir nun auch, wie sich die Bertholdin und die Lene bei dem unerwarteten Ersatze ihres Verlustes benahmen, und was die Ursache desselben war.

Marie. Nachdem ich Katharinens Brief gelesen und mich überzeugt hatte, daß es hier keinen andern Ausweg gebe, nahm ich schnell meine vier Thaler aus der Sparbüchse und ging sogleich zu der Bertholdin, um in meinem Vorsatze nicht mehr wankend zu werden. Dieser wurde mir aber sehr erleichtert durch den Anblick der armen Lene; sie kniete mit einem von Thränen und Schlägen ganz geschwollenen Gesichte, mit zerrauftem Haare vor dem bösen Weibe und flehte sie unter lautem Schluchzen an, sie möge sie immerhin noch viel mehr schlagen, aber nur nicht aus dem Hause jagen, indeß die Bertholdin ihr ein paar Fetzen vor die Füße warf und unaufhörlich schrie: „Nicht eine Minute will ich dich länger vor Augen sehen, du elende Dirne, du Diebin! Packe dich, mache, daß du fort kommst!" Da man mich gar nicht bemerkte, fragte ich mit einer Miene des Erstaunens, was denn dieser schreckliche Auftritt zu bedeuten habe? Nun erst erblickte mich die Bertholdin und verwandelte schnell ihren zornigen Ton in jenen süßlichen, schmeichelnden, der mir das Weib doppelt widerwärtig macht. „Ach, du mein Gott," sagte sie, „mein gnädiges Fräulein, was für eine geschlagene Person bin ich; was habe ich nicht Alles für das gottlose Geschöpf gethan, und nun stürzt sie mich zum Dank dafür ins Unglück. Ich habe mir seit vier Monaten den Bissen vom Mund abgedarbt, um fünf Thaler zu erübrigen, damit ich mein Bett wieder aus dem Pfandhause auslösen kann, was mir so nöthig ist in meinem Alter. Heute früh wollte ich das Geld aus dem Strohsacke nehmen, wo ich es verborgen hielt, da ist es fort... Entweder hat's die Dirne selbst gestohlen oder doch, albern wie sie ist, stehlen lassen; und deshalb soll sie mir aus dem Hause fort,

und zwar auf der Stelle.“ Ich fragte nun die Lene, was sie mit dem Gelde gemacht habe, und sie erwiderte schluchzend: „Ach, glauben Sie mir, mein Fräulein, ich habe das Geld wahrhaftig nicht gestohlen. Gestern wollte ich den Strohsack der Tante ein wenig ausschütteln, damit sie besser liege; da fielen zu meiner Verwunderung die Thaler heraus. In dem Augenblicke, als ich sie wieder zusammensuchen wollte, schellte der Herr im zweiten Stock, den wir bedienen, so heftig, daß ich Alles stehen und liegen ließ und hinunter rannte, wobei ich vergaß, die Thüre zu schließen. Ich mußte unverzüglich einen Brief auf die Post tragen, und als ich wieder nach Hause kam, war das Geld weg. In meiner Todesangst getraute ich mir nicht der Tante etwas davon zu sagen, und jetzt will sie mir nicht glauben, daß ich das Geld nicht gestohlen habe.“ „Das sind auch Alles nur faule Fische,“ schrie die Bertholdin dazwischen, „und da ich keine Diebe im Hause will, soll sie nun fort.“ „Aber was soll denn die Lene anfangen, wenn Ihr sie verstoßet?“ fragte ich. „Bedenkt, daß sie das Kind Eurer Schwester ist.“ „Das gilt mir ganz gleich, es wird sich schon ein Platz im Arbeitshause für die Landstreicherin finden.“ Bei diesen Worten schluchzte die Lene so erbärmlich, daß ich ihr in meinem Herzen alle ihre frühern Ungezogenheiten gegen uns verzieh und die Bertholdin weiter fragte, ob es denn kein Mittel gäbe, sie zu besänftigen? „Ehe ich mein Geld nicht wieder sehe, will ich von der Dirne nichts mehr wissen.“ „Nun gut,“ sagte ich, indem ich das Geld herausnahm, „nehmt einstweilen diese vier Thaler, die ich zum Geburtstage bekommen habe, den fünften bringe ich Euch von meinem Monatsgelde; aber verzeiht der Lene um meinetwillen.“ Beide machten große Augen und schienen zu glauben, daß ich scherze; als sie aber sahen, daß es Ernst war, überschüttete mich die Alte mit Danksagungen und Betheuerungen, während Lene mir weinend die Hand küssen

wollte, was ich natürlich nicht zugab, sondern schnell davonlief.

Fr. R. Und als du herunter kamst, da schautest du gewiß dich in deinem Zimmerchen vergnügter um, als wenn du es mit dem Blumengestell geschmückt gefunden hättest.

Marie. Ach freilich; ich dachte gar nicht an die Blumen, und ich war den ganzen Abend so zufrieden, wie noch nie in meinem Leben.

Fr. R. Du hast jetzt an dir selbst die Erfahrung gemacht, daß keine Freude, kein Genuß in der Welt dem stillen Glücke, der innigen Zufriedenheit gleichkommen, die wir nach einer guten Handlung empfinden. Laß dich dieses recht anspornen, immer mehr nach dem Guten zu streben, in jedem Falle der Stimme der Vernunft und deines Gewissens zu folgen, dann wirst du immer glücklich sein, soviel wir es auf Erden sein können.

Ich habe euch noch keine Aufgabe für morgen gegeben, und bin wirklich ein wenig zweifelhaft, was ich euch geben soll. Darum will ich es euch wieder einmal selbst überlassen. Ich gebe euch nur das Wort Palme auf, ihr könnt daraus machen, was ihr wollt, eine Beschreibung, Fabel, Erzählung oder was euch sonst freut.

Jetzt eilt zu eurer Mutter, die euch erwartet, und wenn es möglich ist, bereitet euch noch vor Tische für unsern Spaziergang.

Vierter Tag.

Vormittag.

Marie. Ach, mein Fräulein! Was haben Sie gemacht? Nein, das ist zu viel. Sie sind zu gütig! Das hübsche Blumengestell in meinem Zimmer haben Sie mir gegeben; es ist mir aber fast leid, da ich dadurch des Verdienstes ganz beraubt bin, das Geld der Bertholdin geschenkt zu haben.

Fr. K. Du hast diese freundliche Gabe nicht mir, sondern deinem guten Vater zu danken. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm eure Briefe zu zeigen, da er sich immer so lebhaft für eure Fortschritte interessirt und ihn besonders die Beweise eurer guten Gesinnnngen beglücken. Er war ganz gerührt und ließ es sich nicht nehmen, dich dafür mit dem Gegenstande deiner Wünsche zu erfreuen, sowie er mich auch beauftragte, dir, seiner verständigen Katharina, Schiller's Gedichte, die schon lange dein Wunsch waren, als ein Zeichen seiner Zufriedenheit zu überreichen.

Kath. Der gütige Papa! Er belohnt uns noch für Das, was zu thun unsere Pflicht ist und zugleich unser größtes Glück usmacht. Dies soll uns ein neuer Sporn sein, alle unsere Kräfte aufzubieten, um immer besser und Ihrer und unserer Eltern Liebe würdiger zu werden. Wie ich mich freue, diese

schönen Bücher meiner kleinen Bibliothek einzureihen, und zuweilen eins oder das andere jener herrlichen Gedichte auswendig zu lernen.

Marie. Du wirst mir wol auch erlauben, sie zu lesen, wie ich dir herzlich gern gestatten will, mein hübsches Blumengestell von Zeit zu Zeit in dein Zimmerchen zu stellen.

Fr. R. Wir dürfen jetzt die Zeit nicht mit Plaudern verlieren, sondern müssen eilen, unsere Religionsstunde zu beginnen.

In der heutigen Religionsstunde wollen wir wieder für unsere Betrachtung eine Stelle aus dem Neuen Testamente wählen, und dazu habe ich das zehnte Kapitel im Evangelium Lucä bestimmt. Marie kann davon den Abschnitt vom 23. bis 37. Verse lesen.

(Nachdem Marie vorgelesen hat:)

Nun sage mir, hast du den Inhalt ganz verstanden?

Marie. Der Sache nach wol, aber einzelne Ausdrücke sind mir noch unverständlich; wenn Sie mir diese vorerst erklärt haben, dann, glaube ich, wird mir Nichts abgehen, was zum Verständniß des Inhalts erforderlich ist.

Fr. R. Was sind das für Ausdrücke?

Marie. Es wird in dem Evangelium von einem Schriftgelehrten, einem Priester, von einem Leviten und von einem Samariter gesprochen. Diese Namen machen mich etwas verlegen, und zwar deswegen, weil ich meine, daß sie, oder doch wenigstens die drei letztern, nicht ohne Bedeutung für Das sind, was unser Herr im Gleichnisse darstellen will.

Fr. R. Dein Gefühl hat dich allerdings richtig darauf geleitet, daß diese Namen in unserer Stelle bedeutungsvoll sind; aber du solltest aus dem frühern Vortrage der biblischen Geschichte dich noch erinnern können, was du unter jedem dieser Ausdrücke zu denken hast. Doch da du dich nicht mehr darauf besinnst, so mag Katharine deinem

Gedächtnisse zu Hülfe kommen und statt meiner dir über Das, was dir entfallen ist, die nöthige Aufklärung geben.

Kath. Ich erinnere mich wol, daß alle diese Ausdrücke vorgekommen sind, und auch von Ihnen erläutert wurden; allein ob ich nach einer so langen Zeit, die dazwischen verlaufen ist, eine vollständige Erklärung von jedem Einzelnen abgeben kann, das bezweifle ich.

Fr. R. Diese verlangen wir auch jetzt nicht von dir, sondern es genügt schon für unsern Zweck, wenn du nur soviel angibst, als Marie zu wissen braucht, um ein klares Verständniß von Dem zu bekommen, was sie gelesen hat.

Kath. Wenn Sie damit zufrieden sind, so will ich versuchen, wie weit ich dieses vermag. Die Schriftgelehrten waren bei den alten Juden solche Männer, die sich vorzugsweise damit beschäftigten, sich eine gründliche Kenntniß von den Schriften des Alten Bundes zu verschaffen und deren Inhalt auszulegen und zu erklären. Von ihnen unterschieden sich die Priester, die ungefähr dieselbe Stelle bei den Juden einnahmen, wie bei uns die Geistlichen; denn sie standen dem eigentlichen Gottesdienste vor, verrichteten die Opfer, welche den wesentlichsten Bestandtheil in demselben ausmachten, sprachen die Gebete, ertheilten den Segen und unterrichteten auch das Volk in Religionssachen. Die Gehülfen der Priester, wenigstens in der spätern Zeit, waren die Leviten; überhaupt hatten diese den niedern Dienst im Tempel zu versehen, der bestand in Nachtwachen, Thorhut, in Besorgung der Beleuchtung und im Gesang ꝛc. Auch unterstützten sie die Priester beim Opfern und bei andern Verrichtungen, und zugleich besorgten sie den Schulunterricht. Leviten heißen sie, weil sie zum Stamme Levi gehörten, dem solche Geschäfte gleich anfangs übertragen waren. Damit muß ich aber auch, was Sie mir zu thun auftrugen, beschließen; denn von den Samaritern ist mir weiter Nichts

bekannt, als daß sie ein Gemisch der im Lande zurückgebliebenen Israeliten und von eingewanderten Assyriern waren, und daß sie von dem Alten Testamente nur die fünf Bücher Mosis und das Buch Josua als göttliche Offenbarung anerkannten, die übrigen aber, sowie den Talmud und die rabbinischen Beiträge verwarfen und in ihren religiösen Einrichtungen und Gebräuchen nur Das beibehielten, was in den Büchern Mosis enthalten war. Deswegen wurden sie von den Juden tödtlich gehaßt und auf jede Weise verfolgt.

Fr. R. Du hast Das im Allgemeinen gesagt und hervorgehoben, was der Marie, wie sie sagte, zum Verständniß der ganzen Stelle noch fehlte. Nun, Marie, überlies noch einmal im Stillen für dich die Textesworte und überdenke sie, dann versuche, mir den Inhalt, wenn auch nicht in denselben Worten, aber doch dem Wesentlichen nach, treu wiederzugeben.

Marie. Ich kann dieses nicht sogleich, denn beim abermaligen Durchlesen fand ich eine neue Schwierigkeit; ich verstehe nämlich den Sinn der drei ersten Verse nicht.

Fr. R. Das dachte ich mir, und deshalb forderte ich dich auf, die Worte noch einmal zu lesen. Nun wollen wir sehen, was du davon nicht verstehst.

Marie. Gleich den Anfang, wo Jesus, zu seinen Jüngern sich wendend, sagt: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet."

Fr. R. In welcher Beziehung glaubst du wol, daß unser Herr diese Worte sprach? Doch wol in Beziehung auf ein großes und wichtiges Ereigniß, das damals eingetreten war; oder meinst du das nicht?

Marie. Das meine ich wol, aber was das für ein Ereigniß war, das kann ich mir nicht vorstellen.

Fr. R. So sieh den nächstfolgenden Vers an, ob du

vielleicht aus diesem abnehmen kannst, von welchem Ereignisse hier die Rede sein mag.

Marie. Auch da finde ich keine bestimmte Hindeutung; es wird blos gesagt, daß viele Propheten und Könige dieses zu erleben wünschten, es aber nicht erlebten.

Fr. R. Wenn du es daraus nicht erkennen kannst, so müssen wir wieder auf die biblische Geschichte zurückkehren. Welche frohe Aussicht hatte Gott durch den Mund vieler Propheten den Juden für die Zukunft eröffnet, oder, um es noch deutlicher zu bezeichnen, wessen Erscheinung hatte er ihnen schon lange vorher angekündigt?

Marie. Die Erscheinung eines Messias oder eines Heilandes, durch den sie das volle Maß seiner Liebe und Gnade an sich erfahren sollten.

Fr. R. Durch wen ist diese Verheißung in Erfüllung gegangen, worauf schon so viele Propheten und Könige mit Sehnsucht gewartet hatten?

Marie. Durch Jesum.

Fr. R. Weißt du nun, auf welches Ereigniß Jesus in den ersten Versen hinweist?

Marie. Das weiß ich jetzt wol; er meint nämlich sein Auftreten unter den Menschen als göttlicher Lehrer und Erlöser der Welt von ihren Sünden; aber was beabsichtigte denn jener Schriftgelehrte mit seiner Frage, wenn er sagte: „Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?"

Fr. R. Dieser verstand zwar, was Jesus mit jenen Worten sagen wollte, aber er zweifelte daran, daß er wirklich der verheißene Messias sei, und deswegen legte er ihm die verfängliche Frage vor, indem er hoffte, daß er ihn aus seiner Antwort widerlegen könne; aber seine vermeintliche Weisheit mußte verstummen vor der Weisheit des Meisters aller Meister. Nun wirst du hoffentlich in den Stand ge-

setzt sein, mir den Inhalt des ganzen Abschnittes in der Weise, wie ich es verlangte, anzugeben.

Marie. Ich glaube es wenigstens, und er scheint mir in Folgendem zu bestehen: Unser Herr wandte sich gegen seine Jünger und pries sie glücklich, daß sie in der Zeit lebten, in welcher die Verheißungen Gottes, einen Messias zu schicken, in Erfüllung gegangen wären, und daß sie also hörten und sähen, was viele Propheten und Könige zu hören und zu sehen vergebens gewünscht hatten. Ein Schriftgelehrter, der sich in der Nähe befand und dies vernommen hatte, wollte ihn auf die Probe stellen und zugleich ihn dem versammelten Volke verdächtig machen, und deshalb legte er ihm die verfängliche Frage vor, was er thun müsse, um das ewige Leben zu gewinnen. Jesus, der seine Absicht erkannte, verwies ihn an die Schrift und forderte ihn auf, zu erklären, was diese deshalb lehre. Gezwungen mußte der Schriftgelehrte antworten: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe und deinen Nächsten als dich selbst." Alsdann sprach Jesus: „Du hast recht geantwortet, thue das, so wirst du leben." Damit aber nicht zufrieden gestellt, that der Schriftgelehrte in seinem stolzen Dünkel noch eine zweite Frage an Jesum, nämlich wer sein Nächster sei. Darauf trug Jesus, um denselben ganz von seiner geistigen Armuth zu überzeugen, das schöne Gleichniß von dem barmherzigen Samariter vor. Er sagte nämlich: „Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber; diese plünderten ihn aus und mishandelten ihn so, daß er halb todt liegen blieb. Zufällig traf es sich, daß ein Priester denselben Weg machte; dieser sah den Unglücklichen, aber ohne Mitleiden zu fühlen, ging er vorüber. Dasselbe that auch ein Levit, der bald nachher eben dahin kam. Nun aber führte einen reisenden Samariter sein Weg vorbei; wie dieser den unglücklichen

Juden erblickte, erbarmte er sich seiner, stieg von seinem Thiere, wusch ihm seine Wunden aus, goß Oel und Wein darein, verband sie dann und setzte den Unbekannten auf sein Thier, führte ihn in die Herberge und pflegte da seiner. Des andern Morgens, als er seine Reise fortsetzen mußte, rief er den Wirth, trug ihm dringend auf, den Unglücklichen sorgsam zu verpflegen und ließ ihm dafür soviel Geld zurück, als er für nöthig erachtete, versprach aber, wenn es mehr kosten sollte, dieses bei seiner Zurückkunft zu bezahlen." Nachdem Jesus sein Gleichniß geendigt, fragte er wieder den Schriftgelehrten, wer ihm dünke unter diesen Dreien der Nächste gewesen zu sein Dem, der unter die Räuber gefallen war? Beschämt mußte dieser gestehen, daß Der es ihm dünke, welcher die Barmherzigkeit geübt hätte. „So gehe denn hin", sprach Jesus, „und thue desgleichen."

Fr. R. Aus der Art, wie du den Inhalt angegeben hast, sehe ich, daß du denselben richtig aufgefaßt und auch verstanden hast. Was jedoch in diesem Gleichnisse noch besonders erörtert und bemerkbar gemacht werden muß, darauf werden wir später zurückkommen. Jetzt aber sage mir, was von unserm Herrn in der Unterredung mit dem Schriftgelehrten als die Summe aller Lehren aufgestellt wurde, wenn der Mensch das ewige Leben erwerben will?

Marie. Daß man Gott, unsern Herrn, lieben soll von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe und seinen Nächsten als sich selbst.

Fr. R. Diese Summe aller Lehren wird sich wol in zwei besondere Lehren trennen lassen, und welche sind diese?

Marie. Gottesliebe und Menschen- oder Nächstenliebe.

Fr. R. Richtig. Wir haben demnach nach der Anleitung unsers evangelischen Abschnittes einmal von der Liebe zu Gott oder von der Gottesliebe, und dann von der Liebe zu den Nächsten oder von der Nächsten- oder Menschenliebe

zu sprechen. Von der erstern haben wir schon in der vorhergehenden Religionsstunde zum Theil gehandelt, und wir können uns also hier kürzer fassen, indem wir nur noch auf einzelne wesentliche Punkte aufmerksam machen; dagegen soll die Nächstenliebe der Hauptgegenstand sein, der unsere Betrachtung in dieser Stunde leiten soll. Was nun die erstere anbetrifft, so wirst du, Marie, mir noch sagen können, wie wir uns Gott in Bezug auf uns zu denken haben.

Marie. Als ein gütiges Wesen, das uns wie ein Vater liebt, für unser körperliches und geistiges Wohl unaufhörlich sorgt und uns die größten Freuden und Wohlthaten erzeigt, wie sie uns kein Mensch erzeigen kann.

Fr. R. Gut. Die Liebe aber, die uns Gott täglich in so großem Maße beweist, was muß diese in unserm Herzen dagegen erwecken, wenn wir uns nicht als gefühllos und undankbar gegen Gott zeigen wollen?

Marie. Wieder Liebe und zwar in einem um so höhern Grade, je mehr wir begreifen, daß wir Alles, was wir sind, nur durch Gott sind, und daß wir Alles, was wir haben und genießen, nur durch Gott haben und genießen.

Fr. R. Es scheint, daß du gut aufgefaßt und bewahrt hast, was wir in der letzten Religionsstunde besprochen haben. Wie dies zu bemerken mir schon große Freude macht, so wird meine Freude noch größer sein, wenn ich mich auch aus deinem Leben immer überzeugen kann, daß deine Worte nicht blos aus dem Gedächtnisse, sondern aus deinem Herzen kommen; denn eine aufrichtige Liebe zu Gott ist die Quelle alles Guten. Nun wollen wir weiter gehen; kannst du mir angeben, woran man erkenne, daß Jemand Gott liebt?

Marie. Auf diese Frage wüßte ich nicht gleich zu antworten.

Fr. R. Doch auf Folgendes wirst du antworten können. Glaubst du, daß Jemand irgend einen Gegenstand liebe,

wenn er nie an denselben denkt, oder wenn er durch Etwas veranlaßt wird, daran zu denken, dies nur flüchtig und gleichgültig thut?

Marie. Das nicht; denn wer einen Gegenstand wahrhaft liebt, der wird immer an denselben denken, und nicht anders an denselben denken, als mit innigem Wohlgefallen.

Fr. R. Woraus erkennst du also, ob Jemand Gott liebt?

Marie. Wenn er immer an Gott denkt, sich gern im Stillen mit Gott beschäftigt und jedes mal ein inniges Wohlgefallen empfindet, wenn er dieses thut.

Fr. R. Wenn aber der Gegenstand ein Mensch ist, wird Der, welcher ihn liebt, nicht zugleich an Allem, was dieser Gutes, Schönes und Nützliches thut, große Freude haben, und überhaupt für Alles sich interessiren, was auf diesen Bezug hat?

Marie. Ich glaube es wenigstens; denn er findet ja in allem Dem Erinnerungen, und zwar sehr angenehme Erinnerungen an Den, der ihm lieb und werth ist.

Fr. R. Woraus wirst du also zweitens erkennen, daß Jemand Gott liebe?

Marie. Wenn er an Allem, was Gott geschaffen und eingerichtet hat, sowie an Allem, wodurch Gott täglich noch seine Allmacht, Weisheit, Güte und Liebe vor seinen Augen offenbart und kundgibt, das höchste Wohlgefallen empfindet, überall die Spuren seines göttlichen Waltens und seines segenvollen Wirkens wahrnimmt und dadurch in seinen Gedanken auf Ihn, durch den Alles ist und besteht, zurückgeführt wird.

Fr. R. Wer also kalt und empfindungslos an den Werken der Schöpfung vorübergeht, durch Nichts gerührt, durch Nichts zum Nachdenken geweckt wird, durch Nichts sich an Gott erinnern läßt, scheint dir nicht, daß ein solcher keine wahre, warme, lebendige Liebe zu Gott hat?

Marie. So scheint es; aber ist in diesem Falle nicht wenigstens bei Vielen der Grund darin zu suchen, daß sie nicht dazu angeleitet wurden, und daß sie auch nicht den Grad von Bildung besitzen, daß sie von dem Werke auf den Meister geführt werden, und in Dem, was sie um sich sehen, die Aeußerungen des göttlichen Wesens wahrnehmen?

Fr. R. Bei Vielen ist der Grund allerdings darin zu sehen, nämlich in einer gewissen Gedankenlosigkeit, welche die Folge einer einseitigen und beschränkten Erziehung ist, indem ihre Aufmerksamkeit entweder gar nicht oder nicht in der rechten Weise auf einen so wichtigen Gegenstand der Belehrung und geistigen Beschäftigung gelenkt wurde; aber bei den Meisten kommt dies davon her, daß sie bei den Sorgen für das zeitliche Leben Alles, was außer diesem Kreise liegt, unbeachtet lassen und keinen Sinn für die innern und stillen Genüsse des Seelenlebens haben. Deshalb haben sie wol ein Auge für Alles, was ihnen Vortheil und sinnliche Freuden verspricht, aber nicht für Das, was ihr Herz erhebt, ihre Gefühle veredelt und ihren Geist zu den schönsten und erhabensten Betrachtungen leitet; ich meine nämlich die Anschauung der Natur, die, als die große Werkstätte Gottes, eine unversiegbare Quelle des reinsten Vergnügens, der Erweckung und der Erbauung für Jeden wird, der Empfänglichkeit dafür hat. Doch wir haben noch eine dritte Art, wie die Liebe zu Gott sich äußern muß, zu berücksichtigen; kennst du diese?

Marie. Außer Dem, was wir eben besprochen, kenne ich keine mehr.

Fr. R. So denke dir wieder einen Menschen, oder vielmehr deine Eltern; wenn du diese wahrhaft liebst, wirst du nicht auf jede Weise suchen, ihnen zu gefallen?

Marie. Ganz gewiß.

Fr. R. Wodurch aber hoffst du ihnen zu gefallen?

Marie. Wenn ich mich vor Allem bestrebe, ihren Willen zu thun und ihnen immer gehorsam zu sein.

Fr. R. Bezweckt ihr Wille und alle ihre Sorgen für dich etwas Anderes, als daß du verständig, weise und gut werdest?

Marie. Nein.

Fr. R. Wodurch werden also gute Kinder suchen ihren Eltern zu gefallen?

Marie. Dadurch, daß sie die von ihren Eltern ihnen angebotenen Mittel ernstlich benutzen, verständig, weise und gut zu werden.

Fr. R. Wenn du nun das Gegentheil davon thun würdest, könntest du dann auch noch hoffen, ihnen zu gefallen?

Marie. Nein, sondern ich müßte ihnen misfallen.

Fr. R. Wenn du dieses zusammenfassest, dann wirst du mir sagen können, wodurch wir drittens unsere Liebe gegen Gott zu erkennen geben müssen?

Marie. Wenn wir mit allem Ernste danach streben, Gott zu gefallen, was nur dann geschehen kann, wenn wir seinen Willen thun, die von ihm uns dargebotenen Mittel dazu benutzen, daß wir verständig, weise und gut werden, und wenn wir uns scheuen, irgend einem seiner heiligen Gebote entgegen zu handeln.

Fr. R. Wir hätten zwar hier noch Manches ausführlicher zu behandeln, aber ich bemerkte schon vorher, daß wir uns nur auf einzelne, wesentliche Punkte beschränken wollen, um mehr Zeit für die zweite Hauptlehre zu gewinnen. Daher wollen wir jetzt auf diese übergehen. Was diese betrifft, das kann jetzt Katharina sagen.

Kath. Die Nächsten- oder Menschenliebe.

Fr. R. Was wird uns in Bezug auf diese in unserm Evangelium gelehrt?

Kath. Daß wir den Nächsten ebenso lieben sollen, wie uns selbst.

Fr. K. Wonach müssen wir also die Nächstenliebe messen, wenn sie rechter Art sein soll?

Kath. Nach der Selbstliebe.

Fr. K. So lange wir nicht wissen, was Selbstliebe sei, und wie sie sich äußern soll, können wir da in dem Sinne und in dem Grade, wie Jesus es verlangt, die Nächstenliebe üben?

Kath. Das scheint mir nicht möglich, weil es uns an einem richtigen Maßstabe fehlt.

Fr. K. Wenn wir also Nächstenliebe üben sollen, wonach werden wir zuerst fragen müssen?

Kath. Danach, was Selbstliebe sei, wie sie entsteht und wie sie sich äußern soll.

Fr. K. Dies wird nun auch zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und Gegenstand unserer Betrachtung sein, wenn wir diese Pflicht, die uns hier geboten wird, nach ihrem Wesen und nach ihrem ganzen Umfange gegen Andere beobachten wollen. So sage mir denn, was Selbstliebe sei.

Kath. Das kann ich nicht, weil ich keine klare Vorstellung davon habe.

Fr. K. Wenn du das nicht kannst, so wollen wir vor der Hand von der Begriffserklärung abgehen, und uns danach erkundigen, wie die Selbstliebe entstehe; das wirst du mir wol sagen können?

Kath. Auch das vermag ich nicht, da wir auf diesen Gegenstand bisher noch nie gekommen sind, und ich auch sonst keine Veranlassung hatte darüber nachzudenken.

Fr. K. Weil du auf keine der beiden Fragen antworten kannst, so laß es uns auf folgende Weise untersuchen:

Verlangst du, daß Andere dich als Etwas achten oder für Nichts achten?

Kath. Natürlich verlange ich, daß sie mich als Etwas achten.

Fr. R. Achtet man Etwas, das keinen Werth hat?

Kath. Nein.

Fr. R. Wenn du auf Achtung Anspruch machst, was mußt du also haben?

Kath. Einen Werth.

Fr. R. Was gibt dir diesen Werth; nicht deine Persönlichkeit?

Kath. Ich glaube dies wenigstens, da ich immer höre, daß man die Persönlichkeit eines Menschen nicht verletzen darf.

Fr. R. Weißt du auch, was man unter Persönlichkeit zu verstehen habe?

Kath. Ich meine, man habe darunter den Werth zu verstehen, den jeder Mensch als Mensch, das heißt als ein vernünftiges Wesen hat; denn dadurch unterscheidet er sich von Thier und Sache und steht weit höher als beides, was man eben durch Person oder Persönlichkeit bezeichnet.

Fr. R. Wenn die Persönlichkeit darin besteht, wirst du deine Persönlichkeit dann auch gegen Andere geltend machen und zu behaupten suchen.

Kath. Gewiß.

Fr. R. Wenn du dieses thust, was gibst du zu erkennen, daß du gegen dich selbst habest?

Kath. Achtung.

Fr. R. Und insofern du diese Achtung vor dir selbst hast, wie kannst du dies mit einem Worte nennen?

Kath. Selbstachtung.

Fr. R. Was ist demnach Selbstachtung?

Kath. Sie ist die Anerkennung und die Behauptung

seiner Persönlichkeit, oder des Werthes, den jeder Mensch als Mensch, das heißt als ein vernünftig freies Wesen hat.

Fr. R. Die Selbstachtung, insofern sie sich in einer gewissen Zuneigung zu seiner eigenen Persönlichkeit zeigt, kann man auch Selbstliebe nennen. Nun wirst du mir wol sagen können, was Selbstliebe sei?

Kath. Selbstliebe ist so viel als Selbstachtung, nur daß sich bei ihr noch eine gewisse Zuneigung zu seiner Persönlichkeit zeigt.

Fr. R. Demnach entsteht Selbstliebe bei Jedem, der sich seiner Persönlichkeit bewußt ist, und diese hat wieder ihren Grund in dem Bewußtsein des Werthes, den jeder Mensch als Mensch hat, nicht wahr?

Kath. So wurde es von uns angenommen.

Fr. R. Wer Selbstliebe besitzt, wird der auf erlaubtem Wege nicht Alles ansprechen, was zur Sicherung seiner Persönlichkeit oder zur Behauptung des Werthes, den er als Mensch hat, erforderlich und nothwendig ist?

Kath. Das folgt aus Dem, was vorher schon zugestanden wurde.

Fr. R. Wenn dieses in Bezug auf solche Dinge geschieht, die zunächst unser körperliches und zeitliches Wohlsein betreffen, so nennt man die Selbstliebe eine sinnliche, auch wol Eigenliebe, die an sich nicht fehlerhaft ist; sie kann aber ausarten, und dies ist der Fall, wenn man bei dem Streben nach eigenem Wohlsein auf Andere keine Rücksicht nimmt, wodurch der Eigennutz entsteht; zum Laster und zwar zu einem abscheulichen wird die sinnliche Eigenliebe, wenn sie sich so weit verirrt, daß sie andere Menschen als ihre Mittel zu ihrem Zwecke benutzt, und dies ist es, dem wir den Namen Selbstsucht oder Egoismus geben. Welche von diesen drei Arten von sinnlicher Selbstliebe, die ich eben angeführt habe, ist also gestattet?

Kath. Die erste, die man auch Eigenliebe nennt.

Fr. R. Und worin besteht diese?

Kath. Darin, daß man, so viel dies rechtlich geschehen kann, sich dasjenige anzueignen sucht, was unser irdisches Wohlsein betrifft.

Fr. R. Werden wir auch von Andern verlangen, daß sie uns darin nicht nur nicht stören, sondern sogar uns dazu behülflich sind?

Kath. Ich kenne wenigstens keinen Menschen, der nicht ein solches Verlangen hätte.

Fr. R. Gibt es für den Menschen außer dem irdischen Wohlsein nicht noch ein anderes, das für viel höher zu achten ist, als das irdische?

Kath. Ja, das Wohlsein der Seele.

Fr. R. Worin scheint dir dieses zu bestehen?

Kath. In der Ausbildung und Vervollkommnung unserer Seelenkräfte, als des Verstandes, der Vernunft und des freien Willens und in dem ungestörten Gebrauche dieser Kräfte.

Fr. R. In welchen Dingen verlangt die Selbstliebe den ungestörten Gebrauch der höhern Seelenkräfte?

Kath. Das weiß ich Ihnen nicht zu beantworten.

Fr. R. Nicht in den Dingen, die das eigentlich geistige Leben ausmachen, also vorzugsweise in der Erkenntniß der Heilswahrheiten und in der danach zu treffenden Einrichtung unseres ganzen religiösen und sittlichen Verhaltens und überhaupt in allem Dem, was man Glaubens- und Gewissensfreiheit nennt?

Kath. Dies wird uns nach den Grundsätzen unserer Kirche gelehrt. Aber steht denn jeder Mensch geistig und sittlich so hoch, daß er unbeschadet für sich einen solchen freien Gebrauch von seinen Seelenkräften machen kann?

Fr. R. In der Regel nicht, aber die Befähigung dazu hat

Jeder in sich, und deshalb haben wir auch eine Anstalt, nämlich die Kirche, deren Aufgabe es ist, die Menschen, die sich zu derselben bekennen, zu einer solchen geistigen Freiheit zu erziehen. Doch das Weitere darüber wollen wir ein anderes Mal besprechen und jetzt wieder zu Dem, was wir hier beabsichtigen, zurückkehren. Wenn also die Selbstliebe in der Weise, wie wir es eben auseinandergesetzt haben, sich in ihrem Streben zu erkennen gibt, so nennen wir sie eine vernünftige und diese ist selbst sittlich und stimmt mit den Lehren unserer Religion überein. Nun wirst du einen vollständigen Begriff von der Selbstliebe haben, und wenn du diesen hast, so wirst du mir auch angeben können, wie sie sich äußere?

Kath. Sie äußert sich einmal als sinnliche Selbstliebe oder Eigenliebe, insofern sie nach Dem strebt, was das körperliche und zeitliche Wohlsein des Menschen betrifft und zugleich von Andern verlangt, daß sie diesem Streben, so lange es diese nicht beeinträchtigt, nicht nur nicht hindernd entgegentreten, sondern es vielmehr nach Kräften unterstützen; zweitens als vernünftige Selbstliebe, insofern sie die Ausbildung und Vervollkommnung der höhern Seelenkräfte sich zum Ziele setzt und in Dem, was zum Wohle der Seele gehört, frei und ungestört wirken will, und auch an Andere die Forderung macht, ihr diese in rechtem Maße gehaltene Selbstthätigkeit ungekränkt zuzugestehen.

Fr. K. Das, worauf unsere Persönlichkeit beruht, und was uns einen unbedingten Werth gibt, besitzen wir dieses allein, oder nehmen auch Andere daran Theil?

Kath. Alle übrigen Menschen, insofern sie von dem gütigen Gotte dieselben Vorzüge erhalten haben, deren wir uns erfreuen.

Fr. K. Wenn dieses ist, was müssen wir auch den übrigen Menschen zugestehen?

Kath. Persönlichkeit und einen unbedingten Werth.

Fr. R. Da wir wegen dieser Vorzüge, die uns einen unbedingten Werth geben, uns oder unsere Persönlichkeit achten und lieben, dürfen wir dasselbe bei Andern, die ebenfalls als vernünftig freie Wesen einen solchen unbedingten Werth haben, unterlassen?

Kath. Nein, sondern wir müssen auch diese achten und lieben.

Fr. R. Woher wird uns dieses geboten?

Kath. Einmal von unserer eigenen Vernunft, weil sie in diesen Vorzügen wol eine Verwandtschaft und Gleichstellung Anderer mit uns erkennt, dann auch von der Religion.

Fr. R. Du sagtest: eine Gleichstellung; wenn also Andere durch ihre Vorzüge uns gleichgestellt sind, dürfen wir sie weniger achten und lieben, als uns selbst?

Kath. Nein, sondern wir müssen sie uns gleich achten und lieben.

Fr. R. Wenn wir dieses thun, wie nennen wir dann diese Tugend?

Kath. Nächsten- oder Menschenliebe.

Fr. R. Wozu führt also jedes Mal eine vernünftige Selbstliebe.

Kath. Zur Nächsten- oder Menschenliebe.

Fr. R. Wenn du dieses, was wir eben auseinandergesetzt haben, überdenkst, so wirst du mir sagen können, was Nächsten- oder Menschenliebe sei.

Kath. Es ist die von der Vernunft und Religion gebotene sittliche Gesinnung, nach welcher wir in jedem Menschen den unbedingten Werth, den er als ein vernünftig freies Wesen besitzt, anerkennen, deswegen ihn oder seine Persönlichkeit, die er dadurch erhält, achten und lieben, und diese Gesinnung in unserm ganzen Verhalten gegen ihn kundgeben.

Fr. R. Dasselbe, worauf uns unser Nachdenken über diesen Gegenstand mühsam geführt hat, lehrt uns die göttliche Offenbarung und zwar viel einfacher und überzeugender, indem sie uns die Versicherung gibt, daß wir Alle Kinder eines und desselben himmlischen Vaters sind und daß wir Alle auf gleiche Weise uns seiner unendlichen Liebe und Gnade zu erfreuen haben. Wenn wir also Alle Brüder und Schwestern und Glieder einer und derselben großen Familie sind, so folgt nothwendig daraus, daß wir uns Alle untereinander achten und lieben sollen, und zwar ein Jeder den Andern wie sich selbst. Wir wollen nun das Weitere verfolgen, doch so, daß mir Marie jetzt antwortet, damit ich sehe, wie weit sie an Dem, was wir behandelten, Theil genommen hat. Wir haben gesehen, was Nächsten- oder Menschenliebe sei und wie sie entstehe; es bleibt uns nur noch übrig zu bestimmen, wie sie sich äußere. Versuche also uns dieses zu sagen.

Marie. Wenn ich dieses nach Dem, was bei der Selbstliebe geschieden wurde, bestimmen soll, so wird die Nächsten- oder Menschenliebe einmal so sich äußern, daß wir Andere in ihrem erlaubten Streben nach Dem, was ihr körperliches und zeitliches Wohlsein betrifft, nicht stören, sondern ihnen vielmehr auf jede Weise dazu behülflich sind; dann, daß wir dieses noch weit mehr thun und befolgen in Dem, was zu dem geistigen Wohl unserer Nebenmenschen gehört.

Fr. R. Laß uns nun Das, was wir bisher miteinander in Betrachtung gezogen, auf unser Gleichniß anwenden; welche Art von der Aeußerung der Nächstenliebe wird in diesem in Anspruch genommen?

Marie. Offenbar die erste; denn der vorliegende Fall betrifft das körperliche oder zeitliche Wohlsein des Unglücklichen.

Fr. R. Wie viele Männer waren nach dem Gleichnisse in der Lage, diese Art der Nächstenliebe auszuüben?

Marie. Drei; nämlich ein Priester, ein Levit und ein Samariter.

Fr. K. Von welchem dieser Männer würdest du zuerst erwartet haben, daß er sich des Unglücklichen hätte annehmen sollen?

Marie. Zuerst von dem Priester, weil dieser nach seinem Berufe am besten wissen mußte, was Nächstenliebe sei, und wie sie sich äußern müsse, und weil er nach den Lehren der Schrift wol auch öfters diese Pflicht Andern empfohlen hatte; nach dem Priester aber von dem Leviten, bei dem sich ein Gleiches voraussetzen läßt, da er an dem Schulunterrichte Theil nahm und außerdem zu dem gebildeten oder gelehrten Stande der Juden gehörte. Dazu kommt noch, daß der Unglückliche selbst ein Jude war und schon insofern auf das Mitleiden der beiden Ersten Anspruch machen konnte.

Fr. K. Von wem würdest du dieses am wenigsten erwartet haben?

Marie. Von dem Samariter; denn dieser hatte nicht die Bildung wie die beiden Ersten, weder im Allgemeinen, noch besonders in Dem, was das wahre Wesen der Religion ausmacht, und zudem war er einer von dem Volke, das von den Juden am meisten gehaßt, verachtet und verfolgt wurde. Wahrscheinlich hatte er selbst als Reisender von ihnen schon manches Gehässige erduldet.

Fr. K. Und gleichwol wer von diesen drei Männern hat durch die That bewiesen, was Nächstenliebe sei und wie sie sich äußern müsse?

Marie. Der Samariter.

Kath. Sie werden erlauben, daß ich hier ein Bedenken, das in mir entsteht, ausspreche. Ich kann mir nämlich nicht denken, daß der Priester, um nur von diesem zu reden, einen klaren Begriff von der Nächstenliebe hatte und über-

haupt sie als ein Gebot seiner Religion erkannt habe; denn wie hätte er die Uebung derselben umgehen können, da ja sein Stand von ihm forderte, mehr als Andere, den Vorschriften der Religion streng und gewissenhaft nachzukommen. Gewiß würde er es nicht versäumt haben, wenn ihm nicht in diesem Falle die nöthige Erkenntniß gefehlt hätte. Doch kann ich mir auf der andern Seite auch nicht vorstellen, wie gerade er, dessen eigentlicher Beruf es war, den göttlichen Willen zu erforschen und zu verkünden, eine der allerwichtigsten Pflichten so wenig sollte gekannt haben, daß er von einem Samariter, der keine so vollständige Offenbarung hatte, wie die Juden, und dem, weil er als ein reisender Handelsmann dem niedern Stande angehörte, wahrscheinlich selbst in seiner Religion tiefere und gründliche Kenntnisse abgingen, an Einsicht und richtiger Beurtheilung Dessen, was Nächstenliebe sei und wie sie sich äußern müsse, so sehr konnte übertroffen werden.

Fr. K. Daß der Priester diese Pflicht, die du mit Recht eine der allerwichtigsten genannt hast, nicht erkannt habe, das läßt sich nicht so leicht annehmen, mehr aber das, daß er nicht den Willen hatte, Das zu thun, was die Pflicht von ihm verlangte.

Kath. Das wäre mir noch unbegreiflicher, wenn er Das zu thun unterlassen hätte, wovon er wußte, daß es ein göttliches Gebot sei. Wie konnte er dieses, um von Anderm abzusehen, mit seinem priesterlichen Amte vereinbaren, das ihm die Verbindlichkeit auferlegte, Andere nicht nur über Alles, was gut, recht und von Gott geboten ist, zu belehren und sie dazu zu ermuntern, sondern ihnen auch darin mit seinem Beispiele voranzugehen? Wenn ich dieses bei mir erwäge, so möchte ich immer noch lieber glauben, daß er von der Nächstenliebe, wie sie in unserm Evangelium dargestellt wird, Nichts gewußt habe. Denn ich erinnere mich,

wie von Vielen das als Grundsatz aufgestellt wurde: „Was der Mensch weiß, das thut er auch."

Fr. R. So sollte es allerdings sein, und es würde um die menschlichen Angelegenheiten gut stehen, wenn man dieses von allen Menschen sagen könnte; aber leider ist es nicht immer so. Ich dürfte dich nur auf dich selbst verweisen, um dich davon zu überzeugen, daß zwischen Wissen und Thun noch ein weiter Abstand ist. Doch ich will nicht hier und da aus deinem eigenen Verhalten dir dies Geständniß abnöthigen, sondern lieber die Sache im Allgemeinen betrachten. Es gibt gar viele Menschen, die Verstand genug besitzen, um eine Sache einzusehen und sich richtige Begriffe von Dem, was wahr, recht und gut ist, zu machen; aber sie haben nicht die Wärme des Gefühls, nicht die Empfänglichkeit des Gemüthes, um das mit dem Verstande Erkannte als bleibende und feste Gesinnung in sich aufzunehmen; es ist bei ihnen ihr Wissen bloße Sache des Verstandes, aber es wird nicht auch Sache des Herzens. Daher können dergleichen Leute über Wahrheit, Tugend und Recht mit aller Gewandtheit sprechen und schöne Reden halten, aber weil ihnen Das fehlt, was die Erkenntniß zur That bringt, ich meine nämlich eine tüchtige, kerngesunde Gesinnung, so ist ihr Wissen ein todtes, das keine Früchte aus sich hervorzubringen vermag. Nur dann, wenn Wissen und Gesinnung vereint miteinander wirken, findet die Tugend Platz. Dies bezeugt schon der gewöhnliche Sprachgebrauch, wenn dieser von einem wahrhaft guten Menschen sagt, daß Verstand und Herz bei ihm am rechten Orte sei. Wenn du dieses bedenkst, wirst du dann noch zweifeln, daß der in unserm Gleichniß angeführte Priester wußte, was Menschenliebe sei und wie sich diese zu erkennen geben müsse?

Kath. Jetzt nicht mehr, sondern es wird mir klar, daß ihm das Herz mangelte, das heißt die Lebendigkeit der Ge-

sinnung, die erst den Entschluß zu guten Handlungen in dem Menschen erzeugen und zugleich demselben Entschiedenheit und Nachdruck geben muß. Doch wie ich das wol einsehe, daß der Priester, ungeachtet seines bessern Wissens theilnahmlos bei dem Unglücke seines Nächsten bleiben konnte, so ist mir dadurch der andere Zweifel nicht gelöst, nämlich wie es kam, daß der Samariter so edelmüthig handelte, da er, wie man sowol aus seinem Stande als auch aus dem Bildungsgrade des Volkes, dem er angehörte, voraussetzen kann, wenig unterrichtet war und keine gehörige Kenntniß von Dem hatte, was die Pflicht in jeder Lage und in jedem Verhältnisse gebietet. Kenntniß aber und Wissen ist doch zur Uebung einer jeden Pflicht und folglich auch der Nächstenliebe als das erste Erforderniß nothwendig, und Sie selbst haben dieses soeben ausgesprochen, indem Sie sagten: Wenn zum Wissen eine thatkräftige Gesinnung hinzukomme, dann fange der Mensch an, gute Werke zu üben. Damit ist nach meiner Ansicht gesagt, daß das Wissen immer der Handlung vorausgehen müsse.

Fr. R. Ob es gerade dem Samariter an Wissen fehlte, das wird uns nicht berichtet; gesetzt aber, daß es so war, wie du nicht ohne Grund voraussetzest, so hat der gütige Gott auch dem Ungebildeten Etwas gegeben, was bei ihm den Mangel des Erkennens und Wissens in den meisten Fällen gewissermaßen ersetzt; es ist dies nämlich ein natürliches Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne, das, so lange die Natur des Menschen nicht durch schlechte Einflüsse, verkehrte Lehren oder durch heftige Gemüthsbewegungen und Leidenschaften von ihrem reinen Zustande abgebracht und verderbt ist, sehr scharf sieht und oft schneller und sicherer Das, was zu thun ist, trifft, als selbst ein geübter Verstand. Oder hast du dieses nicht schon an dir selbst erfahren, hast du noch nicht Fälle erlebt, wo dir ein Gefühl sagte, was

du thun solltest, und hattest du, wenn du es unterließest, dann nicht öfter Ursache, es in der Folge zu bereuen, daß du diesem Gefühle nicht gefolgt bist?

Kath. Sie haben Recht; es ist mir dieses schon oft begegnet. Sonach war es bei dem Samariter ein natürliches Gefühl, was ihn zu dieser schönen That antrieb?

Fr. K. Das war es; er folgte hierbei seiner unverdorbenen Natur.

Kath. Wenn aber dieses natürliche Gefühl in einem unverdorbenen Menschen solche Thaten, wie die des Samariters war, zu erzeugen im Stande ist, dagegen aber das Wissen und der gebildete Verstand den Menschen da, wo es auf das Handeln ankommt, kalt und theilnahmlos läßt, wie wir dieses bei dem Priester und Leviten sehen, wäre es nicht viel gerathener, wenn man bei der Erziehung hauptsächlich darauf hinwirkte, daß dieses Gefühl in der rechten Weise ausgebildet und ungeschwächt und lebendig in dem Menschen erhalten würde, als daß man fast einzig nur den Verstand bearbeitet, ihn fortwährend übt und darauf bedacht ist, der Jugend eine Menge von Kenntnissen beizubringen? Denn was nützt uns alles Wissen, wenn das Leben dadurch nicht besser wird, oder wenn es Das nicht zu geben vermag, wonach wir den Werth eines Menschen schätzen müssen?

Fr. K. Du hast in Dem, was du eben sagtest, nicht ganz Unrecht und es ist allerdings ein großer Fehler in der Erziehung, daß man meistentheils nur das Erkenntnißvermögen beschäftigt und es als das Höchste ansieht, den jugendlichen Geist mit allerlei Dingen anzufüllen, um ein vielseitiges Wissen dadurch hervorzubringen, dagegen das Gefühlsvermögen, das dem Geiste Wärme, Lebendigkeit, Eifer und Kraft mittheilt, beinahe ganz vernachlässigt. Daher kommt es eben, daß wir so Viele haben, die über Alles etwas zu sagen wissen, die aber über Nichts entzündet werden, was

wahr, gut, edel und schön ist, und die sich engherzig und empfindungslos zurückziehen, wenn sie in den Fall kommen, das Erkannte durch die That zu bewähren. Aber gleichwol würde es nicht weniger fehlerhaft sein, wenn man, wie du meinst, mit Hintansetzung der Verstandeskräfte nur das Gefühlsvermögen cultiviren würde; denn die Gefühle, so nahe sie oft der Sache kommen, sind an sich doch unsicher, indem sie öfters auf dunkeln Eindrücken beruhen und auch nicht selten durch mancherlei äußere Einwirkungen getrübt werden, und dürfen sonach nicht die einzigen Beweggründe für unsere Handlungen werden. Dagegen wenn das Erkenntniß- und das Gefühlsvermögen in einer solchen Wechselwirkung zu einander stehen, daß das eine Licht, das andere Wärme hergibt, da gehen Menschen hervor, die überall wissen, was sie zu thun haben, und die die gehörige Gesinnungstüchtigkeit und Thatkraft besitzen, um das mit dem Geiste Erkannte auch ins Werk zu setzen. Dies bezweckten die Griechen bei der Erziehung ihrer Jugend und deshalb haben sie Männer wie Sokrates aufzuweisen, bei denen Wissen, Gesinnung und Handlung in Eins zusammenflossen. Oder glaubst du, daß Sokrates, wenn er dem unglücklichen Juden begegnet wäre, von dem Samariter an Edelmuth würde übertroffen worden sein?

Kath. Das glaube ich nicht; doch es ist der von unserm Herrn hingestellte Fall von der Art, daß er wol auch jeden andern Vorübergehenden würde zum Mitleid gestimmt und zur Hülfe aufgefordert haben, wenn er nicht etwa ebenso verstockt war, wie der Priester und der Levit. Allein, sagen Sie, würde wol der Samariter in einem andern Verhältnisse einem Juden gegenüber sich so menschlich, so sich selbst vergessend und so edelmüthig benommen haben? Ist dem Menschen nicht eine gewisse Gleichgültigkeit, Abneigung und, ich möchte sagen, Haß gegen Solche eigenthümlich, die zu einer

andern Nation gehören oder sich zu einer andern Religion bekennen? Man sollte das vermuthen, wenn man nur einigermaßen auf Das achtet, was im gewöhnlichen Leben geschieht. Sobald solche Rücksichten, besonders in Religionssachen, vorwalten — welche Unverträglichkeit, welche Mißgunst, welche Gehässigkeit, welche Umtriebe, welche Verfolgungssucht! Dies ist mir wenigstens unerklärlich, wenn man nicht annehmen darf, daß schon in dem menschlichen Herzen die Anlage dazu vorhanden ist.

Fr. R. Darüber wird dich unser Evangelium am besten belehren. Wenn Nationalität oder Religion auf die Aeußerung unserer Menschenliebe einen Einfluß üben dürfte, oder wenn es überhaupt in dem menschlichen Herzen gegründet wäre, deswegen hart, lieblos und verfolgungssüchtig gegen Andere zu sein, meinest du, daß Jesus, unser Herr, einem jüdischen Priester und Leviten gegenüber einen Samariter, der in beiderlei Hinsicht von den Juden verachtet, gehaßt und verfolgt wurde, als das Muster einer ächt menschlichen Denk- und Handlungsweise würde aufgestellt haben?

Kath. Das kann man durchaus nicht annehmen. Aber woher rührt denn jenes unselige Benehmen der Menschen gegeneinander?

Fr. R. Ursprünglich aus dem Herzen der Menschen nicht; das kannst du erstlich aus den unschuldigen Spielen der Kinder erkennen; wie einträchtig, wie gemüthlich und herzlich verkehren sie miteinander, wie freuen sie sich gegenseitig aneinander, so verschiedenartig auch die Nationalitäten und Religionen sein mögen, in denen sie erzogen werden! Dann kannst du dieses noch mehr bei Volksfesten wahrnehmen; wie scheint da unter dem Volke aller nationale und confessionelle Unterschied verschwunden zu sein, wie vertraulich bewegt sich Alles durcheinander, Katholik und Protestant, Christ und Jude, wie zeigt sich da Ein Sinn, wie öffnen

sich gegenseitig die Herzen, wie strebt Einer die Freude des Andern zu erhöhen! Bei solchen Gelegenheiten tritt die reine Natur des Menschen hervor, und wie wir dieses auf der einen Seite mit innigem Wohlgefallen bemerken, so können wir uns von der andern eines unwillkürlichen, wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, indem wir uns fragen: Warum kann dieses nicht immer und überall so sein? Das menschliche Herz ist von Natur nicht böse und es kennt von selbst keinen Haß; wo dieser sich regt, da ist er in fremdartigen Ursachen zu suchen.

Kath. Eben das, die Ursachen, warum die Menschen sich gegenseitig das Leben verbittern, möchte ich von Ihnen hören.

Fr. R. Deren gibt es allerdings sehr viele, aber eine der wichtigsten möchte sein, daß man schon sehr frühe theils durch das gegebene Beispiel, theils durch den Unterricht den Samen des Mistrauens, der Unduldsamkeit, der Abneigung und Gehässigkeit in die jugendlichen Herzen streut und dieses in der Folge noch mehr nährt, anfacht und aufreizt, wodurch die natürliche Güte des Herzens verderbt wird.

Kath. Wie kann es aber Menschen geben, die so Etwas zu thun im Stande sind?

Fr. R. Der bessere und wahrhaftig gebildete Theil thut es nicht, und es finden sich in allen Ständen und in allen Confessionen Viele, die einem solchen Treiben innerlich abgeneigt sind, und wenn es geschieht, ihre Misbilligung zu erkennen geben; aber leider ist die Zahl Derjenigen, die sich davon nicht frei erhalten, bei weitem größer. Doch auch bei Diesen sind die Beweggründe zu einem so gehässigen und des Menschen unwürdigen Benehmen wieder verschieden. Die schlimmsten und zugleich die gefährlichsten sind unstreitig Die, welche im Besitz von Kenntnissen nach Art des Priesters und Leviten in unserm Evangelium die Religion

nur als eine Verstandessache betrachten, und deswegen in deren Geist und Wesen nicht einzudringen vermögen, weil ihnen selbst Herz und Gemüth gänzlich abgeht. Daher ahnen und wissen sie Nichts von der Liebe, welche Jesus, unser Herr, als das erste und vornehmste Gebot aufstellt. Aus diesem Grunde machen sie sich auch kein Gewissen daraus, Andere wegen ihres Glaubens zu verfolgen und die der Sache unkundige Menge wider dieselben auf jede Weise aufzureizen, und so die Religion, als Mittel zu ihrem unlautern Zwecke benutzend, scheuen sie sich nicht, ihre Lehrsätze zu drehen, zu schrauben und zu verkehren, um ihren Segen in Fluch zu verwandeln. Andere fordern zur Unduldsamkeit auf zwar nicht aus Lieblosigkeit, wie die erstern, aber weil sie, beschränkt in ihren Ansichten und in einer gewissen Armuth des Geistes befangen, glauben, daß sie ein Gott wohlgefälliges Werk verrichten, wenn sie sich als Feinde der Andersdenkenden zeigen und das gemeinsame Band der Liebe, das alle Menschen umschlingen soll, gewaltsam zerreißen; gleichsam als ob Gott, der die Natur mit den mannichfaltigsten Blumen und Früchten geschmückt hat, in dem Gebiete des Geistes an einer ermüdenden und tödtenden Gleichförmigkeit Gefallen fände, oder, wenn er diese wollte, zu deren Herstellung des Beistandes schwacher und sündhafter Menschen bedürfte und nicht selbst Mittel und Wege genug hätte, um in Religions- und Glaubenssachen eine vollständige Gleichheit zu bewerkstelligen. Dazu kommen wieder Andere, die in ihrem Dünkel, Hochmuth und sichern Vertrauen auf ihre Unfehlbarkeit keine abweichende Meinung, wenn sie auch nicht schlechter als die ihrige, vielleicht noch besser ist, ertragen können und daher schnell verachten, verdammen und Haß predigen, uneingedenk der Worte unseres göttlichen Erlösers: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, verdammet nicht, auf daß ihr nicht verdammet werdet. Wenn du dieses

berücksichtigst, so wirst du es wol für erklärlich finden, daß es Menschen gibt, die den Unfrieden, Zwietracht und Verfolgungssucht in die Herzen der Menschen hineinlegen und daher die Urheber unzähligen Verderbens werden.

Kath. Das sehe ich ein. Wollen Sie aber damit sagen, daß wir keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Religionen und Confessionen annehmen sollen?

Fr. R. So ist es nicht gemeint; im Gegentheil soll Jeder der Religion, zu der er sich bekennt, in deren Grundsätzen und Wahrheiten er erzogen wurde und die deshalb in seine ganze Denk- und Empfindungsweise übergegangen ist und auch seinem Bildungszustande am meisten entspricht, mit Leib und Seele ergeben sein, mit unerschütterlichem Glauben an ihren Lehren festhalten und in Gesinnung und That seine religiöse Ueberzeugung kundgeben; aber indem wir dieses thun, dürfen wir Andersdenkende, zumal wenn sie gute Menschen sind, nicht gegen uns verachten, sie lieblos von uns zurückstoßen und es ihnen als Verbrechen anrechnen, wenn sie auf ihre Weise Gott erkennen und verehren wollen. Unsere Nächstenliebe würde höchst einseitig und mangelhaft sein, wenn sie nur das körperliche Wohlsein unserer Mitmenschen im Auge hätte, dagegen das höhere, geistige Wohl derselben auf jede Art zu stören und beeinträchtigen zu dürfen glaubte; ja es müßte als die größte Beschränktheit des Verstandes und zugleich als die höchste Anmaßung erscheinen, wenn man Andern das Recht zugestände, in Befriedigung seiner erlaubten leiblichen Bedürfnisse seiner eigenen Natur und seiner Einsicht zu folgen, dagegen ihm das Recht nähme, in der Besorgung seiner geistigen Bedürfnisse sich frei zu bewegen und selbständig zu handeln. Verlangen wir Glaubens- und Gewissensfreiheit, und wir sollten diese Andern versagen? Richter über die Gewissen ist allein Gott, sagte ein wahrhaft christlicher,

katholischer Fürst zur Zeit der Reformation, und ein wenngleich barbarischer aber geistesstarker osmanischer Kaiser zu eben dieser Zeit wies das Ansinnen seiner fanatischen Unterthanen, die Christen und Juden in seinem Reiche zu vertilgen, mit Verachtung zurück, indem er sagte: „Ich liebe nicht einen Garten, der einerlei Blumen trägt.“ In einem ähnlichen Sinne wollen auch wir zwar das Gemeine, Niedrige, und Schlechte, wo es sich zeigt, mit Abscheu betrachten und mit Kraft dagegen kämpfen; aber wir wollen, eingedenk der Lehre in unserm Evangelium, alle Menschen, zu welchem Glauben sie sich auch bekennen, so lange sie im Geiste ihrer Religion gut und rechtschaffen zu werden sich bestreben, achten und lieben, wie uns selbst.

Nun aber ist es Zeit, zu unserer Naturgeschichtsstunde überzugehen, darum für heute genug von dieser so wichtigen Lehre, auf die wir noch öfter Gelegenheit haben werden, zurückzukommen.

Wir haben in der letzten Stunde von der Eintheilung aller von Gott geschaffenen Naturkörper in drei große Reiche und von den verschiedenen Klassen des ersten oder Thierreiches gesprochen. Ehe wir nun auf die Einzelnheiten dieser Reiche eingehen, ja noch ehe wir von der großen Wichtigkeit und von dem Einflusse handeln, den besonders das Thierreich für uns Menschen hat, müssen wir noch von einem geschaffenen Wesen sprechen und es wenigstens seinem Aeußern nach kennen zu lernen suchen, das so zu sagen den Schlußstein in der sichtbaren Schöpfung und den Uebergang zu einer höhern, geistigen Schöpfung bildet; denn gewiß hat die Schöpfungskraft unseres himmlischen Vaters nicht mit den unsern Augen sichtbaren Gegenständen aufgehört.

Marie. Ich weiß, von welchen Wesen Sie sprechen wollen; Sie meinen den Menschen, der seinem Körper nach auch dem Thierreiche angehört.

Fr. R. Richtig, meine Liebe! Dieses soll also der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein.

So sehr der Mensch auch schon in seiner äußern Form über dem Thierreiche steht, so ist es doch nicht zu leugnen, daß dieselbe den vorzüglichsten Geschöpfen jenes großen Naturreiches in mancher Beziehung ähnlich ist, mit denen er auch einen Theil der innern Einrichtung und vorzüglich den Stoff theilt, aus dem die verschiedenen Theile des Körpers bestehen.

Kath. Nach den Worten der Bibel wurde der Mensch aus Erde geschaffen und folglich auch die Thiere.

Fr. R. Unter dem Worte Erde, welches der gottbegeisterte, sinnige Verfasser der Schöpfungsgeschichte als den Grundstoff, aus dem der menschliche Körper bestehe, uns angegeben hat, ist wol nicht jene Materie zu verstehen, die wir gemeinhin Erde nennen und die ebenfalls nur eine Mischung verschiedener Stoffe ist, sondern jene wenigen Grundstoffe, durch deren wunderbare Vertheilung und Vereinigung alle Körper, die flüssigsten wie die festesten, die lebenden wie die leblosen hervorgebracht wurden, und auf welche die Chemiker oder Scheidekünstler auch wieder alle theilbaren Körper zurückführen können. Aus diesen Grundstoffen, die euch einzeln anzugeben nicht in unser Bereich gehört, ist die ganze Erde mit Allem, was sie enthält, gebildet, und der ganze Körper des Menschen besteht folglich aus denselben irdischen Stoffen. Doch dies meinte ich nicht, indem ich von dem Stoffe sprach, den die Menschen mit den Thieren theilen, sondern nur jene unsern Augen sichtbaren flüssigen und festen Theile, aus denen unser Körper besteht.

Kath. Ach ja, ich verstehe Sie; Sie wollten sagen, daß die Menschen wie die höhern Thierklassen Blut, Fleisch, Haut, Knochen, Haare u. s. w. gleich oder doch ähnlich haben.

Fr. R. Das ist es; alle diese einzelnen Theile finden

wir bei den Menschen wie bei den höhern Thierklassen, und außerdem alle die innern Einrichtungen und Eingeweide, wie Herz, Lunge ꝛc., von denen wir schon früher gesprochen haben. Auch der Bau der Gerippe oder Knochengerüste ist im Ganzen ziemlich ähnlich, und doch ist trotz aller dieser Aehnlichkeiten noch ein unendlicher Unterschied auch in der äußern körperlichen Erscheinung zwischen dem Menschen und den Thieren. Willst du mir angeben, Marie, worin sich der Mensch dem Körper nach vor jedem, auch dem vorzüglichsten unter den Thieren, unterscheidet?

Marie. Ich will es versuchen, so gut ich kann. Der Körper der Menschen besteht wie der der Thiere aus einem Kopfe, einem Leibe oder Rumpfe und Gliedmaßen. Die Glieder oder Füße der Thiere, deren die meisten vier haben, sind so gestellt, daß sie alle den Boden berühren, von denselben wird der Leib, der darauf ruht, getragen, und an diesen ist wieder der Kopf so befestigt, daß das Thier nur auf den Boden oder höchstens gerade vor sich hin, nicht über sich blicken kann, ohne seine natürliche Stellung zu verändern. Die Glieder des Menschen hingegen theilen sich in zweierlei, Füße und Arme, von denen nur der untere Theil der erstern, die Sohlen, die Erde berühren. Die Füße dienen zur Fortbewegung und tragen den aufrechten Leib; die Arme mit den daran befindlichen Händen aber dienen dem Menschen zu allen erdenklichen Verrichtungen. Durch einen beweglichen Hals ist der Kopf des Menschen mit dem Leibe verbunden und er trägt denselben über der Erde erhoben und vermag, ohne seine natürliche Richtung zu verlieren, auch nach Oben, nach dem Himmel zu schauen.

Fr. R. Das hast du gut bemerkt, aber wir finden außer dieser Verschiedenheit in der Gestalt noch viele andere Unterschiede in der äußern Erscheinung zwischen den Menschen und den Thieren.

Marie. Der Kopf des Menschen hat eine ganz verschiedene Bildung; alle Theile desselben, die Stirne, die Wangen, die Sinneswerkzeuge, als Augen, Nase, Ohren, Mund stehen in den regelmäßigsten Verhältnissen zu einander, verbinden sich oftmals zu einem schönen, lieblichen Ganzen, das sich durch Feinheit, Glätte und Farben der Haut noch besonders auszeichnet, und verleihen dem Menschen jene ausdrucksvollen Züge, aus denen man seine vernünftige Seele erkennen kann, und welche kein Thier besitzt. Der Leib der Thiere und selbst der Kopf ist ganz mit dichtern oder weniger dichten Haaren besetzt, während der Mensch nur den hintern Theil des Kopfes mit weichen, langen oder krausen Haaren bedeckt hat, und alle übrigen Theile seines Körpers einer künstlich verfertigten Bekleidung bedürfen.

Ferner haben beinahe alle Thiere, nur einige wenige ausgenommen, natürliche Waffen, um ihre Feinde anzugreifen oder sich gegen ihre Angriffe zu wehren, der Mensch aber hat gar keine angeborene Waffe zu seiner Vertheidigung oder zu seinem Schutze.

Fr. R. Dieser Unterschied ist sehr gut angegeben, und du wirst mir vielleicht sagen können, warum wol der Schöpfer den Menschen allein wehrlos ließ, während er fast allen andern Geschöpfen ihre Waffen mit auf die Welt gegeben hat?

Marie. Das kann ich mir nicht recht erklären; vielleicht deswegen, weil der Mensch sehr häßlich wäre, wenn er Hörner hätte wie ein Stier oder Krallen wie ein Raubvogel.

Fr. R. Allerdings würden solche Waffen die edle Gestalt des Menschen, die, wo sie sich rein und unbeschädigt zeigt, allen Anforderungen der wahren Schönheit entspricht, sehr verunstalten; allein da die Schönheit nicht der höchste und einzige Zweck in der Schöpfung ist, sondern wir allenthalben das Nützliche und Nothwendige derselben zur Seite gestellt finden, so muß unser himmlischer Vater wol noch

einen andern Beweggrund gehabt haben, um uns allein wehrlos zu lassen. Weißt du ihn vielleicht, Katharina?

Kath. Es wird wol der sein, daß der liebe Gott nicht will, daß die Menschen sich durch rohe Gewaltthaten zu schützen suchen, noch weniger aber andere Geschöpfe gewaltthätig angreifen. Wenn ich die in der Bibel enthaltene Schöpfungsgeschichte überdenke, und wie die Menschen nach dem Willen Gottes sein sollten, so wird mir dies ganz klar. Die Menschen brauchten anfänglich keine Waffen, um sich vor den wilden Thieren zu schützen, denn Gott, der sie zu Herren der lebenden und leblosen Schöpfung gemacht, hat den Thieren eine natürliche Scheu vor den Menschen eingepflanzt, daß auch die wildesten selten ungereizt einen Angriff auf sie wagen; noch weniger bedürften sie derselben, um sich untereinander anzugreifen oder sich gegeneinander zu vertheidigen, wenn sie es überlegten, in welchem Verhältnisse sie als liebende Brüder, als Kinder eines gemeinsamen, zärtlichen Vaters zueinander stehen sollten.

Fr. R. Recht, meine Liebe! Es wäre gut, wenn alle Menschen zu dieser Einsicht kämen, warum sie Gott wehrlos geschaffen, wenn sie begreifen wollten, daß sie sich selbst unter die grausamsten Thiere der Wildniß heruntersetzen, indem sie einander verfolgen und bekämpfen; denn selbst der blutgierige Tiger greift den Tiger nicht an, und der hungerige Löwe verfolgt nicht den andern Löwen. Nur der Mensch vergreift sich leider oft an seinem eigenen Geschlechte, weil er blind und taub für die Stimme der Natur und ihre Erscheinungen und wichtigen Lehren ist. Aber fahre fort, mir die äußern, sichtbaren Unterschiede zwischen Thier und Mensch anzugeben.

Kath. Ich wüßte keinen sichtbaren Unterschied mehr, nur die Sprache macht noch einen großen.

Fr. R. Darauf kommen wir zurück. Ein sehr großer

Unterschied zeigt sich auch in der verschiedenen Entwickelungsweise der Thiere und Menschen. Die meisten Thiere kommen zwar schwach und hülflos auf die Welt und bedürfen der zärtlichen, von Gott auch den Thieren eingepflanzten Mutterliebe, aber nur für eine kurze Zeit. Schnell entwickeln sich alle ihre Kräfte, bald sind sie im Stande, für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen; sie wenden sich von dem mütterlichen Lager ihrem Elemente zu und leben dort frei für sich, ohne weitere Pflege und Wartung zu bedürfen. Wie elend und hülflos ist dagegen der Mensch bei seiner Geburt, wie vieler Pflege bedarf nicht der schwache Keim seines Lebens, um zu erstarken und sich zu kräftigen! Jahre um Jahre vergehen und immer noch schaut sich das schwache Kind bei jedem Schritte, den es vorwärts ins Leben thut, nach der hülfreichen Hand, nach der liebreichen Pflege um, die ihn bisher geleitet. Erst nachdem das starke Thier, das vielleicht mit ihm am selben Tage das Licht erblickte, schon wieder die rüstige Jugendkraft, wo nicht das Leben verloren hat, erblüht er auch in seiner vollen Kraft und Schönheit, und steht da als ein starker, blühender Mensch, der nun erst seines Lebens recht froh werden will, vor uns. Welche von euch, meine Lieben, weiß wol den Grund davon anzugeben, daß der Mensch so lange zu seiner vollständigen Entwickelung bedarf. Ueberlegt es ein wenig!

Marie. O, das weiß ich nicht; ich glaube wol, daß Gott es so gut gemacht hat, aber ich sehe es nicht ein; nach meinem schwachen Verstande scheint mir, als ob die Thiere hierin einen Vorzug vor uns hätten, da sie so schnell selbständig werden und für sich selbst sorgen können.

Kath. Der Grund der schnellen Entwickelung der Thiere scheint mir darin zu liegen, daß sie viel weniger Kräfte auszubilden haben als die Menschen, und weil ihnen dieselben zu weit niedrigern, einfacher zu erreichenden Zwecken ver-

lichen sind. Das Thier hat nur die Kräfte auszubilden, die zu seiner körperlichen Erhaltung nöthig sind, und diese werden ihm leicht, indem der ihm angeborene Instinct es Alles finden lehrt, was es zum Leben braucht. Die Kräfte des Menschen dagegen sind ungemein mannichfaltig, sie erreichen einen viel höhern Grad der Ausbildung und Vervollkommnung und brauchen daher auch eine langsamere Entwickelung.

Fr. R. So ist es. Betrachten wir einen Menschen nur nach seinen körperlichen Kräften. Wie vielerlei Bewegungen vermag er auszuführen, welche unendliche Abwechslung von Arbeiten kann er verrichten, wobei alle seine Glieder der vollkommensten Gelenkigkeit bedürfen; welches Thier kann ihm alle seine mechanischen Verrichtungen nachahmen? Selbst das geschickteste und gelenkigste Thier, der Affe, wie unbehülflich und ungeschickt ist er im Vergleich zu dem wenigst Geübten unter den Menschen. Und neben der Ausbildung seiner körperlichen Kräfte geht auch die aller Anlagen seiner Seele gleichen Schritt. Da muß es wol langsamer mit der Vollendung gehen, meine liebe Marie, und wir haben keine Ursache, die Thiere wegen ihres scheinbaren Vorzugs zu beneiden. Um so mehr da gerade jene langdauernde Schwäche dem Menschen sein schönstes Glück bereitet und seinem Leben die reinsten Freuden bietet. Wenn das junge Thier sich seiner Kräfte bewußt wird, verläßt es das mütterliche Lager, mit der neuen Nahrung, die es selbst findet oder erbeutet, vergißt es seine bisherige Ernährerin und Schützerin; es kennt seine Mutter nicht mehr. Die lange Hülflosigkeit des Menschen, die ihm aber unfühlbar gemacht wird durch die treue, aufopfernde Pflege liebender Eltern, welche vom ersten Augenblicke seines jungen Daseins an jedem seiner Bedürfnisse mit emsiger Sorgfalt zuvorkommen, welche niemals ermatten in ihrer Fürsorge und jedes Opfer eigenen Genusses, eigener Lebensfreude willig für das hülflose Geschöpf bringen,

das der Herr ihren treuen Händen übergeben; diese lange Hülflosigkeit und das erwachende Bewußtsein des schuldigen Dankes für so treue Pflege erwecken in dem Menschen auch jene warme, innige, hingebende Liebe, welche gute Kinder ihren Eltern lebenslang bewahren, es entsteht dadurch das heilige Band der Familie, das schönste und dauernste, welches die Menschheit beglückt. Würde der Mensch so früh, wie das Thier selbständig, bedürfte er nicht der Wartung und Pflege langer Jahre — würde er nicht auch wie das Thier des Waldes hingehen, für sich leben und seinen Eltern ganz fremd werden? Ja die Eltern selber würden vielleicht in ihrer Liebe erkalten, wenn sie kein Opfer mehr von ihnen erheischten, wenn sie nicht für den Liebling zu sorgen hätten. Es gibt wol auch unter den Menschen Fälle, wo diese Liebe, die Gott Eltern und Kindern ins Herz gelegt, vergeht wie bei den Thieren, wo die Kinder, sobald sie der Wartung und Pflege entwachsen sind, hinausstürmen in die Welt und Heimat und Eltern vergessend nur an sich selbst denken, nur für ihr eigenes Glück arbeiten und wirken wollen, ohne an Diejenigen zurückzudenken, denen sie Leben und unzählige Wohlthaten verdanken; es gibt auch Eltern, die selbst, gleich den Thieren des Waldes die Kinder in die Welt hinausstoßen, sobald ihre Kräfte anfangen für ihren Unterhalt auszureichen, und die sich dann nicht mehr um sie bekümmern wollen. Aber wie selten sind solche Fälle, wie empört sich unser Herz, wenn wir von solcher Unnatur hören, und mit welcher noch innigern Liebe kehren wir wieder zu den Theuren zurück, die Gott durch die süßen Bande des Blutes mit uns verknüpft hat. Kannst du nun noch einen Vorzug darin erblicken, daß die Thiere schneller heranwachsen als die Menschen, wenn du bedenkst, daß unsere anfängliche Schwäche nur eine nothwendige Folge unserer größern Vollkommenheit ist, und daß dieselbe eben die festen Bande der Familie knüpft und unauflöslich macht?

Marie. Ach nein, mein Fräulein! Vielmehr danke ich dem lieben Gott, daß er uns auch darin so herrlich ausgezeichnet hat.

Fr. R. Gott hat uns noch viele andere, herrliche Vorzüge schon in unserm körperlichen Wesen vor den Thieren verliehen; einer der bedeutendsten, ja der größte, der das unmittelbare Werkzeug zur Aeußerung unserer höchsten Seelenkräfte ist, ist, wie Katharina früher schon bemerkte, die Sprache. Sage mir, was nennen wir Sprache?

Marie. Die Sprache ist das Vermögen zu sprechen, oder unsere Gedanken und Empfindungen durch vernehmbare Laute Andern mitzutheilen.

Fr. R. Das hast du gut gemerkt. Die Sprache ist als das Organ unserer Seelenkräfte nur dem Menschen eigen; kein Thier besitzt diesen Vorzug, keines kann wie der Mensch alle seine Empfindungen und Gedanken, alle seine Wünsche und Bedürfnisse seiner verwandten Gattung mittheilen; sie haben nur einzelne, rohe, unverständliche Töne, durch welche sie die Empfindungen der Freude, des Schmerzes, der Angst und Furcht kundgeben, aber weiter reicht ihre Stimme nicht aus. Der Mensch hingegen kann Alles, was sein Auge sieht, was sein Ohr erreicht, benennen, er kann Alles auf die verschiedenste Weise ausdrücken, was ihn im Innern bewegt; der Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle wird Jedem verständlich, zu dem er spricht. Das Thier braucht freilich die Sprache nicht; denn seine Begriffe sind so eng und beschränkt, so unbewußt, daß es dieselben weder mittheilen könnte noch wollte, während der Mensch hingegen mit seinen Gedanken die ganze Welt umfaßt und tausend und aber tausend Begriffe und Gefühle Andern mitzutheilen hat. Doch dies führt uns auf die höhern geistigen Vorzüge des Menschen, auf die wir später zurückkommen. Wir wollen zuerst noch die niedern Seelenkräfte, von denen auch die Thiere einige mit

dem Menschen gemein haben, ein wenig betrachten. Wer kann mir einige von diesen nennen? Von den Sinnen, die eigentlich auch dazu zu rechnen wären, haben wir schon gesprochen.

Kath. Die Menschen haben mit den Thieren Triebe und Affecte gemein.

Fr. R. Was verstehst du unter diesen Worten?

Kath. Triebe nennen wir ein angeborenes Verlangen nach gewissen Dingen, die zu unserer Erhaltung oder zu unserm Wohlbefinden nöthig sind.

Fr. R. Nenne mir einige dieser Triebe.

Kath. Wir haben den Trieb, Nahrung zu uns zu nehmen, wenn wir hungrig sind, oder zu schlafen, wenn wir müde geworden, oder in Gesellschaft mit andern Menschen zu sein, wenn uns die Einsamkeit lästig wird und noch viele andere.

Fr. R. Gut; die meisten dieser Triebe besitzen auch die Thiere, doch ist ein großer Unterschied zwischen denen des Menschen und der Thiere bemerkbar. Weißt du mir ihn anzugeben.

Kath. Nein, mein Fräulein! Ich entsinne mich dessen nicht. Die Thiere essen, trinken, schlafen wie wir, wenn es ihre Bedürfnisse erfordern.

Fr. R. Allerdings; doch sage mir, schlafen oder essen die Menschen immer, sobald sie den Trieb dazu fühlen? Wenn du z. B. in einer Gesellschaft bist, und du wirst müde, legst du dich sofort nieder; oder wenn es dich hungert und du an einem Bäckerladen vorübergehst, nimmst du wol ein Stück Brod oder eine Semmel und fängst sogleich an davon zu essen?

Kath. Gewiß nicht; wenn ich noch so erschöpft bin, werde ich meine Müdigkeit bezwingen, bis ich nach Hause komme, weil es sich nicht schickt, in einer Gesellschaft zu

schlafen; ebensowenig werde ich ein Brod nehmen, wenn mich hungert, weil man sich nicht an fremdem Eigenthume vergreifen darf.

Fr. K. Was wird aber das Thier in ähnlichem Falle thun?

Kath. Es wird seinem Triebe folgen und schlafen, wo es kann und essen, was es findet.

Fr. K. Weshalb thut es dieses?

Kath. Weil es nicht unterscheiden kann, was schicklich und unschicklich, recht und unrecht sei, folgt es blindlings seinem Triebe.

Fr. K. Richtig; die Triebe des Thieres sind in ihm unbezwinglich, da sie nicht durch die Vernunft geleitet werden, man nennt sie deshalb bei demselben Instinkt, was einen angeborenen, unbewußten, unbesiegbaren Trieb bedeutet. Die Thiere folgen alle ihrem Instinkte, Alles, was sie thun, ist eine Folge dieses Naturtriebes; der Mensch folgt aber nur dann seinen Trieben, wenn ihr Verlangen keinem Vernunftgebote zu nahe tritt. Hier ist also im Aehnlichen wieder eine große Verschiedenheit. — Du nanntest auch Affecte als Eigenschaften, die Thieren und Menschen gemein sind. Was sind Affecte?

Kath. Affecte nennen wir die unwillkürliche Aeußerung verschiedener Empfindungen, wie der Freude, der Trauer, des Schmerzes, der Lust, der Angst, des Zorns 2c.

Fr. K. Gut, diese theilen wir mit den Thieren; indessen sind auch hier wieder unsere Affecte viel mannichfaltiger als bei den Thieren und wir können und sollen den Ausbruch derselben immer den Vernunftgesetzen unterordnen. — Welches sind noch andere Aeußerungen unserer Seelenkräfte, die auch die Thiere theilweise besitzen?

Kath. Das Gedächtniß und das Erinnerungsvermögen.

Fr. K. Was verstehen wir unter Gedächtniß?

Kath. Sie haben es uns neulich so erklärt, das Gedächtniß sei das Vermögen sich gehabte Eindrücke wieder zurückzurufen.

Fr. R. Das ist das Erinnerungsvermögen, welches allerdings mit dem Gedächtnisse nahe verwandt ist. Unter Gedächtniß verstehen wir das Vermögen, die Eindrücke, welche wir bekommen haben, festzuhalten und uns derselben zu jeder Zeit wieder bewußt zu werden. Beide Vermögen besitzen die Thiere gleich uns, ja manche fast in einem noch höhern Grade, besonders die Hunde, deren Gedächtniß, wenngleich nicht umfassend, ungemein scharf ist, daß sie oft nach langen Jahren sich eines alten Herrn wieder erinnern oder eine empfangene Beleidigung rächen. Das Erinnerungsvermögen und Gedächtniß sind beide sehr wohlthätige Geschenke unseres himmlischen Vaters, ohne welche unsere höhere Ausbildung, unser Fortschreiten im Wissen und in unsern Kunstfertigkeiten unmöglich wären. Beide Eigenschaften sind einer großen Ausbildung fähig; es gibt Menschen, die es zu einer so erstaunlichen Stärke und Festigkeit des Gedächtnisses gebracht haben, daß sie die größten Werke auswendig hersagen konnten, und die Namen von hundert Personen, die sie nur ein einziges Mal flüchtig gehört, herzunennen wußten. So schätzenswerth ein gutes Gedächtniß aber auch ist, so kann es uns doch auch nachtheilig werden, denn solche Personen, die vorzüglich damit begabt sind, begnügen sich gar oft damit, die Gegenstände, die zum Wissen gehören, nur mechanisch auswendig zu lernen, ohne sie erst mit dem Verstande zu ergründen und dann in sich aufzunehmen. Ich mache dich besonders darauf aufmerksam, Marie, da du auch ein sehr gutes Gedächtniß besitzest, auf das du dich zu viel zu verlassen pflegst. Es ist dieses um so nachtheiliger, da das Gedächtniß uns nicht immer bleibt. Allerlei Zufälle, besonders Krankheiten, schwächen es und stumpfen es ab, und

immer ist der erste Verlust, der dem Menschen beim herannahenden Alter in seinen Kräften fühlbar wird, die Abnahme des Gedächtnisses. Außer dem Erinnerungsvermögen und dem Gedächtnisse theilen die Thiere auch noch die Einbildungskraft mit dem Menschen; das heißt, sie vermögen sich gehabte Vorstellungen in neuen abwechselnden Bildern wieder vor die Seele zu bringen. Dies erkennen wir daraus, weil auch die Thiere träumen, und die Träume sind eben Wirkungen der Einbildungskraft. Mit diesem Seelenvermögen schließt sich aber die Aehnlichkeit der Thiere mit den Menschen. Alle die höhern, unschätzbaren Gaben, womit der Herr die Menschheit beglückte und sie zu seinem Abbilde machen wollte, gehören ihr allein, und stellen dieselbe ebenso hoch über die ganze belebte und unbelebte Natur, als der Mensch selbst wieder unter der Gottheit und jenen höhern Wesen steht, die wir Engel nennen. Welches sind nun aber diese hohen Gaben, Marie?

Marie. Der Verstand, die Vernunft, der freie Wille.

Kath. Auch die Phantasie gehört dazu.

Fr. R. Sage mir, Marie, was ist Verstand?

Marie. Verstand nennen wir das Vermögen, welches die Menschen haben, zu denken und zu unterscheiden, was ihnen schädlich und nützlich sei.

Fr. R. Was heißt aber denken?

Marie. Das kann ich Ihnen nicht erklären; ich denke immer an Etwas, aber ich weiß nicht, wie das eigentlich kommt.

Fr. R. Denken heißt so viel, als sich von den Dingen Vorstellungen und Begriffe machen und diese Begriffe miteinander zu Urtheilen zu verbinden; z. B. das Feuer brennt, das ist schon ein ausgesprochener Gedanke oder ein Urtheil. Ich habe mir eine Vorstellung von dem Dinge gemacht, welches man Feuer nennt, indem ich mir alle Merkmale

desselben zusammenstellte, dann habe ich mir einen zweiten Begriff von brennen gebildet, die beiden dann miteinander verbunden und so ein Urtheil erlangt. Dieses Gewinnen der Vorstellungen und das daraus gefällte Urtheil ist aber so schnell und unwillkürlich, daß wir freilich uns gar nicht bewußt werden, woher die Gedanken kommen. Diese Gabe des Denkens, welche uns von den frühesten Lebensjahren bis an das Grab unaufhörlich begleitet und uns auch gewiß jenseits desselben nicht verlassen wird, ist eine unendliche Wohlthat Gottes. Durch dieselbe werden wir uns alles Dessen bewußt, was außer uns ist und vorgeht, wir können von allen Dingen, die wir sehen, eine klare und richtige Erkenntniß erlangen; wir können uns Alles zueignen, was uns nützlich und angenehm ist und das Schädliche von uns abwenden; ja wir können durch unsern Verstand mit allen auch den höchsten Wissenschaften vertraut werden und bis in die Tiefen der Geheimnisse der Weltordnung wenigstens annähernd eindringen. Durch den Verstand macht sich der Mensch alle Kräfte der Natur unterthan und erhebt sich über alle Geschöpfe, die ihn umgeben und wird ihr Herr und Meister. Darum suchen die Menschen auch vor Allem den Verstand recht auszubilden, ohne welchen sie keinem Berufe genügen können, ohne welchen sie in einem Zustande, der dem der Thiere gliche, verharren müßten. Es gibt zwar solche unglückliche Menschen, deren Verstand gar nicht entwickelt ist und welche man blödsinnig nennt, aber sie sind nicht häufig. Doch muß man sich dabei in Acht nehmen, daß man von allen den schönen und guten Fähigkeiten der Seele nicht den Verstand allein ausbildet, denn wenn man dadurch auch Menschen erzöge, die alle Kenntnisse der Erde besäßen und alle Geschicklichkeit und Kunstfertigkeiten sich angeeignet hätten, so würde man doch den Menschen dadurch seiner wahren Bestimmung nicht näher führen, sondern ihn eher davon

abbringen. Ein bloßer Verstandesmensch kann kaum ein guter Mensch sein; denn der Verstand lehrt uns blos Das kennen und thun, was uns nützlich und angenehm ist und wenn nicht das Herz oder die Vernunft uns auch sagt, was recht und gut ist, so werden wir stets nur Das thun, was uns nützlich ist, ohne Rücksicht, ob es Jemand beeinträchtige, und wir werden mit einem Worte, wie wir es schon vorher in der Religionsstunde hörten, Egoisten oder selbstsüchtige Menschen werden. Eine zu scharfe Anspannung unserer Verstandeskräfte kann auch auf andere Weise gefährlich werden; es ereignet sich sehr häufig, daß in solchen Fällen das Denkvermögen gänzlich verwirrt wird, und Menschen, denen dieses Unglück, das größte, das man sich denken kann, zustößt, nennt man wahnsinnig oder verrückt.

Marie. Ach Gott, wie schrecklich muß es sein, wenn man den Verstand verliert; ich zittere bei dem bloßen Gedanken daran. Kann dieses Unglück alle Menschen treffen, und gibt es keine Mittel, es abzuwenden oder zu heilen?

Fr. K. Da wir Menschen alle gleichen Lebensbedingungen unterworfen sind, da wir alle körperlichen und geistigen Anlagen und Eigenschaften miteinander gemein haben, so sind wir auch alle den gleichen Störungen unseres Wohlseins unterworfen und kein Mensch kann mit Sicherheit behaupten, dieses oder jenes Unglück könne ihn nicht treffen. Gleichwol können wir, eben weil unser Verstand so reich an Hülfsquellen und Mitteln ist, den Grund und die Ursache mancher Uebel erkennen und deshalb vermeiden. Um uns vor dem entsetzlichen Unglücke des Wahnsinns zu schützen, gibt es kein besseres Mittel, als alle Kräfte gleichmäßig zu entwickeln, keine zu übertreiben, immer geregelt und vernünftig zu leben, uns keinem zu heftigen Affecte hinzugeben, vorzüglich aber unsern Verstand nur auf Dinge zu lenken, die wahrhaft nützlich und klug sind und die uns nicht

durch ihre Unergründlichkeit zu verwirren vermögen. Wir müssen uns um so mehr vor jedem, auch dem leisesten Anfalle dieser Geisteskrankheit zu bewahren suchen, da sie nur selten heilbar ist, meistens aber den Menschen bis zu seinem Tode zu den thörichtsten und unbegreiflichsten Handlungen treibt, durch die er oft sich und Andern höchst gefährlich wird. Es ist dies aber eine zu traurige Vorstellung, als daß wir länger dabei verweilen wollten, fahren wir deshalb fort. Erkläre mir, Katharina, was wir unter Vernunft verstehen.

Kath. Die Vernunft ist das Vermögen, welches der himmlische Vater uns verliehen hat, ihn und alle göttlichen Wahrheiten zu erkennen und das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.

Fr. K. So ist es. Die Vernunft ist gleichsam das dem Menschen aufgedrückte Siegel seiner göttlichen Abstammung, sie ist das höchste Gut, das wir besitzen; durch sie allein können wir unserer himmlischen Bestimmung, für die wir uns in diesem Leben vorbereiten sollen, näher kommen; sie lehrt uns Gott unsern Vater und Herrn erkennen, sie allein befähigt uns seine göttlichen Offenbarungen in uns aufzunehmen; sie lehrt uns an Gott glauben, ihn lieben und ihm vertrauen; sie lehrt uns auch die Tugend vom Laster unterscheiden und das Gute thun, welches sie, je aufgeklärter sie wird, immer leichter erkennt, immer williger zu befolgen strebt. Durch die Vernunft erkennen wir Alles, was wahr, schön und groß ist; die Lüge, der Aberglaube und Unglaube verschwinden vor ihrem reinen Lichte. O, lasset uns dem Herrn danken, daß er uns das Himmelslicht der Vernunft gab, die, selbst noch höher als der Verstand, uns zu einem noch höhern Ziele leitet. Wir wollen auch schon früh anfangen die Vernunft recht auszubilden, indem wir immer zu erforschen suchen, wo das Wahre und Gute bei

allen Handlungen sei, die wir von Andern verrichten sehen, oder selbst verrichten wollen. Aber auch von dieser Himmelsgabe müssen wir uns hüten einen Misbrauch zu machen, denn auch sie kann uns verderblich werden, wenn wir sie nicht recht gebrauchen. Wir dürfen nie in den höchsten Fragen unseres Glaubens auf unsere Vernunft allein bauen, und nicht Alles verwerfen, was diese nicht zu fassen im Stande ist, denn wir könnten dadurch auf große Irrwege, in unabsehbares Elend von Unglauben und Irrglauben kommen. Unsere Vernunft kann nicht vollkommen sein, weil hier unten Alles nur Stückwerk ist, wie der Apostel sagt; sie kann nicht allein bis zu den höchsten Wahrheiten vordringen und kann die Gottheit nicht in ihrer unerreichbaren Herrlichkeit ergründen; darum hat aber der liebe Gott gnädig der schwachen menschlichen Vernunft seine göttliche Offenbarung zur Seite gestellt, damit sie an der Hand dieser treuen Führerin den Menschen, sein geliebtes Kind, bis vor seinen Thron, in seine Vaterarme geleite. — Es bleibt uns noch von den Seelenkräften der freie Wille und die Phantasie zu erklären. Was verstehen wir unter freiem Willen oder der Willenskraft, Marie?

Marie. Ich glaube, daß der Mensch thun kann, was er will.

Fr. R. Kann er Alles thun, was er will?

Marie. Ja, so ziemlich.

Fr. R. Wenn ich also jetzt gleich will, daß es Nacht werde, kann ich das so ohne Weiteres machen?

Marie. Nein; denn es ist nicht möglich; es kann nicht Nacht werden, ehe die Sonne untergeht; das ist schon so in den ewigen Naturgesetzen bestimmt.

Fr. R. Wenn ich aber nun dich auf der Stelle vernünftig und gelehrt machen wollte, kann ich das?

Marie. Ich wünschte es zwar von Herzen, aber es ist ebenso unmöglich als das Andere.

Fr. R. Da kann ich also doch nicht Alles thun, was ich will und deine Erklärung ist folglich nicht zureichend. Katharina, hilf du uns auf die rechte Spur!

Kath. Unter freiem Willen oder der Willenskraft, welche der Mensch besitzt, versteht man nicht sowol, daß er Alles thun kann, was er will, als vielmehr, daß der Mensch, welcher durch seinen Verstand in den Stand gesetzt ist, das Nützliche vom Schädlichen, und durch seine von der Offenbarung geleitete Vernunft, das Wahre vom Falschen und das Gute vom Bösen zu unterscheiden, durchaus nicht gezwungen ist, das Eine oder das Andere zu thun und zu lassen, sondern daß er ganz frei wählen kann, was er thun will, das Kluge oder das Thörichte, das Rechte oder das Unrechte, wobei er jedoch die unvermeidlichen Folgen seiner Handlungen nicht von sich abzuwenden vermag.

Fr. R. Ist diese Willenskraft auch eine so große Wohlthat, die Gott dem Menschen erwiesen hat?

Kath. Ich denke wol; denn dadurch wird der Mensch erst ein selbständiges Geschöpf und in seinen Handlungen zurechnungsfähig. Selbst das Gute, das er vollbringt, wäre von keinem Werth und von keiner Bedeutung für ihn, wenn er es gezwungen thäte, weil er ebenso handeln müßte. Die Tugend selbst ist ja nur der Sieg, den unsere dem Guten zugeneigte Vernunft über den Hang zum Bösen davonträgt, und diesen Sieg entscheidet nur die stärkere oder geringere Willenskraft.

Fr. R. Gut; es scheint mir aber, daß bei den großen Schwierigkeiten, die das Gute oft in seinem Gefolge hat und bei den vielfachen Verlockungen, die das Böse ausübt, unser freier Wille doch oft gehemmt ist, oder daß er sich oft in seiner Wahl täuschen muß, wenn er nicht

vielleicht auch eine Führerin und Leiterin, wie die schwache Vernunft hat.

Kath. Diese hat er auch an dem Gewissen, einer innern untrüglichen Stimme, welche ihn immer vor einer schlechten Wahl warnt und zu einer guten ermuthigt. Durch diese Stimme weiß er immer, welche Wahl die beste ist und kann sie befolgen zu seinem Heile oder verachten zu seinem Verderben.

Fr. K. So ist uns also auch die Willenskraft, wenn wir sie recht gebrauchen, eine segensreiche Himmelsgabe. — Nun bleibt uns nur noch übrig auch die Phantasie kennen zu lernen. Was ist Phantasie?

Kath. Es wird mir schwer, Ihnen eine deutliche Erklärung davon zu geben. Man sagt von einem Dichter, einem Schriftsteller oder überhaupt einem Künstler, daß er eine reiche Phantasie habe; aber worin sie eigentlich bestehe, weiß ich nicht genau.

Fr. K. Die Phantasie ist eigentlich die schaffende Kraft im Menschen, diejenige, durch welche er aus einzelnen, früher empfangenen Bildern und Vorstellungen neue und ganz verschiedene darstellt. Jeder Mensch besitzt diese Kraft, die ihm das Leben unendlich verschönert, die ihm erst die Herrlichkeit der Natur und Kunst offenbart, die ihn in sein Dasein Freude und Harmonie bringen lehrt. Aber bei allen Menschen ist sie nicht gleich entwickelt und ausgebildet; einige werden sich derselben gar nicht bewußt und ziehen stumpf und träge durchs Leben, an der Last ihres täglichen Berufes schleppend, ohne sich an den tausend unschuldigen Genüssen zu ergötzen, welche die Phantasie dem Menschen bietet. Andere haben diese Gabe zu unbeschränkt in sich herrschen lassen und wissen dann vor lauter Bildern und Einbildungen, in denen sie leben, sich gar nicht in die wirkliche Welt und ihre Anforderungen zu schicken, und begehen tausend verkehrte

und unkluge Handlungen. Manchen endlich wird neben einer ausgebildeten Vernunft und einem klaren Verstand die schöne Gabe der Phantasie reichlich, doch nicht unbegrenzt verliehen und mit ihr schafft er die herrlichsten Gebilde, die unser Auge entzücken und unser Herz erfreuen können. Diese Glücklichen sind die Künstler, denen der Herr einen Funken seines schaffenden Genius geschenkt, um der Welt neue, unschätzbare Wohlthaten dadurch zu erweisen. Diese hohen Gaben oder Seelenkräfte, von denen wir soeben gesprochen, sind es also, die den Menschen über jede andere Creatur dieser Erde unendlich erheben und die ihn seinem Geiste nach zum Bilde Gottes, nach dem er geschaffen ist, stempeln. Nicht in allen Menschen erblicken wir aber dieses Abbild der Gottheit sichtbar; bei den meisten ist es verdunkelt durch Rohheit, Unwissenheit, Verderbniß; aber nirgends fehlt es ganz und es sollte die Aufgabe der ganzen Menschheit sein, dieses Bild immer reiner und ähnlicher zu machen, es von allen jenen dunkeln Hüllen zu befreien, die es vor unsern Augen verbergen.

Wir wollen für heute hier abbrechen, da wir unmöglich mit der ganzen Beschreibung des Menschen fertig werden können. Es ist dieses ein unendliches Feld, das auch die Weisesten noch nicht ganz erforscht haben, welches aber eigentlich kennen zu lernen unsere Hauptaufgabe sein sollte, wie ihr euch noch aus dem Leben des Sokrates erinnern werdet, der auch sein Leben der Kenntniß des Menschen und seiner selbst widmete und darin die wahre Weisheit erkannte.

Da wir noch eine Viertelstunde übrig haben, ehe euer Lehrer kommt, könnt ihr ein wenig lesen; das Vorlesen ist immer eine gute Uebung, die wir um so häufiger machen sollten, da die Kunst gut vorzulesen eine der angenehmsten und dankbarsten ist, die Vielen Genuß bereiten kann.

Kath. In welchem Buche wünschen Sie, daß wir lesen?

Fr. K. Du kannst mir den kleinen Band mit Hartmann's Gedichten hergeben; ich habe neulich einige Verse für euch aufgezeichnet, die euch als zärtlichen Töchtern gewiß gefallen werden. Lies hier diese Lieder an die Mutter.

Kath.

An die Mutter.

1.

Ein Abend.

Aus frühster Kindheit ein Erinnern
Ist mir vor allen andern lieb,
Das mir in meinem trüben Innern
Ein lichter Stern noch hängen blieb.

Die Mutter saß bei spätem Lichte,
Das kranke Schwesterlein im Schoß,
Von ihrem blassen Angesichte
Hernieder Thrän' auf Thräne floß.

Es war ein kummerstilles Weinen,
Noch wußt' ich Nichts von Niobe;
Doch fühlt' ich, wie sich kann versteinen
Ein Mutterherz ob solchem Weh.

Ich saß im Winkel tief verborgen
Und sah sie an beim Lampenschein,
Und fühlte Neid um all die Sorgen
Der Mutter für mein Schwesterlein.

So wollt' ich ruhn in ihrem Schoße,
Bestrahlt von ihrem nassen Aug';
Die Mutterlieb', die heil'ge, große,
Empfinden in des Seufzers Hauch.

Mein Schwesterlein war bald genesen
Und mit mir war der Glaube groß,
Daß ihr wie Balsam sei gewesen
Der Thränen Thau, der für sie floß.

Des Knaben Wunsch und Glauben — beide,
Sie haben später sich bewährt;
Ich hab' mit manchem bittern Leide
Der Mutter Herz für mich genährt.

Und je mehr Thränen da geflossen,
So liebevoller schlug ihr Herz;
Und Linderung hat sie gegossen,
Genesung in so manchen Schmerz.

O wie schön ist dieses Lied, mein Fräulein! Wie lieblich und wahr ist der darin ausgesprochene Gedanke, daß die Liebe einer Mutter uns heilt und tröstet in jedem Schmerz. Wenn man eine so gütige Mutter hat, wie wir, da empfindet man diese Wahrheit recht innig.

Fr. K. In diesem Gedichte liegt aber nicht nur, was du herausgefunden, ein süßer Trost für die Kinder, die das Glück haben, eine treue Mutter zu besitzen, sondern auch eine ernste Mahnung für dieselben.

Marie. Oh, ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Fräulein! Nicht wahr, Sie meinen, daß die Kinder sich hüten sollen, der Mutter einen Schmerz zu bereiten, da sie denselben so tief empfindet.

Fr. K. Getroffen, mein liebes Kind! Es ist kein Kummer in der Welt so bitter und schmerzlich, als der einer Mutter um ein Kind, das sie verloren hat oder zu verlieren fürchtet, leiblich oder geistig; und der geistige Verlust eines Kindes ist der allerbitterste für ein Mutterherz. Wenn sie fühlt, daß das Kind, das sie mit so vieler Mühe, unter so vielen Schmerzen groß gezogen, den Weg der Tugend und der Ehre, den sie ihm vorgezeichnet, verläßt und sich dem Laster zuwendet, das sie auf ewig von ihm trennen muß, da wird wol das arme Herz brechen oder sich versteinern, wie das der armen Niobe, der die zürnenden Götter alle ihre Kinder geraubt. Möge eure liebe Mutter nie solchen Schmerz

um euch empfinden, meine geliebten Kinder! Die Thränen, welche sie vielleicht bei körperlichen Leiden um euch weinen muß, wird der Himmel dann auch segnen, daß sie wie ein lindernder Balsam eure Schmerzen heilen. — Lies noch das zweite Gedicht, Katharina! Aber du mußt die Stimme ein wenig mehr erheben; sie verliert sich immer am Ende des Verses.

Kath.

2.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warst du, krank! — Und siegergroß
Stand schon der Tod an deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensschoß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich schwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzückte:
Es war dieselbe Mitternacht,
Die dich mit Leiden fast erdrückte.

O nimmermehr vergeb ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte,
Und daß ich nicht dem Tod mit dir,
Wenn auch entfernt, entgegen schwankte.

Und Sünde scheint mir, daß ich nicht
Mit dir geduldet in der Ferne,
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Damals geleuchtet alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Busch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen soll —
Daß ich nicht starb in tausend Träumen.

Nicht eher ist die Schuld gesühnt,
Bis daß ich lieg in deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen!

Fr. R. In diesem Gedichte hat sich der Dichter einen ungerechten Vorwurf gemacht. Es ist zwar wahr, und ich selbst habe schon die Erfahrung gemacht, daß es kaum eine schmerzlichere Empfindung gibt, als wenn wir hören, daß zu derselben Zeit, wo wir uns froh und glücklich fühlten, ein uns theures Wesen mit Schmerz und Sorgen kämpfte oder wol gar ein Raub des Todes wurde; aber wir sind deshalb nicht schuldig, wenn wir ahnungslos das Glück des Augenblicks genossen. Nur wenige, feiner organisirte Personen besitzen jenes geheime Ahnungsvermögen, dessen Dasein wir nicht leugnen können, so selten es sich auch äußert, und welches durchaus Nichts mit jenem Aberglauben gemein hat, der auch in unsern Zeiten noch so häufig ist, und welcher Denjenigen, die sich demselben hingeben, so viele unnöthige Angst und Sorge bereitet. Ihr habt schon gewiß hundert Mal von abergläubischen Leuten gehört: Die Arme wird gewiß sterben, denn sie hat das Käuzchen schreien hören, oder: Was für ein Unglück wird uns treffen! Es ist ein Bild ohne Berührung von der Wand gefallen — und dergleichen thörichte Worte mehr.

Kath. Die Amme unserer kleinen Schwester macht uns über ihren Aberglauben hundert mal lachen. Jede Kleinigkeit erschreckt sie als eine böse Ahnung. Sogar die Sterne und der liebe Mond verkünden ihr Unheil. Weil neulich ein Holzwurm in einem Stuhle pickte, war sie in Verzweiflung und meinte, unser kleines Schwesterchen müsse gewiß sterben.

Fr. R. Ueber diese Schwäche müßt ihr nicht lachen, meine Kinder, sondern die Arme beklagen und wo ihr könnt sie eines Bessern belehren. Ihr müßt ihr beweisen, wie der liebe Gott nicht an äußere Zufälligkeiten das Schicksal der Menschen gebunden hat und es durch solche nicht voraus verkünden will. Jenes Ahnungsvermögen, von dem ich vor=

hin sprach, gibt sich nicht durch äußere Erscheinungen kund, sondern es besteht meistens nur in einer durch kein Ereigniß erklärbaren, trüben, schwermüthigen Stimmung, die uns oft plötzlich beim Andenken an unsere Lieben überfällt, und welche uns selten täuscht.

Marie. Darf ich jetzt lesen, mein Fräulein?

Fr. K. Ja, meine Liebe, aber lies so, daß wir die Verse gut verstehen und laß die Interpunction nicht außer Acht, wie du zuweilen zu thun pflegst.

Marie.

3.

Der Ring.

Den gab zum Angedenken
Die Mutter, als wir schieden;
Ich konnt' nur Thränen schenken,
Und sie — sie war zufrieden.

Rubin, der mild und dunkel
Sein blutend Licht verglüht,
Ist von Demantgefunkel
Rechts sowie links umsprüht.

Du gleichst dem Mutterherzen,
Rubin, das bangt und blutet,
Indeß die Welt mit Scherzen
Und Glanz ihr Kind umfluthet.

Und als sie ihn gegeben
Von Thränen unterbrochen,
Mit Herz- und Lippenbeben
Hat sie zu mir gesprochen:

„Den Ring, — am Sterbebette
Gab mir schon im Erblassen
Die Mutter, und ich hätte
Ihn nicht von mir gelassen,

Wär' nicht ein jedes Scheiden
Aus meines Kindes Nähe
Ein neues Sterbeleiden,
Ein neues Grabeswehe.

Drum höre auch die Worte,
Die ich von ihr empfangen:
Stets bleibt am selben Orte
Wer liebend fortgegangen.

Der schwächste von den Ringen
Ist der, die dich umwinden,
Und kann mit Macht nicht zwingen
Und mit Gewalt nicht binden;

Denn ist die Kraft entschwunden,
Daß er nicht hält gemeinsam,
Dann ist nur Eins gebunden
In Kerkerschmerz und einsam! —

Du hast nicht meinem Herzen
O Sohn! dies Loos beschieden!" —
Seitdem gab ich ihr Schmerzen
Und sie, sie war zufrieden.

Kath. Dieses Gedicht ist ein wenig schwerer zu verstehen als die beiden ersten; wenn ich mich nicht irre, handelt es von dem Schmerze der Trennung, welchen eine Mutter empfindet, wenn das Kind sich von ihr entfernt.

Fr. R. Ja, meine Liebe, es lehrt aber auch zugleich, was die Trennung weniger schmerzlich und leichter zu ertragen macht. Diese Worte: Stets bleibt am selben Orte, wer liebend fortgegangen — sind sehr schön und bezeichnen den besten Trost für jede Trennung ebenso einfach als klar. Wirst du sie mir ein wenig ausführlicher wiedergeben können, Marie!

Marie. Ich glaube, sie wollen so viel sagen, daß wenn Personen, die sich recht lieb haben, sich trennen müssen, so

gedenken sie gern und häufig aneinander und so bleiben sie doch in der Erinnerung beisammen.

Kath. Mir könnte aber der Trost der Erinnerung doch nicht in einem solchen Falle genügen, ich glaube, daß es so schmerzlich sein muß, sich von seinen Eltern zu trennen, daß ich mich unmöglich dazu entschließen könnte. Ich würde mich vor Traurigkeit und Kummer verzehren, wenn ich meine gute Mutter für längere Zeit verlassen müßte.

Fr. R. Die Trennung von allen Denen, die wir lieben, besonders aber von Eltern und Geschwistern muß für jedes fühlende Herz bitter und schmerzlich sein, aber gleichwol darf sich kein vernünftiger Mensch einer solchen Trennung weigern, wenn höhere Gründe dieselbe bestimmen. Die Menschen können und dürfen nicht immer beisammen sein. Gott selbst will nicht dieses ungestörte Beisammenbleiben; darum hat er den Menschen den Trieb zu wandern ins Herz gelegt, darum hat er den Thurm zu Babel nicht vollenden lassen, darum hat er Völker und Familien zerstreut, damit sie den Erdkreis bevölkern. Noth und Bedürfniß trennen häufig das köstliche, vertraute Familienleben, und der Sohn und die Tochter, welche, um sich nicht von den Eltern zu trennen, sich weigern wollten in der Fremde ihr Glück oder ihr Fortkommen zu suchen, und lieber daheim die schwere Last und Noth der Eltern vermehrten, wären gewiß strafbar. — Wo nicht Noth und sonstige äußere Verhältnisse eine Trennung herbeiführen, wird sie doch öfters durch Gesundheits- und noch öfters durch Rücksichten für die Erziehung veranlaßt. Alle erleuchteten Erzieher stimmen darin überein, daß, wie nur am häuslichen Herd die freundliche Mutter die Erziehung des Herzens beginnen und vollenden kann, so auch nur die Berührung mit der Außenwelt, das Leben in der Fremde den Verstand und die Vernunft des Menschen zur schönen Reife bringt. Da eure Eltern euch eine so voll-

endete Erziehung geben wollen als möglich, werden sie gewiß früher oder später auch dieses Mittel zur Erreichung ihres Zweckes in Anwendung bringen, und du wirst dann freudig das schöne Zusammenleben für eine Zeit lang zum Opfer hingeben, um deinen Eltern das süße Glück zu verschaffen, auch einst in ihren Kindern ihren Stolz und ihren Schmuck zu erblicken.

Kath. Ich weiß nicht, wie Sie es anfangen, mein Fräulein, aber mit wenigen Worten bringen Sie mich immer zu Ihrer Ueberzeugung. Ich hatte es nie so recht überlegt, wie ich es jetzt empfinde, daß in dem Wunsche, mich nie von meinen Eltern zu trennen, eigentlich eine große Selbstsucht liegt; aber wenn mir je der Schmerz einer solchen Trennung bestimmt ist, so soll mir die Erinnerung an Ihre Lehre denselben überwinden helfen.

Fr. R. Gib mir die Hand, mein liebes Mädchen! Wenn du diesen Gesinnungen immer treu bleibst, wenn du meine wohlgemeinten Lehren immer so willig annimmst, so werde ich mit der Zeit wol in deiner vollendeten Erziehung den Lohn meiner Bemühungen finden und mich vielleicht rühmen dürfen, einem guten Menschen den Weg zu seinem Heile gezeigt zu haben. Aber, Marie, lies uns noch das letzte Lied.

Marie.

4.

Eine Erinnerung.

Mond, der stille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlider,
Einer, der nicht schlafen kann,
Blickt so in die Gassen nieder.

Eine lebenslose Nacht
Ohne Ruh' und ohne Regung,
Eine gottvergess'ne Nacht
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir,
Denn als Kind aus ferner Weite
Durch das mächtige Revier
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abseits uns vom Wege lag
Einsam eine alte Mühle,
Mitten durch den nächt'gen Hag
Zog ihr sausendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes
Wie, wenn Sommers Tod sich naht,
Tönt der Schrei des Stoppelwindes.

Halten ließ die Mutter schnell,
Sah zum Mühlenhaus hinüber:
„Ist in Nacht solch Fenster hell —
Ist ein Herz hier um so trüber."

Und sie sah mit trübem Sinn
Lange, lange ohn' Ermatten,
Wie am Fenster her und hin
Wiegend, singend lief ein Schatten.

Schweigend blickte sie empor
Nach dem regen Schatten immer,
Heimisch waren ihrem Ohr
Mutterlied und Kindsgewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen stiller waren,
Ließ sie erst zur weitern Fahrt
Fürder unsern Karren fahren.

Und ich fragte: Mutter, sag',
Warum in der Nacht, der kalten,
Ließest nach durchreistem Tag
Du so lang die Pferde halten?

Und sie sprach: „Konnt' ich vorbei
An mir so bekannten Schmerzen?
Solches Lied und solch Geschrei
Kennen alle Mutterherzen.

Aus todtkrankem Herzen dringt
Dieses Schreien, will mir scheinen;
Und die Mutter, die da singt,
Möchte lieber weinen, weinen!

Mit ihr, der's an Trost gebricht,
Mußt' ich hier im Dunkeln trauern;
Ach, mein Kind, du weißt noch nicht,
Wie lang solche Nächte dauern."

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich festgedrückt
An ihr Herz, um still zu weinen.

Marie. Derselbe Gedanke, den hier Hartmann so schön ausmalt, ist mir schon öfter gekommen, obgleich ich keine Dichterin bin. Besonders lebhaft fühlte ich es in der letzten Krankheit unserer lieben kleinen Emma. Ich wachte oft an ihrem Geschrei auf und sah dann immer, wie die Mama mit Thränen in den Augen aus Sorge und Kummer, um das Kind zu beruhigen, mit der Puppe tändelte und lustige Liedchen sang. Da habe ich immer gedacht, wie sauer ihr das Singen werden mußte, und wie die gute Mutter unseretwegen sogar ihre Gefühle und Empfindungen besiegt und unterdrückt (denn gewiß hat sie es in meiner Kindheit auch für mich gethan) und seit mir diese Ueberzeugung kam, scheint es mir als ob ich meine gute Mutter noch viel lieber hätte.

Fr. R. Beobachte nur alle Handlungen deiner guten Mutter, mein Kind, und du wirst in jeder derselben einen

Act der Selbstverleugnung, ein Opfer erkennen, das sie aus Liebe zu euch bringt. Darum habe ich euch schon so oft gesagt und kann es nur immer wiederholen, daß die Liebe der Eltern zu den Kindern die reinste, heiligste auf der Welt sei, und daß wir sie nur durch die innigste Dankbarkeit und den treuesten Gehorsam einigermaßen vergelten können. — Doch ich höre die Glocke ziehen; es wird wol euer Lehrer sein. Eilt, euch für die Stunde vorzubereiten.

Nachmittag.

Marie. Ach, mein Fräulein, wenn Sie wüßten, was ich jetzt eben mit angesehen habe! Ich kann mich gar nicht zufrieden geben; es ist zu abscheulich!

Fr. R. Was ist denn geschehen, meine Liebe! Du bist ja ungemein aufgeregt; was hast du denn so Abscheuliches gesehen?

Marie. Als ich eben in dem Besuchzimmer eine Karte holte, um meinen Faden darauf zu wickeln, hörte ich einen Lärm auf der Straße und eilte ans Fenster. Da erblickte ich den alten Salomon, der immer an der Ecke des Holzplatzes Bänder und Schnürchen zu verkaufen pflegte, und auf dessen ehrwürdiges Gesicht Sie uns schon einige Male aufmerksam gemacht haben. Er war mitten unter einem Haufen von Gassenjungen, die alle zugleich gegen ihn loszogen, ihm häßliche Namen gaben, ihn am Barte zupften, während einige der Frechsten es sogar wagten nach ihm zu schlagen. Vergeblich suchte sich der arme Alte dieser Ungezogenheiten zu erwehren und bat einige Fakins, die lachend diesem Unfuge zuschauten, ihm beizustehen. Aber keiner wollte sich dazu verstehen. „Hilf dir nur selber, alter Spitz=

bube, oder: Was schadet's, wenn sie dir von deinem Judenbarte ein paar Haare ausraufen und deinen Rock ein wenig zerfetzen, du wirst dir schon einen neuen zusammenstehlen; das waren die Antworten, die Salomon von den rohen Menschen erlangte. Ja, diese gingen sogar noch weiter und hetzten die Gassenjungen immer mehr auf, indem sie ihnen zuriefen: Laßt euch den Spaß nicht reuen, ihr Jungen, es ist ja doch nur ein elender Jude, der die Zeche bezahlt. Ich war ganz außer mir vor Zorn und Mitleiden, und schrie unserm Fakin zu, der auch in der Nähe stand, obgleich er es nicht mit seinen schlimmen Kameraden hielt, er solle dem Armen beistehen; doch er erwiderte ganz kaltblütig, daß er sich um eines alten Juden willen nicht in fremde Händel mischen wolle; es geschähe dem alten Spitzbuben nur Recht, wenn man ihn ein wenig zause und es würde gar nicht schaden, wenn man die ganze Judenschaft gleich ein wenig mithecheln könnte, die doch nichts Besseres verdiene. Ist das nicht abscheulich grausam? Nein, das werde ich dem Johann im Leben nicht verzeihen, daß er nicht nur nicht freiwillig dem Bedrängten Beistand leistete, sondern auch von mir aufgefordert es nicht thun wollte. Zum Glücke kam ein Polizeidiener dazu, der den tollen Schwarm auseinandertrieb und den armen Salomon in Sicherheit brachte. Ich kann es aber gar nicht begreifen, wie die Menschen so schlimm sein können.

Fr. K. Dieser Vorfall, der dich mit vollem Rechte entrüstet, meine Liebe, sollte dir indessen nach Dem, was wir erst diesen Morgen in der Religionsstunde miteinander verhandelten, nicht so unbegreiflich erscheinen. Er ist eine Folge jener unseligen Unduldsamkeit, von der wir sprachen, die so vieles Elend über die Welt bringt. Unter derselben müssen besonders die Juden seit undenklichen Zeiten leiden; der vornehme und gemeine Pöbel will durch Hohn und Grausamkeit

an ihnen rächen, was ihre Vorfahren an dem Herrn verschuldet, als ob dem Herrn dadurch eine Genugthuung geschähe, indem man Unschuldige verfolgt. Wenn sie doch lieber bedächten, die Verblendeten, daß durch Duldung und Nachsicht allein sie dem Herrn gefallen und seiner würdig werden. Ich habe euch auch diesen Morgen gesagt, daß wir, so viel an uns ist, dazu beitragen sollen, daß diese schöne Eintracht und Duldsamkeit mehr und mehr verbreitet würde und darum solltest du, liebe Marie, statt wie du drohtest dem Johann ewig zu zürnen, weil er sich auch zu einem Unrechte hinreißen ließ, dessen Größe er nicht kannte, das er in seiner Unwissenheit vielmehr als ein Verdienst ansah, ihn lieber darüber belehren und ihm begreiflich machen wie wenig edel und schön es ist, einen Menschen seines Glaubens willen anzufeinden. Johann ist ein guter Mensch, der bei einer bessern Erziehung und einem bessern Umgange sich so etwas gewiß nicht hätte zu Schulden kommen lassen; er wird vielleicht auf deine Worte hören, denn auch die Stimme eines Kindes wirkt oft mächtig auf ein unverdorbenes, wenngleich rohes Gemüth, und du könntest es als ein großes Glück betrachten, wenn es dir gelänge, einen Menschen zu mildern Gesinnungen gegen Andersdenkende gebracht zu haben.

Marie. Ach er würde mich nicht anhören. Wenn Sie ihm sein schlechtes Betragen vorhalten wollten, da ginge er wol in sich, aber um meine Worte kümmert er sich nichts. Ich wüßte auch gar nicht, wie ich es anfangen sollte.

Fr. R. Es ist nicht an mir, den Johann über sein Betragen zu Rede zu stellen, und auch du sollst ihn nicht so ohne Weiteres tadeln; wie ich ihn aber kenne wird Johann sich gewiß bei der ersten Gelegenheit bei dir zu entschuldigen suchen, daß er nicht auf deine Bitte gehört; dann kannst du ihm einige freundliche Worte, wie das Herz sie dir eingibt, sagen, und ich stehe dir dafür, daß sie eine bessere

Wirkung haben werden, als wenn du deine Drohung ihm ewig zu zürnen ausführst. — Das eben erwähnte Ereigniß, welches zufällig in enger Verbindung mit unserem heutigen Religionsunterrichte steht, erinnert mich an eine Geschichte, die ich euch erzählen will, weil sie eines Theils zeigt, wie durch Erziehung und Verhältnisse jene traurige Unduldsamkeit geweckt wird und welche unselige Folgen sie nach sich zieht; andern Theils uns aber durch den Beweis, daß Güte und Edelmuth sich unter allen Völkern und Religionen finden, ermuntert, allen unsern Mitmenschen, wes Glaubens und Volkes sie seien, jene wahre, treue Nächstenliebe zu widmen, welche nach unserm Evangelium die Grundbedingung unseres eigenen Heils und unserer künftigen Seligkeit ist. Ich trage kein Bedenken euch diese Erzählung mitzutheilen, da ihr klug genug seid um zu verstehen, daß derselben durchaus keine Gehässigkeit gegen eine andere Religionspartei zu Grunde liegt, die ich gleich meiner eigenen ehre und achte.

Der Dominikaner.

An dem südlichen Abhange der Sierra Nevada, jenes spanischen Hochgebirgs, das seine Verzweigungen durch das schöne Andalusien hinzieht, stand auf einem, seine Nachbarberge weit überragenden Felsenkegel ein großes Schloß, das den letzten Sprößlingen einer uralten Familie gehörte. Die Gegend, in welcher jenes Gebäude lag, hatte einen doppelten, eigenthümlichen Charakter. Von drei Seiten thürmten sich die dunkelbewaldeten, kahlen oder mit Schnee bedeckten Gipfel des Gebirges düster und unheimlich, wenngleich in den großartigsten Verhältnissen hinter- und nebeneinander auf und schienen unter ihren gewaltigen Trümmern die schwache Menschenwohnung zermalmen zu wollen; gegen Süden aber dehnte sich die Küste mit all ihrem Zauber von reichen Städten, blühenden Orangenhainen und fruchtbaren

Weingärten vor dem erfreuten Auge aus, das sich in endloser Weite in den blauen Tiefen des Meeres verlor. Derselbe doppelte Charakter düstern Ernstes und lieblicher Schönheit fand sich auch in dem Gebäude wieder, das in verschiedenen Zeiten gebaut, nach dem verschiedenen Geschmacke seiner Besitzer auch die mannichfaltigsten Veränderungen und Zusätze erhalten hatte. Während die reiche, phantastische Architektur der südlichen Fronte an die herrlichen Bauten maurischer Künstler erinnerte und alle Gedanken an jene große Zeit mit ihrer Poesie und Wissenschaft, ihrer heitern Pracht und Kunst im Herzen wach rief, mahnte die streng klösterlich und festungsartig gebaute nördliche Fronte an all den Fanatismus der finstern Zeit des Mönchthums und Aberglaubens. Auch die Bewohner des Schlosses standen durch einen sonderbaren Zufall in vollem Einklange mit der sie umgebenden Natur und ihrer Heimat.

Seit dem Tode seiner geliebten Großmutter war der doppelt verwaiste Don Juan de Erenna, ein lieblicher holder Knabe, dessen lebhafte, geistreiche Züge, in denen reine Herzensgüte mit kindlichem Frohsinn sich paarte, ihm alle Herzen gewinnen mußten, bei seinem Großoheim Don Lopez de Erenna aufgenommen worden. Dieser, ein ernster, finsterer Greis, in dessen rauhen Zügen sich der Charakter des spanischen Edelmanns und des Mönches gleich kräftig aussprach, war Besitzer des Schlosses, das er als Erbe seiner Väter bewohnte, seit Alter und Wunden es ihm unmöglich machten, mit dem Orden der Johanniter, dem er angehörte, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Für den alten Ritter, der jede Freude der Welt von Jugend auf entbehren und verachten gelernt, der von allen den süßen Banden, die uns an das Leben und die Menschen fesseln, keines gekannt und genossen, in dessen stiller, klösterlicher Wohnung nie das fröhliche Geplauder und Lachen, das Toben und Treiben der

muntern Jugend ertönt hatten, war der lebhafte Knabe eine sonderbare Gesellschaft, die er sich wol schwerlich ausgesucht hätte, wenn ihn nicht die letzte Bitte seiner sterbenden Schwester bewogen hätte, an dem durch ihren Tod ganz verlassenen Enkel Vaterstelle zu vertreten. Don Lopez wußte auch durchaus nicht, wie er die übernommene Pflicht anders ausüben sollte, als indem er dem Kranken Obdach und Schutz in seinem Hause gab und ihn darin nach Gefallen schalten und walten ließ; denn daran dachte er bei seinen engen Ansichten und seiner Entfremdung von der Welt und dem Familienleben gar nicht, daß Juan eine genügende Erziehung bekommen müßte, um einst als Mann einem irdischen und seinem himmlischen Berufe genügen zu können. Hatte er doch selbst nie Etwas gelernt, als nothdürftig seine Legendenbücher und sein Brevier zu lesen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen, die er mit einem Hasse verfolgt hatte, dem nur sein Eifer gegen die Ketzer und Abtrünnigen seiner Kirche gleichkam. Der arme, kleine Juan fühlte sich in dem großen, düstern Schlosse, dessen labyrinthartig verschlungene, mit finstern Gestalten bemalten Gänge ihm bange machten, recht unheimlich und obgleich ihm Nichts abging, was die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse betraf, so beneidete er doch die halbnackten und halbverhungerten Hirtenkinder, die er zuweilen aus den Bogenfenstern des Schlosses, aus dessen Ringmauern er niemals hinausdurfte, durch Wald und Gebirg munter und fröhlich dahinhüpfen sah. Der lebhafte Geist des Knaben, dem jeder seinem Alter anpassende Umgang und jede Beschäftigung fehlten, rieb sich fast vor Langeweile und Ueberdruß auf, und schmerzlich beklagte er den Verlust der lieben Großmutter, an deren Seite er auch frei und fröhlich das Leben genossen hatte, die ihn stets zu beschäftigen gewußt und ihm durch ihre freundlichen Gespräche und Belehrungen jede Stunde seines jungen Daseins

verschönert hatte. In dem Schlosse seines Oheims gab es Nichts, das ihn erheitern und zerstreuen konnte; der einzige Genuß, den er hatte, bestand darin, im großen Bildersaale des Schlosses Stunden lang herumzugehen und die vielen Gemälde zu betrachten, welche seit Jahrhunderten hier gesammelt worden. Es war immer ein Stolz der Erenna's gewesen, die ausgezeichnetsten Meisterwerke ihrer nationalen Künstler zu besitzen und Murillo Velasquez und Andere hatten ihre gelungensten Werke in diese reiche Galerie geliefert. Aber es fanden sich keine freundlichen, erquicklichen Bilder unter dieser Sammlung, wie wir sie so gern aufsuchen, um unsern Geist zu erheitern und zu erfrischen und eine fröhliche Frucht für unser Gemüth aus ihrem Anblicke zu gewinnen. Alle diese Bilder schienen mit Blut und Glut gemalt; sie stellten die gräßlichen Martern der Heiligen dar, und zwar um so schaudererregender, je treuer und meisterhafter der Pinsel des Malers sie wiedergab. Von der Geißelung unseres Herrn an, der im Purpurmantel, mit der Dornenkrone das himmlische, von irdischen Schmerzen und tiefem Seelengram durchzuckte Antlitz dem empörenden Hohngelächter der grimmen Feinde zeigte, bis zu dem Roste des heiligen Laurenzius hatten die Künstler all ihr Talent in Darstellung jener peinlichen Scenen erschöpft, und der Knabe empfand ein eigenes schmerzliches Entzücken und wunderbare Schauer, wenn er diese Bilder betrachtete. — Ein alter Diener des Don Lopez, dessen besonderer Aufsicht der Knabe, den er auf seine Weise zärtlich liebte, übergeben war, begleitete ihn gewöhnlich bei diesen Besuchen in der Bildergalerie, und da er sich für einen halben Gelehrten hielt, weil er die Legenden der Heiligen, deren Märtyrertod in diesen Gemälden verewigt war, vollkommen auswendig wußte, suchte er auch seinen Pflegebefohlenen in dieser Wissenschaft zu unterrichten, erzählte dieselben dem staunend aufhorchen-

den Knaben auf das Ausführlichste und verfehlte dabei niemals, das junge Herz zum Haß und zur Rache an allen nachkommenden Geschlechtern jener ruchlosen Heiden, worunter er alle Diejenigen meinte, die in ihrem Glauben von den Satzungen der katholischen Kirche abwichen, aufs Dringendste aufzufordern. Der kleine Juan, dessen Gemüth, durch die schauerlichen Bilder und Erzählungen, welche die einzige Nahrung seines bedürftigen Geistes waren, bald allen jugendlichen Frohsinn und Unbekümmertheit seines Alters verlor, war auch bald empfänglich genug für jene finstern, grausamen Lehren der Unduldsamkeit und des Parteihasses geworden, und einen unbefangenen Zuhörer hätten gewiß die schnell reifenden Früchte jener grauenvollen Saat in dem lieblichen Kinde schmerzlich berührt. Der alte Diego aber war entzückt, wenn ihm der Knabe seine kindischen Plane mittheilte, wie er nur das Mannesalter und die Manneskraft erwarte, um mit Feuer und Schwert das Ketzerthum auszurotten, und selbst der finstere Don Lopez fand auf seinen welken Lippen ein zustimmendes Lächeln bei diesen, in einem jungen Herzen so unnatürlichen Ausbrüchen des Hasses gegen Menschen, deren Sein und Wesen von dem jungen Fanatiker noch gar nicht begriffen werden konnte. Ja der alte Ritter suchte diesen Haß noch zur Wuth zu steigern, indem er den jungen Neffen zuweilen, wenn er zur Mittheilung besonders aufgelegt war, in sein Allerheiligstes, das Ahnenzimmer führte. Dort war eine unendliche Galerie der Familienglieder des Hauses Erenna aufgestellt und mit unbeschreiblichem Stolze betrachtete Don Lopez, mit kindlicher Neugier Juan alle die Helden des Schwertes und des Kreuzes seines edlen Hauses. Sowie die Ehren und Auszeichnungen, die den Muth und die Tapferkeit des Kriegers belohnen, manche Stirne und Brust schmückten, so zierte auch die Glorie der Heiligen mehr als ein Haupt in dieser langen Ahnenreihe.

Vier unter jener Menge von Bildern zogen besonders Juan's Aufmerksamkeit immer wieder auf sich und nährten in ihm die Richtung, die sein Gemüth bereits gewonnen. Das erste derselben stellte einen Urahnen des Hauses dar, der mit Karl V. nach Deutschland gezogen, und dort von einer fanatischen Rotte aufrührerischer Ketzer des neuen Glaubens, in deren Hände er gerathen, auf eine grausame Weise ermordet worden war. Der Maler hatte den edeln Erenna in der Todespein gemalt und seinen Zweck, alle Enkel jenes Märtyrers durch diesen Anblick zu ewigem Rachedurst zu entflammen, durch die Vollendung seines Werkes vollkommen erreicht. Die mörderischen Protestanten waren in einer so furchtbaren gräßlichen Gestalt dargestellt, daß sich Juan's Herz vor Entsetzen zusammenzog und er in jenen Ketzern ebenso viele Teufel zu sehen meinte, weshalb er auf jene Religionspartei seinen tödtlichsten Haß warf. Das zweite Bild stellte einen lieblichen Knaben seines Alters aus dem edeln Geschlechte dar, der unter den blutigen Händen jüdischer Priester, die nach dem Aberglauben der damaligen Zeit mit Christenblut ihr unheiliges Osterfest zu feiern pflegten, sein junges Leben aushauchte. Juan weinte bei diesem Anblick aus Schmerz und Wuth und gelobte sich im Stillen, die Juden diese Gräuelthat bitter entgelten zu lassen. Das dritte Bild, das die Phantasie des Knaben im Wachen und Träumen beschäftigte, war das einer schönen Frau, welche in die räuberischen Hände der Türken in Algier gefallen war und ihren festen Glaubensmuth mit schrecklichen Martern büßen mußte. In einem dumpfen engen Gefängniß, dessen offene, nur durch Gitterstäbe verschlossene Vorderseite sie dem vollen Hohne aller Vorübergehenden blosstellte, lag sie in Ketten mit einer schweren eisernen Kugel am Halse, welche den blendenden weißen Nacken und das blasse, leidende Antlitz auf die Knie der Dulderin beugte,

während eine andere nach hinten befestigte Kugel die gebrochene Gestalt wieder zurückziehen wollte. Die gefesselten Hände konnten nicht einmal die Thränen abtrocknen, welche die doppelte Marter aus den von Schmerz gerötheten Augen trieb; und Juan's Herz schwoll bei diesem Anblick um so mehr, als die Märtyrin nicht schon vor grauen Jahren gelebt, sondern eine geliebte Schwester seiner verstorbenen Großmutter und seines Oheims gewesen, der nie ohne eine bei seiner sonstigen Kälte um so auffallendern Rührung an diesem Bilde vorüberging.

Wenn sich Juan's Geist vor diesen Jammergestalten an Kummer und Rachedurst gesättigt hatte, dann eilte er zu dem vierten Bilde, um sich in seinem Vorhaben der Rache durch dessen Anblick zu stärken. Jenes Bild stellte den Angesehensten unter den vielen Erennas dar; Don Jose de Erenna, Großinquisitor von Spanien, um dessen Haupt die düstern Gluten eines Heiligenscheins spielten, den er sich durch seine unermüdlichen Verdienste in Ausrottung der Ketzer erworben, indem er mehr denn zwanzig Auto-da-fés angeordnet, wobei viele Hundert Abtrünniger den Flammentod erlitten, ohne der Opfer zu gedenken, die in den Kerkern der Inquisition die Strafe ihres Abfalls und Unglaubens erlitten. — Weder die Lorbeern des Helden, noch die Orden, welche die Staatsmänner aus seiner Familie schmückten, hatten Interesse in den Augen Juan's; aber der Heiligenschein, der gerechte Lohn eines Verdienstes, das der arme Knabe in seinem Wahne für das Höchste erachtete, schwebte beständig vor seinen Blicken als das letzte Ziel aller seiner Wünsche. Dies war kein Wunder bei der Verkehrtheit, mit der das jugendliche Gemüth, das in sich Anlagen zu den ausgezeichnetsten Strebungen in jeder menschlichen Tugend und Vollkommenheit enthielt, absichtlich in eine so falsche Richtung gezogen wurde, und Don Lopez, obwol er beklagte, daß das edle

Geschlecht untergehen sollte, konnte doch den heiligen Eifer nur billigen, der seinen Neffen bewog, um des Heiles seiner Seele und der Kirche willen in den Orden der Dominikaner einzutreten, wo er hoffte seiner Mission der Rache und Strafe an Allen, die der Ketzerei und dem Unglauben anhingen, am aller ersten und leichtesten Genüge leisten zu können.

Kaum hatte also Don Juan das gehörige Alter erreicht, in welchem die Novizen in den Orden aufgenommen wurden, als er alle Freuden und Genüsse der Jugend, zu welchen er durch Stand und Verhältnisse so wohl berechtigt schien, von sich weisend, die schlanken Glieder in das Mönchsgewand hüllte und in die kräftige Faust, die gemacht schien, Haus und Hof, Weib und Kind und das Vaterland vor jeder Gefahr zu schirmen und zu bewahren, statt des Schwertes das Meßbuch und den Rosenkranz nahm. Juan war eine jener starken, kräftigen Naturen, die Nichts halb sein können, die, wenn sie einmal Etwas ergriffen, sich mit ganzer Seele daran hängen, ohne zur Rechten noch zur Linken abzuweichen, und die sich gerade deshalb in jeder Bahn, die sie verfolgen, auszeichnen und das Wohl und Wehe von Vielen nach sich ziehen. In dem Kloster, in welches der junge Erenna auf Verwendung seines Oheims aufgenommen wurde, war er bald der ausgezeichnetste unter den Novizen. Jede, auch die strengste Regel seines Ordens, fand in ihm den eifrigsten Beobachter; keine Fasten schwächten seine eiserne Natur, die Nachtwachen ließen keine Spur auf seiner reinen, edlen Stirne, in seinen feurigen Augen zurück; kein Gebet war andächtiger und inbrünstiger als das seine und keine Beredtsamkeit kam der seinigen gleich, wenn er von dem Ruhm und der Macht seiner Kirche und der Nothwendigkeit ihrer Reinigung und Befreiung von Unglauben und Ketzerei sprach. Er hatte in der That ein wunderbares Talent oder vielmehr den Genius der Beredtsamkeit selbst in

sich; man konnte die Aeußerungen seiner jugendlichen Begeisterung und seines Feuereifers für seine Sache nicht anhören, ohne davon hingerissen und selbst gegen seinen Willen zu der Meinung des jungen Mönches überzeugt zu werden. In wenig Jahren, nachdem er das Gelübde gethan, war der Name Fra Bartolomeo's, welchen Juan im Kloster angenommen hatte, durch ganz Spanien bekannt und von den Ketzern und Andersgläubigen ebenso gefürchtet als von seinen Glaubensgenossen bewundert und geehrt. Juan hatte nun eine weite Bahn vor sich, wo er den Gefühlen des Hasses und der Rache, die man von Kindheit an in seiner Brust genährt, freien Lauf lassen konnte, ohne sein Gewissen zu beschweren, dessen Beifall ihm sogar gewiß war bei der treuen Erfüllung seiner Pflichten als Dominikaner; denn er mußte ja als Diener der Kirche dieselbe durch alle Mittel schützen und wahren. Mit einem selbst unter jenen finstern, unbeugsamen Mönchen ungewöhnlichen Eifer verfolgte Juan Alle, die seiner Meinung nach Ketzer und Abtrünnige waren, und obgleich sein Herz von Natur aus zur Milde und Barmherzigkeit geneigt war, hatte sein Fanatismus doch so sehr jedes menschliche Gefühl in ihm unterdrückt, daß er kaltblütig alle Martern seiner Opfer, die täglich zahlreicher wurden, mit ansehen konnte. Alle Kerker der Inquisition in Andalusien hatte Juan in kurzer Frist mit Unglücklichen gefüllt, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie den Glauben ihrer Väter ehrten und ihm treu bleiben wollten, und tausend Seufzer stiegen täglich als Anklagen gegen den jungen Fanatiker zum Himmel empor, ohne seinen Sinn zu beugen und seinem schrecklichen Wirken Einhalt zu thun.

Unter den vielen Unglücklichen, die Juan's blinder Eifer in Elend und Verderben brachte, war auch ein edler Greis, den weder sein Alter noch ein ehrenvoller, tadelloser Lebens-

wandel vor der Verfolgung des Dominikaners schützen konnte. Don Lorenzo de Vega war der Sohn eines spanischen Edelmanns, der sich mit einer jungen, schönen Engländerin, einer Protestantin, vermählt hatte, welche er so zärtlich liebte, daß er ihr nicht nur die Ausübung ihrer Religion für sich gestattete, sondern ihr auch, durch ihre Thränen und Bitten gerührt, erlaubte, den Sohn nach den Lehren ihres Glaubens aufzuziehen. Der Unterricht einer vortrefflichen Mutter war bei Don Lorenzo vom herrlichsten Erfolge begleitet; er erkannte schon frühe die Irrthümer, die sich damals neben dem reinen Weizen des christlichen Glaubens in die Lehre der Kirche eingeschlichen und richtete seinen Glauben und seine Handlungsweise nach den Geboten der heiligen Schrift allein und nicht nach menschlichen Satzungen ein. Dies ermangelte zwar nicht ihm häufige Verfolgungen und kleinliche Quälereien zuzuziehen; da er aber ebenso weise als fromm, nie durch unkluge Aeußerungen oder durch auffallende Handlungen den Strenggläubigen ein Aergerniß gab, und zudem einer mächtigen Familie angehörte, so hatte ihn die Inquisition nie ernstlich angegriffen, und Don Lorenzo hoffte in einem bereits hohen Alter von einem Kranze blühender Kinder und Enkel umgeben, ruhig und ungefährdet jenem großen Gerichtstage entgegen gehen zu können, wo man nach der Liebe wie nach dem Glauben fragt, und wo Jenem am meisten vergeben wird, der am meisten geliebt hat. Da führte der Zufall oder vielmehr eine Schickung des Herrn Fra Bartolomeo in Geschäften seines Ordens nach Granada, wo Don Lorenzo bisher glücklich gelebt hatte. Es dauerte nicht lange, so erfuhr Juan, daß in dem Hause Don Lorenzo's die Ketzerei ihren Herd aufgestellt habe, daß man dort die Bibel als einzige Grundlage des Glaubens betrachte, und daß selbst die kleinen Kinder, die doch auf den katholischen Glauben getauft waren, schon

in frühester Jugend durch ketzerische Lehren vergiftet wurden. Dies war genug, um das Elend der armen Familie zu verursachen. Juan hörte nicht auf den unglücklichen Don Lorenzo zu verfolgen, und da ihm die Inquisition nicht zu Hülfe kam, die ohne ein öffentliches Aergerniß sich nicht an eine so angesehene Familie wagte, so reizte er das Volk durch seine Predigten zu solchem Fanatismus auf, daß es von ihm geleitet in das friedliche Haus des edlen Greises eindrang und dort unter der unschuldigen, wehrlosen Familie ein wahres Blutbad anstellte, dem nur Lorenzo selbst, obwol mit Wunden bedeckt, und ein fünfjähriges Mädchen, Ines, seine geliebteste Enkelin, wie durch ein Wunder entkamen, aber nur, um der Vernichtung ihrer ganzen Habe durch Feuerflammen zuzusehen und dann dem Mangel und Elende auf einer fremden Erde entgegen zu ziehen. Mit kaltem Blute hatte Juan dieser Gräuelscene, die sein Werk war, beigewohnt, und er fühlte keine Reue, selbst in dem Augenblicke, als der arme Greis matt und blutend mit dem Kinde an der Hand an ihm vorüber zog und ihm mit einem Blicke des tiefsten Jammers, der gerechtesten Entrüstung in das brennende Auge sah; der Mönch beklagte vielmehr, daß die Raub- und Beutesucht die Mordlust seiner Helfer besiegt, und daß sie den Hauptschuldigen frei fortziehen ließen, während sie sich in seine Habe theilten. Der Vorfall machte allenthalben großes Aufsehen im Lande, und obgleich die Inquisition Juan im Stillen für seine Handlung belobte, so verlangte doch die öffentliche Stimme die Bestrafung des übermüthigen Mönches, der strenger als die Inquisition selbst, aus eigener Macht solche Strafgerichte zu verhängen sich erlaubte. Don Juan wurde daher, um für sein Vergehen zu büßen, auf eine Pilgerschaft ins gelobte Land geschickt, wo er am Grabe des Herrn sich die Absolution erwerben sollte. Diese Strafe war für den jungen Fanatiker eher eine Belohnung,

denn längst schon hatte ihn verlangt die heilige Stätte zu sehen, die der Erlöser durch sein Erdenwallen geweiht, dem er allein zu dienen hoffte, indem er die Feinde seines Kreuzes verfolgte. Er schiffte sich also in dem nächsten Seehafen zu seiner Reise ein, da er sich nicht entschließen konnte, obgleich er zu einer vollständigen Buße die Wallfahrt zu Fuße machen sollte, durch Länder zu reisen, wo die Ketzerei und der Unglaube offen ihr Haupt emportrugen. Der Gedanke mit Menschen in öftere Berührung zu kommen, die seiner Meinung nach nur in ihrem Aeußern das menschliche Antlitz trugen, während ihre Seele den Geistern der Hölle verwandt war, war ihm peinlicher als alle Gefahren der Seereise und übertäubte sogar sein Gewissen, das ihm Vorwürfe machte, daß er seine Buße nicht genau in der vorgeschriebenen Weise verrichtete. Der Schiffsherr, der den berühmten Dominikaner auf seinem Schiffe aufnehmen sollte, schätzte sich ganz glücklich über eine solche Ehre und begann seine Reise in der sichern Hoffnung, daß unter dem Schutze eines so heiligen Mannes kein Unfall seine Reise stören könne. Allein diese Hoffnung erwies sich bald als trügerisch; denn kaum hatte man den sichern Hafen einige Meilen hinter sich, als sich ein wüthender Sturm erhob, der die See bis in ihren untersten Tiefen aufrüttelte und das zerbrechliche Fahrzeug von Welle zu Welle schleuderte und an verborgene Klippen stieß, daß es endlich zerborst und die unglückliche Mannschaft sich kaum noch auf den Booten vor dem drohenden Tode retten konnte. Das Entsetzen des Schiffbruchs, die gefährliche Lage, in der sich die Unglücklichen noch immer befanden, hatte sie in eine düstere Verzweiflung gestürzt, die Juan vergeblich durch die Tröstungen seiner Religion zu mildern suchte. Er mußte zu seinem Schrecken erkennen, daß dieselben ganz ohne Wirkung auf seine Unglücksgefährten blieben, die von der tiefsten Andacht, mit welcher sie auf

den Knien alle Heiligen um Hülfe angefleht, nun, nachdem sich deren Fürbitte als vergeblich erwiesen, zu dem frechsten Zweifel und Unglauben übergegangen waren. Zum ersten Male in seinem Leben fragte sich der Dominikaner, ob diese Auffassung der Religion auch die echte, wahre sei, die dem Menschen nicht einen festen Halt und eine treue Stütze im Unglück gewähre, und ob er nicht auch geirrt, indem er sein Leben dem Haß und der Verfolgung geweiht, statt im Christenthume jene Lehren zu suchen und seinen Brüdern zu verkünden, die auf unser Leben, unsere sittliche Bildung und Besserung Einfluß haben, die uns Glück und Noth im Aufblick zu Gott ruhig ertragen lehren. Er hatte aber nicht Zeit sich jene Fragen zu beantworten, denn die Flüche und Verwünschungen seiner Gefährten, die einen Augenblick vor der Hoffnung der Rettung durch ein herannahendes Schiff verstummt waren, störten ihn sofort in seiner traurigen Betrachtung. Es kam ihnen wol ein Schiff entgegen, aber die blutrothe Flagge, die lustig im Winde flatterte, verkündigte algierische Seeräuber, und der Wunsch mancher der Elenden, lieber ihr Grab in den Wellen gefunden zu haben, als in die Hände jener Barbaren zu fallen, fand selbst in Juan's Brust einen Wiederhall, dem das Bild seiner leidenden Ahnfrau in diesen Augenblicken mit Flammenzügen vor die Seele trat. Die Corsaren hatten die überfüllten Boote bald eingeholt und die Spanier ohne den geringsten Widerstand überwältigt und gefesselt. Mehre Wochen mußten die Unglücklichen mit den Seeräubern auf dem offenen Meere umhertreiben, und die Gräuel, deren Augenzeuge Juan täglich war, schienen seinen Haß und Abscheu gegen die Anhänger des Lügenpropheten vollkommen zu rechtfertigen. Gleichwol sollte er gerade unter jenen Religionsgenossen die echte Lehre der Liebe und Duldung erhalten, von denen der junge Fanatiker, wenn er sich gleich einen Diener des großen

Meisters aller Liebe und Schonung nannte, kaum eine Ahnung hatte. Nachdem die Corsaren längere Zeit, vergeblich nach Beute spürend, das Meer durchkreuzt hatten, kehrten sie endlich nach Algier zurück, um sich durch den Verkauf ihrer Gefangenen für ihre getäuschten Erwartungen zu entschädigen, und nun erst war das Elend der armen Schiffbrüchigen vollkommen. Jeder wußte von den Gräueln und Martern der Sklaverei, von der thierischen Rohheit und Grausamkeit der Mahomedaner die schrecklichsten Beispiele zu erzählen, und Juan mußte zu seinem Entsetzen aus mehr als einem christlichen Munde neben gräßlichen Flüchen über ihre Lage die Versicherung vernehmen, daß man sich durch den Uebertritt zum Heidenthume vor der drohenden Noth schützen wollte. Vergeblich wandte der Dominikaner gegen jene Frevler alle Blitze seiner Beredtsamkeit an; hier war sie ohne Frucht; selbst die fernen Schrecken der Inquisition hatten ihre Macht verloren im Anblick der Gefahr, die ihnen viel näher von den barbarischen Türken drohte. Je tiefer sich der Mönch über den wahrscheinlichen Abfall seiner Glaubensgenossen bekümmerte, um so größer wurde sein Haß gegen die Feinde seines Glaubens, desto fester sein Entschluß, allen ihm bevorstehenden Martern mit dem Muthe des Märtyrers zu begegnen. Auf dem Sklavenmarkt mit seinen Mitgefangenen ausgestellt, wurde Juan, dessen edle Gestalt und männlich schönes Gesicht ihn vor Allen auszeichnete, bald von einem angesehenen alten Mahomedaner gekauft, welcher den jungen Fremdling mit milden Worten aufforderte, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten. Juan gehorchte schweigend mit dem finstern Trotze, den ihm sein Unglück eingeflößt, aber derselbe schmolz allmälig, ihm selbst unbewußt, indem er die ehrwürdigen Züge seines neuen Gebieters betrachtete. Auf diesem Antlitze war noch das Urbild der Gottheit rein ausgeprägt in Milde,

Güte und Barmherzigkeit. Juan rief sich vergeblich seinen Haß zurück, sein Herz fühlte sich hingezogen wie zu einem geliebten Vater oder einem längst verlorenen Freunde; der Dominikaner verdammte sich wegen seiner Schwäche, aber er konnte den Mann nicht hassen, der so das Gepräge der Hoheit und Tugend an sich trug. Diese neuen, in Juan's Herz so fremden Gefühle wurden noch vermehrt, als er in die Familie seines neuen Herrn eingeführt wurde; — überall fand er hier die schönen patriarchalischen Sitten jener Urzeiten, wo sich der Höchste noch den Frommgesinnten offenbarte. Nicht strenge an die Gesetze Mahomed's sich bindend, lebte der Greis in friedlicher Eintracht mit seiner einzigen Gemahlin und einer Schar von blühenden Kindern mitten im Kreise seiner Sklaven, die alle den Gebieter wie einen Vater liebten und ehrten; denn es wurden ihnen keine übermäßigen Lasten und Arbeiten auferlegt, und Ruhe und hinreichende Versorgung mit allen Lebensbedürfnissen ließen ihnen den harten Stand der Dienstbarkeit weniger fühlbar werden. Alim Bey war nicht nur ein freundlicher Gebieter und liebevoller Gatte und Vater, er war auch ein edler und nach seiner Erkenntniß ein frommer Mann. Alles, was er in seinem Hause, in seinem Wirkungskreise unternahm, ward in Allah's Namen, mit einem Gebete um des Allmächtigen Beistand begonnen und das Gelingen mit ruhiger Ergebung dem göttlichen Willen anheimgestellt. Traf ein Ungemach das Haus des guten Alim Bey, so erregte es keine Flüche und Verwünschungen; ein sanft ergebenes: Allah will es! war Alles, was der erstaunte Juan darüber hörte. Alle Gebote des Koran zur Ausübung der Barmherzigkeit und zum Dienste Allah's wurden genau befolgt, aber der edle Greis verlangte nicht, daß seine Sklaven seinen Glauben und seine Andachtsübungen theilten; wie er seinem Gotte in der Einfalt seines Herzens nach seiner Erkenntniß diente, so

gestattete er auch seinen Untergebenen nach ihrer Einsicht und ihrem Glauben die Gottheit zu verehren. Juan's Verstand war trotz seiner verkehrten Erziehung scharf genug, um dieses rein menschliche und doch dem göttlichen Willen so gemäße Leben zu erkennen, und trotz des Widerstrebens seiner durch Vorurtheile verblendeten Vernunft mußte er sich eingestehen, daß auch unter den Anhängern des Lügenpropheten edle Naturen sich entwickeln und gedeihen könnten und daß ein Alim Bey nicht seines ererbten Glaubens willen der Hölle verfallen sein könne. Diese Entdeckung erschütterte sein festes Vertrauen in die Richtigkeit seiner eigenen Ansichten und erfüllte sein Herz mit einer tiefern Bekümmerniß und Unruhe, als ein so leichtes Joch der Dienstbarkeit, wie er es trug, erregen konnte. Alim Bey, der den Gemüthszustand seines jungen Sklaven, für den er ein lebhaftes Interesse fühlte, bald erkannte, bemühte sich, die verborgenen Ursachen seines Kummers zu ergründen; da ihm aber Juan im Kampfe mit sich selbst das Vertrauen, zu dem ihn seine unwillkürliche Bewunderung Alim Bey's hinriß, immer versagte, so schloß der Greis, daß die Sklaverei dem jungen stolzen Spanier unerträglich sei, und schenkte ihm unaufgefordert die Freiheit und eine ansehnliche Summe als Reisegeld, damit er in der Heimat das Glück wieder suchen könnte, das ihm der Gram über die Dienstbarkeit geraubt. — Juan war über diese Großmuth erstaunt; sie schien ihm an einem Ungläubigen so unbegreiflich, daß er fast eine Schlinge darunter vermuthete. Alim Bey aber, der sein Erstaunen begriff, sagte freundlich zu dem düstern Fremdling: Du wunderst dich, mein Bruder, daß ich gut gegen dich handle, weil du nicht weißt, daß mein Glaube wie der deine die Tugend zur Grundlage hat; daß, wie wir Alle Einem Gotte dienen, wir auch Alle Ein Gebot der Liebe zu vollziehen haben; daß der Anhänger Mahomed's, wie der Nachfolger Christi,

nur nach dem Maße seines guten Willens und seiner guten Werke die Seligkeit im Himmel erwarten könne. Dies Alles sagt mir wie dir das Gesetz von Oben und das Gesetz in unserer Brust, und indem wir demselben folgen, werden wir erst wahre Menschen und Kinder des allmächtigen Vaters im Himmel. Juan war über diese Worte fast noch mehr als über das Geschenk der Freiheit betroffen, er eilte aber von dieser Gebrauch zu machen, um nicht seine Rührung über des Greises edle Denkweise zu offenbaren, die ihn zu verführen drohte, wie er sich mit Schmerzen eingestehen mußte. Ein geheimes Grauen vor seinen bisherigen Handlungen der Rache und Verfolgung kam über ihn bei dem Gedanken, daß die Menschen, denen er um ihrer Meinungen willen einen ewigen Krieg erklärt, solche edle Naturen wie einen Alim Bey unter sich zählen konnten. Er mußte sich ferne von den Menschen in der Einsamkeit der Wüste wieder zurecht finden, wieder einig mit sich selbst werden und pilgerte deshalb immer dem Osten zu, um endlich auf diesem Wege an den heiligen Ort zu kommen, wo er sein Gelübde lösen sollte. Lange wanderte er in den öden, unbewohnten Gegenden der nördlichen Küste, aber der Friede seines Gemüthes wollte nicht mit ihm ziehen; seine aufgeregte Phantasie stellte ihm unaufhörlich die vielen Opfer seines Fanatismus vor Augen und alle trugen Alim Bey's rührende Züge und sprachen seine Worte des Friedens und der Milde. Diese Unruhe, verbunden mit den Mühseligkeiten und Beschwerden der Reise und den vielen harten Entbehrungen, erschöpfte die Kräfte Don Juan's und an einem glühend heißen Mittage sank er endlich ohnmächtig, mit dem Tode ringend, auf dem Sand der Wüste nieder.

Eine Caravane zog vorüber, die einen reichen, jüdischen Handelsmann mit seiner Familie nach Aegypten bringen sollte. Von seinem edlen Rosse, das ihn mit schnellen

Schritten durch die Wüste führte, erblickte der Jude den Sterbenden, gebot seiner Begleitung zu halten und stieg ab, um den Zustand des Leidenden zu untersuchen. Seine Tochter Rebekka, wie die jüdischen Mädchen jener Zeit in der Heilkunde wohl erfahren, stieg mit dem Vater ab und Beide vereinigten ihre Anstrengungen, um den Ohnmächtigen zum Leben zurückzubringen. Es erforderte indessen lange vergebliche Mühe und großen Zeitverlust, der den Führern der Caravane doppelt empfindlich war, da sie nach gewissen Anzeichen zu fürchten begannen, daß der Schrecken der Wüste, der giftige Samum im Anzuge sei. Vergeblich forderten sie den Juden auf, den Leidenden seinem Schicksale zu überlassen und sein und der Seinigen Heil in eiliger Flucht zu suchen. Baruch und seine Tochter wollten den Kranken nicht verlassen, obgleich das ängstliche Wiehern der Pferde, das Schnauben der Kameele und die vorbeifliehenden Heerden von Gazellen und Giraffen das Nahen des Ungeheuers verkündeten. Endlich schlug Juan unter den liebevollen Bemühungen seiner Retter die Augen auf und erwachte zum Bewußtsein in dem Augenblicke, wo die Führer der Caravane aus Furcht vor der drohend hereinbrechenden Gefahr, jede Pflicht vergessend, auseinander sprengten und Baruch und Rebekka allein bei ihm zurückließen. Flieht, flieht, laßt mich, rief Juan, der nur mit Abscheu sich unter den Händen der Erzfeinde seines Glaubens sah, laßt mich hier sterben; ich will euch meine Rettung nicht verdanken und euer Schicksal nicht mit dem meinen verbinden. Diese rauhen Worte des mit eigener Lebensgefahr Geretteten erschöpften die Geduld des Juden nicht; mit sanfter Gewalt hob er, von Rebekka unterstützt, den todtkranken Fremdling auf sein zitterndes Roß, schwang sich hinter ihn, umschlang ihn mit starkem Arm, und das geängstete Thier, dem das Mädchen auf ihrem Saumthiere nur mit Mühe folgen konnte, rannte

durch die Wüste dahin, und hinter ihnen tobte der rasende Sturm, Berge von Sand in die Höhe wirbelnd und mit seinem giftigen Hauche alles Leben ertödtend. Doch Gott erlaubte nicht, daß der Gerettete und die Retter untergingen in diesem Kampfe der feindlichen Kräfte der Natur. Auf einer kleinen Oase, dem Sammelplatze der Caravane, fanden sie hinter schützenden Bäumen eine Zuflucht vor der Gefahr und ihre entflohenen Begleiter. Don Juan war so entkräftet von dem athemlosen Ritte, daß er mehre Tage bewußtlos war und trotz der Eile, die Baruch hatte, nach Aegypten zu kommen, wollte er den Kranken nicht verlassen und Rebekka pflegte ihn mit der aufopferndsten Liebe. Abermals sollte Juan lernen, daß es unter allerlei Volks, in jedem Glaubensverbande gute, edle Menschen gibt. Baruch und Rebekka, die ihr Leben für ihn gewagt, die keinen Zeitverlust und keine Mühe scheuten, um dem verhaßten Christen, dem blutigen Verfolger ihrer Brüder, Hülfe und Rettung zu bringen, drängten sich abermals zwischen seinen Haß und schmolzen die eisige Rinde seines Herzens. Doch erfuhren seine gütigen Beschützer wenig von Dem, was in Juan's Gemüth vorging; die Vorwürfe seines Gewissens, die immer heftiger wurden, je mehr er das Verwerfliche seiner Unduldsamkeit einsah, machten ihn noch finsterer und verschlossener und ließen ihn die empfangene Wohlthat schmerzlich empfinden. Dessen ungeachtet ließen der Jude und seine Tochter nicht ab von ihrer freundlichen Pflege, die sie fortsetzten bis sie, in Aegypten angekommen, den Kranken völlig hergestellt wußten. Beim Abschiede, wo Juan's noch nicht ganz bewältigter Stolz ihn seine Rührung verbergen ließ, sagte ihm der Jude, indem er ihm die Hand reichte: Vergiß nicht, Christ, daß wir vor dem Herrn Brüder sind, Alle, die wir hier auf Erden wohnen; daß mein Glaube wie der deine uns Gott lieben und dem Nächsten dienen lehrt, wel-

cher Meinung er auch immer sei; daß wir uns deshalb nicht verfolgen und anfeinden dürfen, sondern Einer den Andern ertrage und dulde. Baruch hatte selbst jener Lehre zu getreu nachgestrebt, als daß Juan dies hätte vergessen können; aber mit sich selbst zerfallen und uneinig, ohne Frieden und Rast setzte er seine Reise fort, betend, daß ihm am Grabe des Erlösers Erleuchtung werde, ob er in seinem Eifer für die Kirche Recht gehabt, oder ob seine Verfolgungen sündhaft und strafbar wären. Ohne weitere Gefahren erreichte er die heilige Stadt, und mit der innigsten, schwärmerischsten Andacht verrichtete er am Grabe seines Heilandes alle vorgeschriebenen Gebete und Büßungen. Aber seine Seele fand nicht die gewünschte Ruhe; hier, wo jeder Fußtritt ihn an den Heiligen, den Friedensfürsten mahnte, fühlte er sich schuldig, daß er als Anhänger jener Religion des Heils gegen Brüder gekämpft und gewüthet; und doch wurde auch gerade an dieser Stelle, wo der Erlöser und seine Apostel und so viele Blutzeugen die Opfer der Ungläubigen geworden, wo alle Gräuel des Heidenthums und des Unglaubens so frech ihre Häupter erhoben, sein Haß gegen die Feinde seines Glaubens immer neugestärkt. So wurde er täglich von neuen Zweifeln gequält und geängstigt, und er beeilte sich wieder in seine Heimat zurückzukehren, wo der Umgang mit seinen Brüdern und gleichgesinnten Mitmönchen ihm seinen Gleichmuth und seine Sicherheit zurückgeben sollten; denn er hoffte noch immer, daß die Ideen, die er seit seiner Kindheit als die Leitsterne seines Lebens betrachtet hatte, in dem Kampfe mit den durch seine neuesten Erfahrungen geweckten menschlichen Gefühlen als die einzig wahren und richtigen den Sieg gewinnen sollten.

Um den Gefahren einer abermaligen Seereise zu entgehen, zog Juan vor, den beschwerlichern Weg zu Lande über Griechenland, Ungarn, Deutschland u. s. w. zu machen, und

reiste in langsamen Tagemärschen durch alle jene herrlichen Gegenden, die für einen unbefangenen Geist so voll von Entzücken und bewundernswerthen Schönheiten sind. Aber der Dominikaner genoß wenig von jenen Herrlichkeiten. Mit sich selbst in Zwiespalt und aufgeregt durch den Gedanken, daß die schönsten jener Gegenden im Besitze der Ungläubigen und Ketzer seien, daß jene prächtigen Tempel, an denen sein staunender Blick weilte, nicht von seinen Glaubensgenossen dem Höchsten geweiht waren, daß darin das Wort Gottes anders gelehrt und begriffen wurde, als es ihm wahr und richtig schien, zog er stumm und düster dahin und vermied das Zusammentreffen mit den Menschen, welches doch zur Erheiterung und Beruhigung eines gequälten Geistes das einzige Mittel ist.

Noch trennten ihn viele Meilen von dem heimatlichen, geliebten Boden, als er eines Abends in einer öden, unbelebten Gegend ermüdet auf einem der vielen Felsentrümmer niedersank, die den traurigen Weg bezeichneten. Zu seiner Verwunderung vernahm er dicht hinter sich die süßen Töne der Sprache seines Landes, die, von einer zarten Kinderstimme gesprochen, an sein Ohr schlugen. Begierig lauschte Juan und vernahm bald deutlich jedes Wort eines Gespräches, das ihm wie ein Schwert durch die Seele drang, das vor ihm jedoch auch wie ein flammender Blitz den düstern Schleier zerriß, der das Licht seiner reinen Vernunft bisher verhüllte, daß er mit einem Male die Wahrheit erkannte, nach der er so lange vergeblich gestrebt und deren Erwachen er mit aller Kraft seiner Vorurtheile bekämpft hatte.

„Mein guter Großvater“, sagte die Kinderstimme, „werden wir nicht bald ein Obdach erreichen. Siehe, mich hungert und friert so sehr; auch bin ich ganz von den Dornen und Steinen des Weges verwundet und erschöpft.“ — „Geduld, mein Kind“, erwiderte die milde Stimme eines Grei-

ses. „Der Herr, der uns auf den öden, dornichten Pfad geleitet, wird uns auch wieder auf ebene Wege führen. Laß uns ihm vertrauen, der unser einziger Helfer und Freund ist."

„Aber warum", erwiderte das Kind, „warum mußten wir denn von unserer schönen, stillen Heimat, von unsern Verwandten und Freunden getrennt, in so schreckliches Elend kommen und in der Fremde unser Brot erbetteln, wenn Gott unser Helfer und Freund ist?" — „Willst du mit dem Höchsten rechten, daß er uns dieses Leiden gesandt, mein Kind? Hast du vergessen, daß Alles, was von Ihm uns kommt, nur zu unserm Heile ist, wenn wir es gleich nicht immer verstehen? Laß uns wie der Erlöser am Oelberge ruhig und getrost sagen: Herr, dein Wille geschehe!" — „O, ich weiß das Alles, Großvater! Aber Gott wollte uns ja nicht wehe thun, er hatte uns das Leben so schön gemacht. Der abscheuliche Mönch, der uns so haßte, Fra Bartolomeo ist allein Schuld an unserm Elende. Gott muß ihn dafür bestrafen; ich hasse ihn von ganzem Herzen." — „Mein liebes Kind, nicht hassen darfst du unsern Feind, nicht ihm Böses wünschen. Weißt du nicht die göttlichste der Lehren unseres Heilandes? Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen und thuet wohl Denen, die euch beleidigen und verfolgen. Statt Gott zu bitten, Fra Bartolomeo zu strafen, hebe deine kleinen Hände mit mir zum Himmel empor, um Gott zu bitten, ihn zu segnen und zu erleuchten, ihm seine Verirrungen zu verzeihen, wie wir ihm herzlich vergeben, was er uns Uebles gethan. Er ist ja schon unglücklich genug durch seinen Wahn, der ihn im Elende seiner Brüder sein Heil suchen heißt." Juan konnte nicht zweifeln, daß ihn hier eine Fügung des Himmels mit seinem letzten Opfer, Don Lorenzo de Vega, zusammengeführt, dessen frommen, christlichen Sinn ihm das kurze Gespräch so deut-

lich offenbart hatte. Zerknirscht, vernichtet stürzte er vor dem verwunderten Greise auf seine Knie nieder und dessen Hände mit seinen Thränen benetzend, flehte er um jene Vergebung seines Verbrechens, die Don Lorenzo freiwillig dem ferne geglaubten Verirrten versprochen. Der Greis zögerte auch nicht, durch sein Handeln die Wahrheit seiner Worte zu bekunden. Kaum hatte er sich von seinem Erstaunen erholt, das die plötzliche Erscheinung des Dominikaners mitten in der Wildniß verursacht hatte, als er ihn auch mit der herzlichsten Güte aufrichtete und den durch jenes letzte Ereigniß völlig gebrochenen Geist des Mönches mit sanften liebenden Worten wieder zu beruhigen suchte. Sein eigenes Unglück und die Noth seiner Enkelin bekümmerten den edlen Greis weniger, als die Seelenmarter des unglücklichen Don Juan's, dem dieses Beispiel der Feindesliebe, der schwersten unter allen christlichen Tugenden, von einem Ketzer geübt, so völlig die Augen über einen entsetzlichen Irrthum geöffnet, dem er die besten Kräfte seines Lebens und so viele unschuldige Opfer geweiht hatte. In seiner Verzweiflung verwünschte der junge Mönch sein fluchbeladenes Dasein, und die Verhältnisse, die ihn das Verbrechen für ein Werk Gottes zu halten gelehrt hatten. Doch gelang es endlich den sanften Vorstellungen des Don Lorenzo, der Alles, was Christus Tröstliches und Beruhigendes in seinen heiligen Lehren für den wahrhaft Bereuenden bietet, dem begierig Horchenden wiederholte, ihn zu beruhigen und zu der Ueberzeugung zu bringen, daß auch er von Gott Vergebung für die Verirrungen seines Wahnes finden könne, wenn er reuig zu den wahren Lehren des Christenthums, die den Grund seiner eigenen, wie der evangelischen Glaubenslehre bilden, zurückkehren wolle und fortan nur Gott und seinen Mitmenschen diene, ohne Andersgläubige zu hassen und zu verfolgen. Die tröstlichen Lehren des Greises waren Balsam für Juan's

wundes Herz; er konnte sich nicht von dem edlen Don Lorenzo trennen und begleitete ihn auf seiner mühseligen Wanderung nach England, wo der Greis die kleine Enkelin dem Schutze seiner Verwandten übergeben und dann ruhig das Ende seiner Leiden erwarten wollte. Er starb auch bald, nachdem er sein vorgesetztes Ziel erreicht, in den Armen Don Juan's, der darauf nach Spanien zurückkehrte, wo es seinen Bemühungen und den Fürbitten angesehener Personen, obwol nach den größten Schwierigkeiten, gelang, ein Gelübde zu lösen, das er nicht mehr halten konnte, ohne der durch Gottes Gnade erlangten Erleuchtung seiner Vernunft geradezu entgegen zu handeln. Er benutzte seine wieder erlangte Freiheit einzig dazu, die Opfer seines frühern Fanatismus zu retten und, wo er das nicht konnte, die Angehörigen derselben vor Elend und Mangel zu schützen. Doch konnte er es nie mehr zu einer rechten Freudigkeit des Geistes bringen, denn stets schwebte die Erinnerung an das unsägliche Elend, das er durch seinen Fanatismus und seine Unduldsamkeit hervorgerufen, wie ein dunkler Schatten neben allen seinen Freuden.

Kath. Sie haben uns da eine sehr schöne Geschichte erzählt, deren tiefe, ernste Wahrheiten mich beinahe schaudern machen. Bis zu welchen Verirrungen kann sich doch die schwache Vernunft treiben lassen, wenn sie nicht durch eine gute Erziehung geweckt und geleitet wird. Wir haben alle Ursache Gott zu danken, daß er uns in einem Lande, zu einer Zeit und von Eltern geboren werden ließ, die so viel aufwenden, um uns zu vernünftigen, vorurtheilsfreien Menschen zu erziehen, und uns dadurch vor den schrecklichen Irrthümern zu bewahren suchen, die nicht nur das eigene Leben vergiften, sondern auch so viel Unheil über Andere bringen können.

Fr. R. Du hast wol Recht, meine Liebe, Gott für das

Glück einer guten Erziehung zu danken; es ist unstreitig das größte, das Eltern ihren Kindern geben können, denn ohne dieselbe können selbst edle Naturen, wie die eines Juan, in so verderbliche Bahnen getrieben werden, aus denen sie nicht immer durch so wunderbare Fügungen des Himmels wieder auf den rechten Weg der Wahrheit zurückgeführt werden.

Marie. Ich habe während Ihrer Erzählung nicht gewagt, Sie zu unterbrechen, weil es Ihnen unangenehm ist, ich habe aber einige Ihrer Ausdrücke nicht recht verstanden und bitte Sie deshalb jetzt mir dieselben näher zu erklären. Was heißt Großinquisitor, Inquisition und Auto-da-fé, von denen Sie sprachen?

Fr. R. Die Inquisition war ein im Mittelalter errichtetes geistliches Gericht, vor welches man alle Diejenigen stellte, die in ihren Meinungen, Grundsätzen und in ihrer Lebensweise von den Lehren und Vorschriften der katholischen Kirche entweder ganz abgefallen oder doch abgewichen waren und die man nach dem Grade ihrer scheinbaren Strafbarkeit zu harten Strafen, ja sogar häufig zum Flammentode, dessen Vollstreckung man Auto-da-fé nannte und in Spanien als ein Freudenfest der guten Katholiken betrachtete, verdammte. Großinquisitoren nannte man die obersten Richter dieser schrecklichen Gerichtshöfe, die in Spanien, Portugal und Italien, wo die unwissende, abergläubige Bevölkerung ihr entsetzliches Joch allein duldete, unsäglichen Jammer verbreiteten. Die edelsten, unschuldigsten Menschen wurden dort oft auf einen bloßen Verdacht der Ketzerei oder auf falsche Anklagen boshafter Feinde hin um Hab und Gut, Freiheit und Leben gebracht, oftmals ohne sich nur vertheidigen zu können, ja selbst ohne den Grund ihres Unglücks zu kennen. Wir werden später, wenn wir die Geschichte jener Länder kennen lernen, auf diese die Menschheit und das Christenthum entehrende Einrichtung zurückkommen, die —

Gott Lob! — aufgehoben wurde, seit der menschliche Geist angefangen hat sich wieder aus der Dunkelheit und Rohheit der vergangenen Jahrhunderte zu einer vernünftigen Aufklärung hervorzukämpfen.

Marie. Das ist ja schrecklich, was Sie uns von der Inquisition sagen; wie konnten die Menschen ihre Mitgeschöpfe wegen bloßer Meinungen peinigen und tödten?

Fr. R. Erinnerst du dich nicht aus unserer Religionsstunde, daß gerade um Meinungen die bittersten Feindschaften und Gehässigkeiten entstehen, weil Jeder seine Meinung für die beste hält und sie Andern gutwillig oder mit Gewalt aufdringen möchte.

Marie. Die Inquisition war aber blos ein katholisches Institut; die andern Kirchen kennen keine solche unduldsamen Einrichtungen?

Fr. R. Allerdings; die Ursache davon liegt aber nicht darin, daß die katholische Kirche allein unduldsamer war als die andern, sondern daß zu der Zeit, wo die Menschheit im Allgemeinen sich noch nicht zu dem Standpunkte der Geistesfreiheit und Toleranz erheben konnte, in der katholischen Kirche allein die Macht war, ihrer Unduldsamkeit Nachdruck zu geben. Auch die Protestanten hätten vielleicht oft gern Auto-da-fés angezündet, wie es in England und der Schweiz u. s. w. wirklich geschah, wenn sie es hätten ausführen können. Wir dürfen deshalb nicht eine Kirche verdammen, sondern wir müssen nur beklagen, daß es Zeiten gegeben hat, wo man auf eine so falsche und schreckliche Art glaubte Gott dienen und ihn verehren zu können. Aber laßt mich jetzt eure Aufsätze sehen, wenn ihr dieselben vollendet habt.

Marie. Vollendet ist mein Aufsatz wol, aber Sie werden wol nicht mit mir zufrieden sein; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn diesmal nicht ganz allein gemacht

habe. Ich wußte gar nicht, was ich mit dem Worte Palme anfangen sollte und weinte aus Unmuth, daß mir gar Nichts einfallen wollte. Als der Papa meine Betrübniß wahrnahm, half er mir auf die Spur und sagte, ich sollte einmal eine Fabel versuchen, zu der er mir den Stoff angab.

Fr. K. Ich sehe es zwar viel lieber, wenn du eine schlechte, aber allein gemachte Arbeit bringst, als wenn du fremde Hülfe in Anspruch nimmst, um eine gute zu liefern. Allein diesmal muß ich dir wol aus doppelten Gründen verzeihen; erstens weil du unbefragt dein kleines Unrecht eingestehst, was deiner Wahrheitsliebe Ehre macht, und zweitens, weil ich selbst durch meine zu unbestimmte Aufgabe zur Mitschuldigen an deinem Vergehen wurde. Ich hatte noch ein wenig zu viel auf deine Erfindungsgabe gerechnet. Der Gedanke einer Fabel ist übrigens ganz gut. Laß mich nur sehen, wie du sie durchgeführt hast.

Die Palme und die Wassermelone.

Mitten in der Wüste stand auf einem kleinen grünen Fleckchen am Rande einer Quelle, welche aber die große Hitze ausgetrocknet hatte, eine schöne Palme, die ihre grüne Blätterkrone bis in die Wolken streckte. An ihrem Fuße war eine Wassermelone gewachsen, welche nicht ohne Neid den schönen Baum betrachtete, neben dem sich ihr am Boden kriechendes Kraut sehr armselig ausnahm. „Sei nur nicht so stolz“, sagte sie zu der Palme, „und schaue nicht so verächtlich auf mich herab; wenn ich gleich klein bin und am Boden krieche, so bin ich doch vielleicht mehr werth als du, denn meine kühlende Frucht schafft dem Menschen mehr Nutzen, als der Anblick deines schlanken Stammes und deiner großen Blätter.“ — „Ich bin nicht stolz und verachte

dich nicht", erwiderte der Palmbaum ruhig und obgleich ich mich freue, daß mir der Schöpfer eine schöne Gestalt verliehen, so suche ich doch meinen Ruhm weit mehr darin, den Menschen ebenso nützlich zu werden, als du." Spottend antwortete die Melone: „Wenn einmal die Menschen vom Anschauen satt und erquickt werden, dann will ich deinen Nutzen erkennen." In dem Augenblick kam eine Caravane halb verschmachtet an der Quelle an, wo sie vergeblich Labung suchte. „Ach, hier ist zum Glück eine Wassermelone", sagte Einer, „sie wird uns vom Tode erretten." Stolz blickte das Kraut zu der Palme hinauf. „Was soll die eine Frucht für so Viele", rief ein Zweiter, „laßt uns die Palme abschlagen; ihr erquickender Saft rettet uns Alle." Willig neigte die schöne Palme ihr Haupt, und Alle labten sich an ihrem köstlichen Safte.

Fr. R. Du hättest deine Arbeit dieses Mal nicht für eigene Erfindung ausgeben können, denn man erkennt sehr leicht die fremde Hülfe daran und da ich den Papa nicht zu corrigiren habe, so kann ich mein Urtheil sparen. Aber du bist mir die Moral schuldig geblieben, welche herauszufinden der Papa dir wol überlassen. Sage mir dieselbe deshalb noch nachträglich.

Marie. Daran habe ich in der That nicht gedacht, und ich weiß wirklich nicht, welche besondere Lehre ich daraus entnehmen soll.

Fr. R. Ei, meine kleine Fabeldichterin, da hast du die Hauptsache vergessen, den festen süßen Kern, dessen Schale nur die kleine Erzählung ist. Katharina! Lies du den Aufsatz noch einmal nach und hilf dann deiner Schwester noch vollends aus der Verlegenheit, die ihr das Wort Palme schon bereitet.

Kath. Mir scheint, daß man aus dieser Fabel eine doppelte Lehre entnehmen kann; einmal, daß das Verdienst nicht

immer nur im Verborgenen blüht, wie man zu sagen pflegt, sondern daß es oft auch mit äußern Vorzügen geschmückt erscheint, und dann, daß Menschen von geringem Verdienste oft mit Neid auf Diejenigen blicken, die Vorzüge vor ihnen besitzen, und daß sie diese Vorzüge deshalb, wo sie können, leugnen oder herabzusetzen suchen.

Fr. K. Getroffen, meine Liebe! Vergiß nicht, Marie, diese Lehren noch unter deine Fabel zu setzen, und du, Katharina, gib mir deinen Aufsatz.

Die Palme.

Der edle Jussuf saß am kühlen Abende unter den Palmen, welche die Gärten seines Landhauses zierten, und lächelte freundlich seinem ältesten Kinde, dem jungen Ali zu, der mit kindlichen Scherzen den liebenden Vater zu unterhalten suchte, und blickte dann wieder liebevoll auf die schöne Leila, seine junge Gemahlin, welche sein kleines Töchterlein auf den Armen wiegte. „Wie bin ich doch so glücklich, hier in eurer Mitte unter jenen köstlichen Bäumen, die ich fast wie lebende Wesen, wie meine Freunde liebe! Könnte ich doch immer hier bleiben“, sagte der Araber, und sein Weib erwiderte leise: „Allah gebe es!“ Aber in demselben Augenblicke erschien ein Diener des Deis, wie er vom Kameele gestiegen mit Schweiß und Staub bedeckt, welcher dem tapfern Emir die Schreckensbotschaft überbrachte, daß die Franzosen mit einer mächtigen Flotte vor Algier erschienen seien und daß Jussuf eilen solle zum Heere zu stoßen, um die verwegenen Feinde wieder zurückzutreiben. Jussuf riß sich von der weinenden Leila los, umarmte seine Kinder, warf einen letzten Blick auf die schönen Bäume seiner Heimat und schwang sich auf sein edles Roß, welches ihn in kurzer Frist zu den Thoren seiner bedrängten Hauptstadt brachte. Jussuf befand sich bald mitten im Gewühle des

Kampfes, daß er kaum Zeit fand an seine Heimat und seine Lieben zu denken. Das wechselnde Glück der Waffen war ihm bald günstig, bald ungünstig, aber überall zeigte er sich gleich tapfer und unerschrocken. Nach mehren Jahren eines hartnäckigen blutigen Kampfes siegten die Franzosen und eroberten die Stadt, auf deren Mauern Jussuf nach einer verzweifelten Gegenwehr mit vielen seiner Landsleute gefangen wurde. Die Schmach der Gefangenschaft schien dem tapfern Emir bitterer als der Tod, und sein Herz brach, als er das französische Schiff besteigen mußte, welches ihn nach Frankreich hinüber bringen sollte. Während die übrigen Araber ihrem Gram und ihrem Zorn durch laute Verwünschungen Luft machten, saß Jussuf stumm auf dem Verdeck und schaute nach der Küste, bis der letzte Minaret, der letzte Palmbaum seinen Blicken entschwand. Die Gefangenen wurden nach Paris gebracht, wo man sie, anstatt, wie sie erwarteten, in ein schreckliches Gefängniß zu bringen und sie unter langsamen Martern zu tödten, sehr freundlich behandelte, besonders Jussuf, dem man als einem der ersten Offiziere des Deis große Auszeichnung erwies. Um ihn von seiner Schwermuth zu zerstreuen und ihm einen hohen Begriff von dem Segen der europäischen Civilisation zu geben, führte ihn der französische Offizier, in dessen Hause er einquartirt war, überall herum, um ihm die Herrlichkeiten von Paris zu zeigen. Aber Nichts konnte den Araber im Geringsten interessiren, mit der größten Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung ging er an den ausgezeichnetsten Schätzen der Kunst und des Luxus vorbei, welche seine Gefährten laut bewunderten. Eines Morgens führte ihn sein freundlicher Begleiter nach dem Pflanzengarten, einer der größten Sehenswürdigkeiten von Paris, wo sich die Gewächse aller Zonen zusammen finden. Wie gewöhnlich gleichgültig und theilnahmlos durchschritt Jussuf die schat-

tigen Gänge, als sein Auge plötzlich auf einer Gruppe schöner Palmen haften blieb. Dieser unerwartete Anblick, der den Araber so lebhaft an seine Heimat erinnerte, raubte ihm die Fassung. Er riß sich vom Arme seines Begleiters los, umschlang einen der schönen Bäume und bedeckte ihn mit Thränen und Küssen. Der Offizier war ganz über die Heftigkeit erstaunt, welche der Araber hier bewies, denn er hatte dessen frühere Gleichgültigkeit für Mangel an Gefühl gehalten. Als sich Jussuf endlich beruhigt hatte, wandte er sich zu dem Franzosen und sagte: „Du wunderst dich über meine Thorheit, Franke! Aber wisse, daß das Bild meines ganzen Glückes und meines ganzen Elendes durch den Anblick dieser Bäume in mir wachgerufen wurde." Man erzählte dem Könige die Scene im Pflanzengarten, welcher aus Achtung für den Charakter des Emirs und aus Mitleiden ihm die Freiheit schenkte und ihn wieder in seine von Palmen umschattete Heimat zurückbringen ließ.

Fr. R. Du hast die kleine Anekdote, welche ich euch neulich erzählte, so geschickt benutzt, daß ich sie beinahe nicht mehr erkannt hätte. Ich kann mich darüber nur freuen; auch mit dem Stile deines Aufsatzes bin ich recht zufrieden; es sind nur wenige Wendungen, besonders gegen das Ende hin, wo du wie gewöhnlich ein wenig eilest, noch eckig und nicht genug fließend.

Marie. Darf ich Sie um eine neue Aufgabe bitten, mein Fräulein?

Fr. R. Dieses Mal sollst du eine bekommen, die dich gewiß erfreuen wird, und wo dir kein Mangel an Stoff oder Auswahl Thränen erpressen soll. Eure gütigen Eltern haben, in der Voraussetzung, daß eine nochmalige kurze Unterbrechung unserer Lectionen keinen wesentlichen Nachtheil bringen wird, beschlossen, uns an ihrem kleinen Ausfluge nach Adelsberg, um die Grotte zu besuchen, Antheil nehmen

zu lassen, und ich wünsche, daß ihr mir als nächsten Aufsatz die Beschreibung unserer kleinen Reise und besonders der wunderbaren Tropfsteinhöhle, die wir sehen werden, liefern sollt. Darum ermahne ich dich besonders, Marie, auf dieser Reise recht auf Alles aufmerksam zu sein, was sich dir Neues und Schönes darbieten wird, damit deine Beschreibung auch recht gut ausfallen möge.

Marie. O wie glücklich wir sind! Gewiß soll mein Aufsatz gut werden, um Ihnen und den lieben Eltern auch für diese neue große Freude wenigstens eine kleine zu bereiten.

Kath. Der Wunsch, die Adelsberger Grotte zu sehen, ist schon seit langer Zeit der sehnlichste, den ich hatte, und die nunmehrige Erfüllung desselben macht mich ganz glücklich, um so mehr, da ich gar nicht daran dachte, daß mir dies jetzt zu Theil werden könnte. Ich verspreche Ihnen auch eine recht ausführliche und fleißige Ausführung Ihrer Aufgabe, die mir so viele Freude im Gedächtniß verewigen soll.

Marie. Wann werden wir reisen?

Fr. R. Wahrscheinlich morgen Abends, wenn sich die große Hitze ein wenig gemildert hat. Der Vormittag wird uns also noch für die Lectionen frei bleiben, wenn ihr heute mit euren kleinen Vorbereitungen zur Reise fertig werdet, wie ich es wünsche.

Marie. Das werden wir wol, ich kann Ihnen aber nicht gut dafür stehen, ob ich nicht auch meine Aufmerksamkeit mit einpacken werde, denn ich bin ganz närrisch vor Freude über diesen schönen Ausflug.

Fr. R. Das wäre traurig, denn in diesem Falle müßte ich ja der Mama davon abrathen uns mitzunehmen, da man nie aus Freude närrisch werden soll, sondern jedes Glück,

wie jedes Ungemach mit Ruhe und Mäßigung hinnehmen muß. Aber geht jetzt, meine Kinder, ordnet eure Sachen, wobei ich dir vornehmlich empfehle, deinen Bücherschrank ein wenig heimzusuchen, in dem ich diesen Morgen eine ziemliche Unordnung entdeckte. Wenn ihr fertig seid, könnt ihr mich zum Spaziergange abholen.

Fünfter Tag.

Vormittag.

Fr. K. Nun, meine lieben Kinder, werdet ihr wol die Ungeduld und die Erwartung der Reise so lange zügeln können, bis wir unsere Lectionen beendigt haben?

Kath. Ganz gewiß, mein Fräulein! Fürchten Sie nicht, daß die zu erwartende Freude unsere Aufmerksamkeit störe. Ich werde mich wenigstens bemühen, während der Lehrstunden keinen störenden Gedanken in mir aufkommen zu lassen, was mir um so leichter wird, da die Geschichte ohnehin unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt.

Marie. Auch ich will suchen mir die Erinnerung an die bevorstehende Reise ein wenig aus dem Kopfe zu verbannen, obgleich ich Ihnen gestehen muß, daß es mir schwer wird, denn seit Sie uns diesen Genuß ankündigten, habe ich noch keinen Augenblick aufgehört daran zu denken. Selbst im Schlafe konnte ich mich nicht von dem frohen Gedanken losreißen, und fuhr die ganze Nacht im Traume durch den Karst nach Adelsberg.

Fr. K. Je schwerer dir in Folge deiner natürlichen und begreiflichen Aufregung die Aufmerksamkeit wird, um so mehr wird sie dir Anerkennung erwerben, wenn du sie dennoch

zeigst, wie ich es von dir wol erwarten darf. Doch nun wollen wir auch sogleich unsere Geschichtsstunde beginnen. — Ich hätte zwar, als ich neulich von Perikles sprach, und ich auch diesen merkwürdigen Mann bei der Erwähnung seiner Thaten nach innen und außen als das Muster eines Staatsmannes und als einen großen Feldhern dargestellt habe, auch eine andere Eigenschaft und Richtung seiner Thätigkeit, nämlich was er zur Hebung und Förderung der Künste that, berühren sollen, aber ich verwies euch damals auf das Ende dieses geschichtlichen Abschnittes, wo wir überhaupt einen Rückblick auf Das werfen würden, was die Griechen und besonders die Athener im Gebiete der Literatur und Kunst geleistet hätten, wobei sich uns Gelegenheit darbieten würde, seine Verdienste in genannter Hinsicht gehörig zu würdigen. Indem wir nun da angekommen sind, so will ich heute Dieses zum Gegenstand meines Vortrages machen. Doch, ehe ich näher darauf eingehe, glaube ich vorerst im Allgemeinen bemerken zu müssen, daß die Bildung in Griechenland schon sehr frühe begann und rascher und gedeihlicher fortschritt, als es bei andern Völkern der Fall war, was sich aus mehren Ursachen erklären läßt. Vor Allem mag die Beschaffenheit dieses Landes selbst darauf einen nicht geringen Einfluß gehabt haben, denn unter einem stets klaren Himmel gelegen, von einem lieblichen Klima begünstigt und größtentheils vom Meere umflossen, mußte dieses nothwendig auf das Gemüth und den Geist seiner Bewohner wohlthätig einwirken, einen heitern, lebensfrohen Sinn erwecken, zum Anschauen und Nachdenken auffordern und zugleich jene glückliche Mischung von Anlagen hervorbringen, die auch in der Folge in allen geistigen Bestrebungen der Griechen sichtbar hervortritt. Dazu kam dann bald der Verkehr, in den Griechenland wegen seiner zum Handel äußerst vortheilhaften Lage mit den nahe gelegenen Inseln und mit

dem benachbarten und zum Theil schon ziemlich cultivirten Asien trat. Dieses konnte nicht geschehen, ohne daß dahin selbst die ersten Keime der Cultur verpflanzt, mancherlei Kenntnisse in Umlauf gebracht und die Seelenkräfte der Griechen vielfach angeregt, entwickelt und geübt wurden. Wissen wir ja, wie auch anderwärts Handel und Verkehr mit andern Völkern die Einwohner eines Landes nicht blos rühriger, thätiger und erfindungsreicher, sondern auch einsichtsvoller, verständiger und für das Bessere und Edlere empfänglicher macht, und wie gerade die Länder, die in den meisten Handelsverbindungen stehen, sich auch vor andern durch praktischen Sinn, durch höhere Verstandesbildung und durch treffliche Einrichtungen in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben auszeichnen. Rechnet man dazu in Griechenland noch die Staatsverfassungen und nationalen Feste, nämlich die sogenannten olympischen, pythischen, isthmischen und nemäischen Spiele, wo bei der Versammlung der Blüte des gesammten Volkes jeder Vorzug, jede Gewandtheit des Körpers oder Geistes Aufmunterung, Bewunderung und die ehrenvollste Anerkennung fand, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß die Griechen geistig sich früher entwickelten und durch die genannten Vortheile ihres Landes und durch die andern mannichfaltigen, mächtigen Anregungen nach und nach eine Reife erlangten, die wir bei keinem der alten Völker wiederfinden, und die sie in den Stand setzte, durch ihre vortrefflichen, verschiedenartigen Leistungen in der Wissenschaft und Kunst die Vorbilder und Lehrer aller künftigen Jahrhunderte bis auf unsere Zeit zu werden. Was den Zustand ihres Wissens und den Grad und die Tiefe ihrer Erkenntniß in den wichtigsten Dingen des Lebens anbetrifft, so war davon schon bei Sokrates die Rede, und ich habe euch dort darüber wenigstens so viel mitgetheilt, als ich glaubte, daß es euren Bedürfnissen angemessen und eurer Fas-

sungskraft verständlich wäre; hier werden wir zunächst uns mit Dem beschäftigen, was sie in den verschiedenen Künsten Vorzügliches hervorgebracht haben, wobei sie uns um so größer erscheinen werden, weil sie meistens ohne Vorgänger und Lehrer, Das, was sie hervorbrachten, aus sich selbst zuerst schaffen mußten. Der erste, bedeutendere Anfang geistiger Thätigkeit begann bei ihnen, wie bei jedem andern Volke, mit der Dichtkunst; aber merkwürdig ist es, daß bei den Griechen gleich an der Spitze ein Homer steht, der in einem Heldengedichte die Kämpfe der Griechen vor Troja so meisterhaft besang, daß er für diese Gattung der Poesie für immer Muster und Vorbild wurde. Zugleich findet sich in seinen Gesängen eine so große Mannichfaltigkeit des Stoffes, eine so gemüthliche und kindliche Anschauungsweise, eine so einfache, natürliche und doch auch lebendige Darstellungsart, daß er in allen Jahrhunderten Bewunderung erregte und von uns noch mit Lust und Begeisterung gelesen wird. Außerdem wird dem Homer auch noch ein zweites Werk zugeschrieben, nämlich die Odyssee oder die Irrfahrten und Schicksale des schlauen und erfahrenen Odysseus oder Ulixes bis zu seiner Rückkehr nach Ithaka, was zwar nicht gleichen Werth mit dem ersten hat, aber doch höchst anziehend geschrieben ist. Ihm folgte in dem Lehrgedicht Hesiod, der ebenfalls hohen Ruhm erlangte und vorzüglich viel Beachtenswerthes und Lehrreiches enthält. An diese schlossen sich dann die gnomischen oder elegischen Dichter an, die bei veränderter Staatsverfassung es sich zur Aufgabe machten, ihre Landsleute zur Vaterlandsliebe und allen bürgerlichen Tugenden zu entflammen, indem sie ihre eigenen warmen Empfindungen und patriotischen Grundsätze in kurzen Sätzen und Sentenzen, jedoch in poetischer Form aussprachen, woher sie auch den Namen erhielten. Dahin gehören: Tyrtäus, Theognis und außer Andern auch der unter den

sieben Weisen gefeierte Solon. Darauf entstanden die lyrischen Dichter, und unter diesen ragen besonders hervor: Alcäus, die bekannte Sappho und vorzüglich Pindar, der in seinen Lobgesängen auf die Götter und in der Verherrlichung der Sieger in den Nationalspielen eine Tiefe der Gefühle und eine männliche Kraft in der Darstellung seiner Gedanken entwickelte, daß ihn hierin schon die Alten für unerreichbar hielten und er wol auch nie ganz erreicht wurde. So hatten sich die Griechen auch jetzt schon durch ihre geistigen Erzeugnisse einen Namen erworben, der sie für alle Zeiten vor der Vergessenheit sichern würde; doch ihre höchste Blüte fällt in den Zeitraum zwischen den persischen Kriegen und dem peloponnesischen Kriege. Nachdem nämlich die großartigen Anstrengungen Asiens, Griechenland und mit Griechenland die Nachbarländer zu unterwerfen und zu persischen Provinzen zu machen, durch die Tapferkeit und den Freiheitssinn der Griechen und namentlich der Athener vereitelt waren, da erkannte erst das Volk seine Kraft und es erwachte in ihm ein Nationalgefühl, das in jeder Beziehung auf das Leben derselben die erfreulichsten Einwirkungen äußerte. Es war nicht die Menge der äußern Hülfsmittel, nicht die Zahl der Kämpfer, nicht die physische Stärke, der Griechenland seine Rettung, seine Freiheit und seinen Ruhm verdankte, sondern es war die Ueberlegenheit des Geistes, der höhere Grad von Bildung und die moralische Kraft, was ihm den Sieg, die Unabhängigkeit und zugleich die ehrenvolle Stellung unter den damaligen Staaten verschaffte. Dieses Bewußtsein bewegte elektrisch die Gemüther, erregte mächtig jede noch schlummernde Kraft in dem Volke und führte jenen Aufschwung herbei, der sich bald durch hohen Sinn, durch Begeisterung für alles Große, Wahre und Schöne und durch die herrlichsten Geistesproducte kundgab. Nun erst konnte in Athen das Drama entstehen, die höchste

und vollendetste Gattung der verschiedenen Dichtungsarten. Dieses war zuerst aus den Festlichkeiten am Bacchusfeste hervorgegangen, die ursprünglich mehr lustiger Art waren, indem man sich neben den Lobgesängen auf den Gott mancherlei spöttische Ausfälle auf die Anwesenden erlaubte, wobei dem Witzigsten ein Bock zum Preise gegeben wurde; doch nahmen diese Spiele sehr bald einen ernstern Charakter an, da man darauf kam, die Thaten des Gottes und später auch die von andern Göttern und Heroen in einem Monolog vorzutragen. Dieser Monolog erweiterte sich in der Folge zum Dialoge, und statt des Wagens, dessen sich noch Thespis bediente, baute man breterne Gerüste, und es traten Schleppgewand und Larve hinzu. Vornehmlich war es die Zeit der Perserkriege, in der der ernstere Charakter des Dramas, das man bald nach dem zum Preise gegebenen Bocke Tragödie nannte, ausgebildet wurde; denn die großen Begebenheiten, die an den Griechen vorübergegangen und durch die Entfaltung ihrer Kraft durchgeführt waren, mußten nothwendig ihrem Geiste selbst eine ernstere Stimmung mittheilen und ihn für die Anschauung und Darstellung großartiger Ereignisse oder Handlungen empfänglich machen. Und so wurde Aeschylus, der persönlich an dem Freiheitskampfe den rühmlichsten Antheil genommen hatte, der eigentliche Gründer und Schöpfer des Theaters, und seine geschriebenen Trauerspiele athmen den hohen und kühnen Geist, der seine große Seele belebte. Vervollkommnet aber und zur Vollendung gebracht wurde das Trauerspiel erst durch Sophokles, den jüngern Zeitgenossen des Aeschylus, der, wenn er auch an Kühnheit der Gedanken demselben nicht ganz gleich kommt, doch durch künstliche Form, durch eine edle Sprache, durch Größe und Anmuth in der Darstellung, durch Klarheit in der Auffassung und Beurtheilung menschlicher Zustände und durch einen frommen, echt religiösen Sinn ihn übertrifft

und dadurch eine Gediegenheit erreichte, wie nicht leicht ein anderer Dichter. Der dritte große Dichter in dieser Gattung der Poesie war Euripides, der jedoch an den vorhin genannten Vorzügen seinem Vorgänger nachstand, aber durch den Inhalt seiner Trauerspiele, der das menschliche Herz sehr ansprach und durch seine in der Schule der Sophisten gebildeten Lebensansichten die große Menge für sich einnahm. Bald nach der Tragödie oder dem Trauerspiele machte sich auch die zweite Gattung des Dramas geltend, die sich wieder der ursprünglichen Natur der Bacchusfeste näherte und heiterer Art war, indem sie es sich zu ihrem Geschäfte machte, die Fehler, Verirrungen, Misgriffe und Thorheiten des Lebens, besonders bei Staatsmännern, im Tone des Spottes und kräftigen Witzes zu strafen und ins Lächerliche zu ziehen. Meister in dieser Gattung war Aristophanes, von dem wir noch mehre Stücke besitzen; nach diesem werden gerühmt Cratinus, Eupolis und Andere. Damit hatte die Poesie ihren Höhepunkt und Athen selbst seine Herrschaft im Gebiet des Geistes erlangt. Ueberhaupt wurde von nun an diese Stadt, nicht mit Unrecht, Minervastadt genannt, mehr und mehr der Mittelpunkt aller geistigen Regsamkeit, und wer irgendwo durch irgend ein Talent oder eine Geschicklichkeit sich hervorthat, der begab sich dahin, als wo allein das Verdienst richtig erkannt und würdig geschätzt wurde. Hier lebten und lehrten die weisesten Männer, hier lenkten die größten Staatsmänner die Zügel der Regierung, hier hielten die ausgezeichnetsten Redner ihre begeisternden Vorträge, hier wurden die vorzüglichsten Geschichtschreiber gebildet, hier brachten jene oben bezeichneten Dichter ihre unsterblichen Werke auf die Bühne. Hier war es aber auch, wo die bildenden Künste zuerst ernstlich gepflegt und genährt emporblühten und mit ihren Schwestern um den Vorzug stritten. Wurde ja gleich nach der Schlacht

bei Marathon diese große That der Athener durch ein Gemälde verherrlicht, in welchem Miltiades, der Held des Tages, so hervorgehoben und vorgestellt wurde, daß Themistokles, durch den bloßen Anblick desselben ergriffen, nicht eher Ruhe in sich fand, bis er gleichen Ruhm erlangt hatte. Mußten, darnach zu schließen, die bildenden Künste um diese Zeit schon einen bedeutenden Fortgang gemacht haben, so fällt doch ihr Glanzpunkt erst in die Jahre, in welchen Perikles dem athenischen Staate vorstand. Gehört es wol zu dem großen Glücke dieses Mannes, dessen er sich bis auf die letztern Jahre seines Lebens zu erfreuen hatte, daß die Zeit seiner Wirksamkeit in eine Periode fällt, welche die glänzendste für Athen und vielleicht, wenn man von dem Heile, das der Menschheit durch die Erscheinung des göttlichen Erlösers widerfuhr, absieht, die schönste war, die je ein Volk erlebt hat, so muß man doch zu seinem Lobe sagen, daß er sich dieser nicht unwürdig bewies, sondern daß er vielmehr Alles, was er vorfand, sorgfältig unterhielt und förderte und namentlich durch Das, was er noch außerdem zur Förderung und Belebung der bildenden Künste that, den Glanz Athens noch weit mehr hob, so daß sein Zeitalter recht eigentlich das goldene Zeitalter der Literatur und Kunst genannt werden kann. Es mag immerhin Einige geben, welche ihm hierbei unreine Absichten unterschieben und behaupten, er habe mit dem aus der allgemeinen Kriegskasse der Griechen genommenen Gelde nicht die Kunst an und für sich unterstützen und in die Höhe bringen wollen, sondern er habe dieselbe nur als Mittel benutzt, sich seinen Mitbürgern unentbehrlicher zu machen und seinen Einfluß und seine Macht zu befestigen; deshalb habe er die großartigen Bauten unternommen, um den ärmern Bürgern eine einträgliche Beschäftigung zu verschaffen, und deshalb habe er seine Vaterstadt mit Kunstwerken aller Art geschmückt, um

die unruhige und bewegliche Menge durch die Bewunderung seiner Schöpfungen theils von andern Dingen abzulenken, theils für seine übrigen Plane desto leichter zu gewinnen. Ein Mann, wie Perikles, beabsichtigte gewiß mehr dabei, als eigennützige Interessen; dafür bürgt schon sein hoher Geist und seine gediegene Bildung. Er selbst hatte in seiner Jugend den besten Unterricht genossen und hatte die weisesten Männer seiner Zeit zu seinen Lehrern gehabt; er kam, vermöge seiner Stellung im Staate, in die vielfachste Berührung mit den hervorragendsten Geistern der griechischen Nation, er war der Zeitgenosse der größten Dichter und stand mit ihnen, besonders mit Sophokles, in enger Verbindung, er selbst war Meister in einer Kunst, in der Beredtsamkeit, und verstand mit solcher Anmuth und zugleich mit solcher Kraft zu sprechen, daß er Alle, die ihn hörten, mit sich fortriß und, wie Cicero von ihm sagt, mit dem Vergnügen Stacheln in den Herzen der Menschen zurückließ. So begeisterte er einmal, als er eine Gedächtnißrede auf die in Samos Gefallenen hielt, alle Anwesenden so, daß, da er von der Rednerbühne herabtrat, die Frauen ihn umringten, zurückhielten und sein Haupt mit Kränzen umflochten. Ja selbst sein Umgang, und später seine eheliche Verbindung mit Aspasia, dieser geistreichen Frau aus Milet in Ionien, die mit aller ihrem Geschlechte eigenen Anmuth die feinste Bildung und große Gelehrsamkeit verband, so daß selbst ein Sokrates von ihr bezaubert war und ihre Nähe suchte, mußte veredelnd auf seinen Geist und sein Gemüth einwirken und ihm Wohlgefallen am Schönen und Lieblichen einflößen. Wenn wir dieses bedenken, so können wir unmöglich glauben, daß blos egoistische Zwecke den Perikles bestimmen konnten, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, jene Werke zu schaffen, die auch die späte Nachwelt noch in ihren Trümmern bewundert. Es waren Motive anderer

Art, die ihn dazu vermochten; es war sein hoher Kunstsinn, seine durch ein thatenreiches Leben für das Großartige gestimmte Seele, was ihn bewog, durch die Verwendung und Benutzung der vorzüglichsten Kräfte seine bisher durch Weisheit und Poesie berühmt gewordene Vaterstadt nun auch durch die edelsten Erzeugnisse der bildenden Künste zu verschönern und zu verherrlichen. Er wollte nämlich dadurch ein Gebiet des Schönen, das vorher weniger cultivirt war, zu Ehren bringen, und ein neues Feld eröffnen, auf dem der geniale Geist der Griechen sich versuchen sollte, damit kein Glied in dem unsterblichen Kranze fehlte, den derselbe sich geflochten hat. Außerdem konnte es einem Manne von so durchdringendem Verstande, wie ihn Perikles besaß, nicht entgehen, daß auch die bildenden Künste eine nicht geringe Kraft in sich haben, das menschliche Gemüth wohlthätig anzuregen, durch die Darstellung des Schönen es nach und nach über das Gemeine und Niedrige zu erheben, sanftere Empfindungen und erhabenere Gedanken in ihm zu erwecken und es selbst zur Vorstellung des Ewigen und Göttlichen zu führen, oder überhaupt, daß auch sie ein kräftiges Mittel seien, ein Volk geistig zu heben und zu veredeln. Kann ja Jeder an sich selbst die Erfahrung machen; denn wer hat je einen im großen Stil erbauten Tempel oder ein schönes Gemälde, eine Statue länger und mit Aufmerksamkeit betrachtet, ohne daß er dadurch innerlich ergriffen und in eine reinere und höhere Stimmung versetzt wurde? Solche und ähnliche Betrachtungen schwebten ohne Zweifel der Seele des Perikles vor, als er den Entschluß faßte, Athen wahrhaft in eine Kunststadt umzuwandeln, und gerade dadurch, daß er dies bewirkte und ausführte, hat er der allgemeinen Bildung viel genützt und zugleich seinem Namen ein Denkmal gesetzt, das nie altert, während dagegen seine übrigen Vorzüge und Verdienste um seinen Staat nur noch von

Wenigen gekannt sind. Denn auch in neuerer Zeit wird, wenn ein ähnlicher Aufschwung der Künste stattfand, wie früher unter den Mediceern in Florenz und neuerlich in Baiern unter dem König Ludwig, derselbe nach der perikleischen Kunstperiode gemessen und beurtheilt. Vorzüglich war es die Baukunst, die Bildhauer- und Malerkunst, die er in Schutz nahm und so kräftig unterstützte, daß diese drei genannten Künste bald ihre Vollendung erlangten. Was nun in denselben nach der Anordnung und nach dem Entwurfe des Perikles in Athen Großes geleistet wurde, davon will ich Das, was mir gerade paßlich scheint, anführen, und dann noch überhaupt einige kurze Bemerkungen über die größten Künstler der Griechen und ihre gerühmtesten Werke beifügen. Zu den gepriesenen Bauwerken, die unter dem Perikles aufgeführt wurden, gehören erstlich die Propyläen; diese waren ein breites, glänzendes Säulenthor von Marmor mit fünf hohen Durchgängen und auf beiden Seiten mit großen Flügelgebäuden. Zu dem Thore selbst führte eine hohe Treppe, ebenfalls von Marmor, eine der schönsten, die es je gegeben hat. Diese Propyläen, die von dem Athener Mnesikles erbaut waren und das Staunen Aller erregten, hatten ihre Benennung daher, daß hier der Eingang zur Burg Akropolis war. Dieser oberste Theil der Stadt war zwar schon vorher durch manche prachtvolle Tempel und Gebäude geziert, unter denen das Erechtheum und das Pandrosium am bekanntesten sind, doch prangte vor allen der von Perikles neu erbaute Minerventempel, das Parthenon genannt, in der Form eines länglichen Vierecks und auf allen vier Seiten von einer Halle umgeben, die auf prächtigen Säulen ruhte. Im Umkreise dieses Tempels stand der der Minerva geweihte und vom Jupiter geschützte heilige Oelbaum. Wegen seiner hohen Lage war dieser Tempel von allen Seiten, vom Meere und vom Lande aus,

sichtbar und gewährte einen herrlichen Anblick. Inwendig stand die Bildsäule der Minerva von ungefähr 36 Fuß in der Höhe, aus Elfenbein gearbeitet und mit einem so künstlichen, goldenen Gewebe umgeben, daß man dieses unbeschadet abnehmen und wieder anlegen konnte. Uebrigens war die Göttin in ihrer vollen Rüstung und mit ihren Attributen, mit dem Helm auf dem Haupte, mit dem Schuppenpanzer oder der Aegide umgürtet, in der einen Hand den Speer aufwärts gerichtet und den Schild abwärts gesenkt, in der andern die ihr zugewandte Siegesgöttin haltend. Auf dem Schilde war von zwei andern Künstlern, nämlich von dem Parrhasius und Mys, der Kampf der Lapithen mit den Centauren abgebildet und dabei das Portrait des Phidias, des Meisters der Bildsäule, und das des Perikles versteckt angebracht. Diese Statue, auf deren Gesicht und in deren ganzen Haltung hohe Würde und ein durch Weisheit verklärtes Wesen so gelungen ausgedrückt war, daß Jeder, der sie sah, unwillkürlich von dem Gefühle der Ehrfurcht durchdrungen wurde, war, wie schon gesagt, das Werk des Atheners Phidias, des größten Künstlers der damaligen Zeit, der an Genialität und Hoheit des Stils über alle hervorragte, wenngleich spätere Künstler, wie Praxiteles, ihn an Anmuth und Lieblichkeit übertroffen haben möchten. Dies zeigen auch seine andern Werke, als eine zweite kolossale Minerva von ihm aus der Beute von Marathon in Bronze gegossen, die gleichfalls auf der Akropolis stand und mit Helm und Lanze über dieselbe hervorsah, daß man sie von der See her in weiter Entfernung erblickte, vor Allem aber, um Anderes von ihm zu übergehen, sein Jupiter in Olympia, auch aus Elfenbein gearbeitet und mit Gold überlegt, in dem er die Idee des höchsten Gottes, die ihm in ruhiger Majestät bestand, so unübertrefflich dargestellt und auch im Uebrigen auf eine so großartige Weise zur Anschauung gebracht hatte,

daß diese Statue zu den Wunderwerken der Welt gezählt wurde. Phidias ward deshalb von Perikles ungemein geschätzt und mit einem solchen Vertrauen beehrt, daß er sich seines Rathes und Beistandes auch zur Ausführung seiner übrigen Kunstwerke bediente. Zu diesen gehört ferner das Odeum, ein äußerst prachtvolles, rundes Gebäude, das zur Aufführung von Singspielen und überhaupt von musikalischen Wettkämpfen bestimmt war, im Gegensatze zu dem Theater des Dionysus oder Bacchus, wo die herrlichen dramatischen Werke der vorhin genannten großen Dichter oder die von Neuern aufgeführt wurden. Auch im untern Theile der Stadt fanden sich viele ausgezeichnete Werke der Architektur; unter diesen zog vorzüglich die Pökile die Bewunderung auf sich, eine große Halle oder Galerie zur Aufstellung historischer Gemälde, schon von Cimon geschmückt, aber erst unter Perikles zu ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit erhoben. Hier waren die in der griechischen und besonders in der atheniſchen Geschichte glorreichsten Begebenheiten und Handlungen in den gelungensten Gemälden verewigt. Unter den Künstlern, die dazu wirkten, werden genannt: zuerst Panänus, der Vetter des Phidias, der diesem auch bei seinen großen Werken als Maler hülfreiche Hand geleistet haben soll. Von demselben ist die Schlacht bei Marathon, nebst den jonischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer in mehren Gemälden; dann Mykon, dem die Amazonen- und Centaurenkämpfe zugeschrieben werden; ferner und vorzugsweise Polygnotus, unter dem die Kunst einen bedeutenden Fortschritt machte, indem er seinen Figuren Leben und Ausdruck und einen bestimmten Charakter mittheilte und auch in der Verzierung kunstvollere Mannichfaltigkeit anwandte, sowie er auch zuerst sich der vier Farben bedient haben soll. Sein Hauptgemälde in der Pökile, aus zwei Abtheilungen bestehend, stellte die Griechen vor Troja dar,

und zwar einmal die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Cassandra, dann die gefangenen Trojanerinnen mit der Cassandra in der Mitte. Mehres, was sich noch sowol über die Pökile als auch über weitere Unternehmungen des Perikles erwähnen ließe, übergehe ich, da ich, wie ich vorher bemerkte, euch noch mit einigen andern großen Künstlern aus dieser und der folgenden Periode nebst ihren gerühmtesten Werken bekannt machen möchte. In der Bildhauerkunst wetteiferte mit Phidias Polykletus aus Sicyon, erreichte ihn aber nicht an Größe und Hoheit des Stils; deshalb soll er sich mehr den Jünglingsgestalten zugewandt haben, und hier gelang es ihm, Vorzügliches zu leisten. Den größten Ruhm von ihm erlangte sein Diadumenos, ein Jüngling, der sich selbst die Siegesbinde um die Haare wand, und sein Doryphoros oder Lanzenträger, ebenfalls ein Jüngling. Diese letztere Statue hat allen Forderungen der Kunst so sehr entsprochen, daß die Alten sie als Vorbild und Regel für die Bildhauerkunst betrachteten. Außerdem ist noch von ihm die argivische Juno in kolossaler Gestalt, von Elfenbein und Gold, entschleiert, mit einem goldenen Kranze auf dem Haupte, der von den Horen geziert wird, in der linken Hand den Scepter mit dem Kukuk, in der rechten einen Granatapfel haltend. Diese Juno sollte ein Gegenstück zu dem olympischen Jupiter des Phidias sein. An den Polykletus reiht sich Myron an, ein Athener, der ihn an Mannichfaltigkeit in der Stellung und an der Proportion und Harmonie der Theile noch übertroffen haben soll, aber an Ausdruck des Charakters und der Leidenschaften ihm nachstand. Von diesem standen seine Ringergestalten und vornehmlich sein Diskobulus oder Diskuswerfer in großem Ansehen, und seine eherne Kuh war so täuschend, daß selbst Thiere durch sie herbeigelockt wurden. Auch die beiden Schüler des Phidias, Alkamenes von Athen und

Agorakritus aus Paros gehörten zu den größten Künstlern ihrer Zeit. Der Erstere stellte an dem hintern Gipfel des Tempels des Jupiters zu Elis in erhabener Arbeit die Schlacht der Lapithen mit den Centauren auf der Hochzeit des Pirithous und den Theseus dar, wie er mit einem Beile die Centauren erlegte; dann wetteiferte er mit dem Agorakritus in der Verfertigung einer Bildsäule der Venus, wobei ihm der Vorzug zuerkannt wurde. Einen neuen Fortschritt machte die Kunst durch Skopas und Praxiteles; beide bedienten sich zuerst statt des Elfenbeins des Marmors und verstanden es, ihren Werken die höchste Anmuth und Lieblichkeit zu verleihen, weshalb auch mit ihnen die Periode des schönen Stils beginnt. Von Skopas rühmt man seine bacchischen Tänze oder Thyasen, worin Schönheit mit Schwärmerei verschmolzen auf das Sinnigste dargestellt gewesen sein soll; außerdem soll er mit dem Praxiteles in den Statuen der Venus und der Niobe um den Vorzug gestritten haben; des Praxiteles Meisterstück aber war die gnidische Venus, wie sie dem Bade oder Meere entsteigt, wol das Schönste, was die griechische Kunst erzeugte. Von hohem Kunstwerthe waren auch seine Niobe, seine Diana, seine Ceres und sein Bacchus. Den Schluß machte Lysippus, ein Zeitgenosse Alexander's des Großen, den dieser König so sehr ehrte, daß er nur allein von ihm abgebildet sein wollte, wie er sich auch nur von Apelles malen ließ. Ungefähr gleichen Gang mit der Bildhauerkunst nahm auch die Malerei. So vortrefflich auch die frühern Malereien in Hinsicht auf Zeichnung, Proportion, gute Farbenmischung und kräftige, ausdrucksvolle Ausführung sein mochten, so war doch Zeuxis aus Heraklea der erste, der es dahin brachte, ideale Schönheit in seinen Gemälden zu versinnlichen. Er war der Schüler des atheniſchen Malers Apollodorus, dem das Verdienst einer treuen Nachbildung der Natur, richtiger

Zeichnung und eines guten Colorits zuerkannt wird. Doch bald sah sich der Lehrer zu seinem großen Aerger von dem Schüler übertroffen, der vorzüglich durch seine Helena seinen Namen und Ruhm begründete; denn dieses Gemälde fand eine solche Bewunderung, daß, wie der Lanzenträger des Polykletus in der Bildhauerkunst, so dieses in der Malerei als Norm galt. Von ziemlich gleichem Werthe sind auch seine übrigen Gemälde, als Herkules in der Wiege, wie er die Schlangen erdrückte, der Athlet, die Alkmene, die Penelope u. s. w. Bekannt ist auch sein Wettstreit mit dem Parrhasius, in welchem er Trauben malte, auf welche die Vögel herabflogen, Parrhasius aber einen Vorhang, den Zeuxis selbst für einen wirklichen hielt. Daher räumte er auch dem Parrhasius den Vorzug ein mit den Worten: er habe nur Vögel, Parrhasius aber ihn getäuscht. Parrhasius selbst war von Ephesus gebürtig und hatte vor seinen Vorgängern Das voraus, daß er mit der Schönheit Anmuth und Lieblichkeit zu vereinigen wußte, weswegen er sich auch in dem Ausdrucke der weiblichen Schönheit vorzüglich auszeichnete. Sonach waren Zeuxis und Parrhasius die eigentlichen Begründer der Periode des schönen Stils in der Malerei, wie Skopas und Praxiteles in der Bildhauerkunst. Ein Werk von ihm, nämlich den Kampf der Lapithen mit den Centauren in dem Schild der Minerva, haben wir schon vorhin erwähnt. Von seinen übrigen Gemälden, die alle höchst schätzenswerth waren, will ich nur eines anführen, bei welchem er sich mit Timanthes aus Samos in einen Wettkampf einließ. Es betraf dieses den Streit des Ajax mit dem Odysseus um die Waffenrüstung des Achilles. Als beide Gemälde ausgestellt waren und seinem Gegner der Vorzug zuerkannt wurde, so äußerte er spöttisch: es sei ihm um den Helden leid, der abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden wäre. Timanthes hatte nämlich

für sein Gemälde den Zeitpunkt gewählt, wo Ajax sich von dem Anfalle von Raserei erholt hatte und nun sinnend dasaß und das Geschehene überdachte, was mit einem solchen Ausdruck ausgeführt war, daß der Ausspruch nicht ungerecht schien. Zuletzt verdienen noch erwähnt zu werden Protogenes, der außer andern Meisterwerken den Jalysus, den Gründer von Rhodus, und daneben ein Rebhuhn und einen Hund so vortrefflich malte, daß dieses Stück die höchste Bewunderung erregte, und Apelles, der außer seinen übrigen Vorzügen auch der größte Portraitmaler des Alterthums war, weshalb Alexander, wie schon gesagt, sich nur von ihm malen lassen wollte. Seine zwei berühmtesten Werke sind die coische Venus, wie sie dem Meere entsteigt, zwar nicht ganz vollendet, aber so vorzüglich entworfen, daß kein Künstler sich getraute, das Fehlende vollends auszuführen, dann der Umriß zu einem Gemälde, welcher in Folge eines Wettstreites mit Protogenes entstand. Apelles soll nämlich den Protogenes in Rhodus besucht haben, und da er ihn nicht antraf, mit dem Pinsel einen Umriß entworfen und sich wieder entfernt haben. Als Protogenes zurückgekehrt war, zeigte man ihm den Umriß; darauf hatte Jener, der sogleich die Hand des Apelles erkannte, eine noch schönere und genauere Zeichnung beigesetzt, und sich wieder entfernt. Apelles kam bald darauf; er bewunderte die Zeichnung des Protogenes, aber er bemühte sich, diese noch zu übertreffen und zeichnete einen neuen Umriß mit einer solchen Künstlichkeit, daß Protogenes sich für überwunden erklärte. Dieses Werk des Apelles galt für ein Wunder der Kunst und war später lange eine Zierde der kaiserlichen Paläste in Rom, bis es verbrannte. Auch als Thiermaler war Apelles ausgezeichnet. Von mehren Geschichtschreibern wird erzählt, daß er ein Pferd des Alexander's so natürlich malte, daß die vorübergehenden Pferde es anwieherten. Dieses mag hinreichen,

um euch einen Ueberblick über Das, was die Alten und namentlich die Griechen in dem Gebiete der Kunst geleistet haben, zu verschaffen. Es wird euch von Dem, was ich vorgetragen habe, Manches nicht recht verständlich sein und ihr werdet daher Vieles zu fragen haben. Doch wir wollen uns heute nur auf das Wichtigste, nämlich auf Das, was im Allgemeinen über die Kunst gesagt wurde, beschränken, das Andere aber, z. B. dunkle Namen aus der Mythologie oder der Alterthumskunde, auch wol die verschiedenen Arten der Dichtkunst und was euch sonst entgeht, bei der Repetition in der nächsten Geschichtstunde besprechen. Nun, Marie, magst du zuerst dich nach Dem erkundigen, worüber du nähere Erklärung wünschest.

Marie. Sie haben in dieser Stunde viel von Kunst gesprochen; aber was Kunst sei, davon habe ich keinen klaren Begriff und zwar schon deswegen nicht, weil ich sehe, daß man den Ausdruck in der mannichfaltigsten Beziehung gebraucht. So sagt man, es gehöre Kunst dazu, einen Tisch, ein Kleid, ein Gefäß zu verfertigen, ein Haus zu bauen, einen Garten anzulegen, eine Maschine herzustellen, Metalle zu bearbeiten; dann höre ich von Dichtkunst, Tonkunst, Bildhauerkunst, Malerkunst, Tanzkunst u. s. w., dadurch werde ich verwirrt und ich kann mir durchaus nicht denken, was Kunst überhaupt, noch weniger aber, was bildende Kunst sei.

Fr. K. So werden wir denn suchen müssen, uns hierüber Belehrung zu verschaffen. Freilich wird dieses nicht gründlich und vollständig, auch nicht kunstgerecht sein können; denn dazu fehlt uns theils die Zeit, theils liegt es außer unserer jetzigen Aufgabe, tiefer in die Sache einzugehen, aber doch soll sie dich mit dem Allgemeinsten bekannt machen, damit du in Zukunft, wenn von Kunst die Rede sein wird, nicht wieder verwirrt wirst, sondern ungefähr

wissest, was du darunter zu denken habest. Laß uns nun gemeinschaftlich über den Gegenstand nachdenken. Du sagtest, daß der Ausdruck Kunst in der mannichfaltigsten Beziehung gebraucht werde; glaubst du, daß dieses geschehen dürfte, wenn nicht in demselben gewisse Merkmale lägen, die eine solche mannichfaltige Beziehung zuließen?

Marie. Das glaube ich zwar, aber was diese Merkmale sind, das finde ich nicht von mir selbst.

Fr. R. Vielleicht wirst du darauf kommen, wenn du dich erinnerst, was wir in der Naturgeschichte über die Körper bemerkt haben; wie theilten wir sie zuerst ein?

Marie. In künstliche und natürliche Körper.

Fr. R. Das thaten wir; wie unterschieden wir aber wieder die künstlichen von den natürlichen Körpern?

Marie. Wir verstanden unter den künstlichen Körpern im Gegensatze von den natürlichen solche, die von den Menschen für gewisse Zwecke verändert worden wären.

Fr. R. Und wie haben wir einen jeden von den Menschen für gewisse Zwecke veränderten Körper genannt?

Marie. Ein Kunstproduct.

Fr. R. Für Kunstproduct können wir den deutschen Ausdruck Kunsterzeugniß setzen; was will wol jede Kunst hervorbringen?

Marie. Gewisse Kunsterzeugnisse.

Fr. R. Warum aber nennen wir sie Kunsterzeugnisse?

Marie. Weil, um solche hervorzubringen, Kunst erfordert wird.

Fr. R. Kannst du dir jetzt denken, was Kunst sei?

Marie. Das kann ich noch nicht.

Fr. R. So sage mir, bist du auch im Stande, jedes Kunsterzeugniß hervorzubringen?

Marie. Das bin ich nicht, so lange ich nicht weiß, was

zu einem Kunsterzeugnisse gehört und dann wie es hervorgebracht wird.

Fr. R. Was das letztere anbetrifft, nämlich wie es hervorgebracht wird, heißt das etwas Anderes, als die Art des Verfahrens oder die Regeln kennen, nach denen es hervorgebracht wird?

Marie. Ich glaube nicht.

Fr. R. Also kannst du auch dieses für jenes setzen?

Marie. Ja.

Fr. R. Wer also ein Kunsterzeugniß hervorbringen will, was muß der wissen?

Marie. Zweierlei; erstens was zu einem Kunsterzeugnisse gehört, dann muß er die Art des Verfahrens oder der Regeln kennen, nach denen es hervorgebracht wird.

Fr. R. Angenommen, du besäßest diese doppelte Kenntniß, bist du dadurch schon fähig, ein Kunsterzeugniß hervorzubringen, wie es sein soll, oder wird dazu noch ein Drittes erfordert?

Marie. Wenn ich nach dem Unterrichte, den wir im Zeichnen und in der Musik erhalten, schließen darf, so gehört vorzüglich viele und anhaltende Uebung dazu.

Fr. R. Und was erlangst du durch viele und anhaltende Uebung?

Marie. Eine gewisse Fertigkeit, die man auch Kunstfertigkeit oder Geschicklichkeit nennen kann.

Fr. R. Können wir den Ausdruck Kunsterzeugniß nicht auch in einem etwas weitern Sinne fassen, so daß er nicht blos die von Menschen veränderten Körper, sondern auch die künstlichen Erzeugnisse des Geistes in sich begreift?

Marie. Was sind das für künstliche Erzeugnisse des Geistes?

Fr. R. Ich meine eine musikalische Composition, ein Gemälde und vor Allem ein Gedicht.

Marie. Ich zweifle nicht, daß man auch diese Kunsterzeugnisse nennen kann.

Fr. R. Läßt sich auch auf diese eben Das anwenden, was von den andern Kunsterzeugnissen gesagt wurde?

Marie. So weit ich es beurtheilen kann, glaube ich es wenigstens.

Fr. R. Dein Gefühl hat dich nicht getäuscht; denn es findet hier Gleiches statt. Endlich wer sich vorzüglich damit abgibt, Kunsterzeugnisse, von welcher Art sie sein mögen, hervorzubringen, thut er dieses ganz absichtslos, oder verbindet er irgend einen Zweck damit?

Marie. Das letzte ist mir wahrscheinlicher, aber was das für ein Zweck sein könne, weiß ich nicht anzugeben.

Fr. R. So will ich es an deiner Statt sagen; dieser Zweck ist entweder Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben, oder Vergnügen. Nun wollen wir Das, was wir als Bestandtheile und wesentliche Erfordernisse bei jeder Kunst erkannt haben, noch einmal kurz zusammenfassen, um einen klaren Ueberblick zu bekommen. Worauf ist also jede Kunst gerichtet und was sucht jede hervorzubringen?

Marie. Kunsterzeugnisse.

Fr. R. Und was rechnen wir zu den Kunsterzeugnissen?

Marie. Nicht blos körperliche Gegenstände, die durch die Menschen verändert worden sind, sondern auch alle künstlichen Erzeugnisse der Seele.

Fr. R. Was wird dazu erfordert?

Marie. Einmal Kenntniß Dessen, was zu einem Kunsterzeugniß gehört, dann Kenntniß der Art des Verfahrens oder Kenntniß der Regeln, nach denen ein Kunsterzeugniß hervorgebracht wird, und drittens eine durch Uebung erlangte Fertigkeit oder Geschicklichkeit.

Fr. R. Und was liegt allen Kunsterzeugnissen zu Grunde?

Marie. Ein Zweck, der entweder Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben oder Vergnügen ist.

Fr. R. Nun, wirst du mir sagen können, worin jede Kunst, wie sie heißen mag, besteht, und was dazu gehört?

Marie. Jede Kunst besteht darin, daß man etwas erzeuge, was selbst ein Kunsterzeugniß genannt wird, es mag dieses entweder etwas Körperliches oder Geistiges betreffen; zum Erzeugen aber wird erfordert, daß man einmal wisse, was zu einem Kunsterzeugnisse gehört und durch welche Art des Verfahrens oder nach welchen Regeln es hervorgebracht wird, dann daß man dazu eine durch Uebung erlangte Fertigkeit oder Geschicklichkeit besitze und endlich, daß man dabei einen gewissen Zweck vorhabe, der entweder Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben oder Vergnügen ist.

Fr. R. Nun wollen wir wieder auf Das zurückkehren, wovon wir ausgingen. Du hattest gesagt, daß der Ausdruck Kunst in der mannichfaltigsten Beziehung gebraucht werde. Darauf fragte ich dich, ob du glaubtest, daß dieses geschehen dürfte, wenn nicht in demselben gewisse Merkmale lägen, die eine solche allgemeine Benennung zuließen. Dies verneintest du zwar, aber du setztest hinzu, daß du die gemeinsamen Merkmale von selbst nicht finden könntest. Wirst du dieses auch jetzt noch sagen?

Marie. Jetzt nicht mehr, denn ich glaube nun nach dieser Entwickelung Ihre Frage beantworten zu können.

Fr. R. So laß hören, was es für Merkmale seien.

Marie. In jeder Kunst zeigt sich erstlich eine gewisse Geschicklichkeit oder durch Uebung erlangte Fertigkeit, dann ein Erzeugniß, das Kenntniß der Sache und Kenntniß der Regeln, nach denen es hervorgebracht wird, voraussetzt, das eben deswegen Kunsterzeugniß genannt wird, und endlich ein Zweck, der entweder Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben oder das Vergnügen ist.

Fr. R. Wenn du diese Merkmale, die das Wesen jeder Kunst ausmachen, in deinem Geiste festhältst, wirst du dann auch noch verwirrt werden, wenn du von der Kunst, einen Tisch, ein Kleid, ein Gefäß zu verfertigen, ein Haus zu bauen, einen Garten anzulegen, eine Maschine herzustellen, oder wenn du von der Dichtkunst, Malerkunst, Bildhauerkunst, Tanzkunst u. s. w. reden hörst? Findest du nicht, worin in allen diesen die Kunst besteht?

Marie. Das fürchte ich nicht mehr, nachdem ich begriffen habe, worin das Wesen jeder Kunst sich äußert und was dazu gehört.

Fr. R. Nachdem du, wie du sagst, dieses begriffen hast, so wirst du mir jetzt wol sagen können, was Kunst überhaupt sei?

Marie. Kunst ist eine durch Uebung erlangte Fertigkeit oder Geschicklichkeit, irgend ein Kunsterzeugniß nach einer demselben zu Grunde liegenden Kenntniß und mit Befolgung der dabei zu beobachtenden Regeln für einen bestimmten Zweck hervorzubringen.

Kath. Ich bin mit Aufmerksamkeit Dem gefolgt, was Sie mit der Marie bisher über die Kunst verhandelt haben, und so weit ich nach meiner beschränkten Einsicht urtheilen kann, glaube ich, daß der Begriff derselben hinreichend bestimmt sei; denn die genannten Merkmale finden sich in jeder Kunst vor und die abgegebene Erklärung reicht überall aus. Aber gleichwol fehlt mir noch Etwas, um eine vollständige Kenntniß von der Sache zu haben; ich finde nämlich, daß ich dadurch nicht in den Stand gesetzt bin, die einzelnen Künste selbst von einander zu unterscheiden. Es wird sich dieses leicht zeigen, wenn wir von den vorhin genannten Künsten nur zwei wählen, etwa die Kunst Kleider zu verfertigen und die Malerkunst. Denke ich mir nun den Begriff Kunst, so genügt für beide die Erklärung, soll ich aber den Unterschied zwi-

schen beiden angeben, so genügt sie nicht, und offenbar müssen noch andere wesentliche Merkmale hinzukommen. Ein Beispiel wird die Sache noch deutlicher machen. Wenn ich nach den Merkmalen frage, die den Begriff Thier ausmachen, so kann man mir angeben: organisirter Körper, Leben mit Empfindung, willkürliche Bewegung u. s. f.. Diese Merkmale finden sich in jedem Thiere, wenn man etwa die sogenannten Pflanzenthiere abrechnet; aber daraus erkenne ich noch nicht, was ein Säugethier, was ein Vogel, eine Amphibie u. s. w., und noch weniger was ein Affe, ein Pferd, ein Adler u. s. w. sei.

Fr. K. Du hast in Dem, was du bemerkst, nicht Unrecht; du wolltest nämlich dadurch zu erkennen geben, daß die von uns angeführten Merkmale nur die Gattung betreffen, aber nicht auch die Arten und Unterarten, und daß sie folglich nicht hinreichen, wenn es darauf ankommt, von jeder einzelnen Kunst uns eine Vorstellung zu machen, sondern daß in diesem Falle neue Merkmale hinzukommen müssen. Mit andern Worten, du möchtest gern wissen, wie und nach welchen Merkmalen auch bei der Kunst die Gattung in Arten und Unterarten eingetheilt werde, und welches diese Arten und Unterarten seien. Ist dies dein Wunsch, so kann ich ihn nicht ganz befriedigen, theils weil, wie ich schon vorhin bemerkt habe, hier nicht der Ort dazu ist, theils weil es auch ohne gewisse Vorkenntnisse nicht wol geschehen kann. Aber doch will ich wenigstens in so weit darauf eingehen, daß ich gemeinschaftlich mit dir Das aufsuche und bestimme, was das Eigenthümliche der einzelnen Arten der Künste sei, damit du Das, was ich heute vorgetragen habe, leichter verstehen und klarer im Geiste auffassen kannst. Hierbei könnte ich zwar daran erinnern, daß wir schon im Vorigen auf Theilungsgründe hingewiesen haben; ich will es aber unterlassen, weil ich glaube, daß die Untersuchung leichter von

Statten gehen werde, wenn wir sie von vorn beginnen. Wir wollen nun zur Sache schreiten, indem ich frage und du antwortest, oder, wo du es für nöthig erachtest, du fragest und ich antworte. Vor Allem sage mir: bist du mit der Art, wie wir die Kunst erklärt haben, einverstanden oder vermissest du noch Etwas?

Kath. Ich bin damit einverstanden und vermisse Nichts.

Fr. R. So wiederhole noch einmal, was man unter Kunst zu denken habe?

Kath. Kunst ist nach der angegebenen Erklärung eine durch Uebung erlangte Fertigkeit oder Geschicklichkeit, gewisse Kunsterzeugnisse nach einer richtigen Erkenntniß Dessen, was dazu gehört, und mit Befolgung der dabei zu beobachtenden Regeln oder Vorschriften für bestimmte Zwecke hervorzubringen.

Fr. R. Was liegt jedem Kunsterzeugnisse zu Grunde?

Kath. Ein Zweck.

Fr. R. Und dieser Zweck ist nach Dem, was wir schon vorhin bemerkten?

Kath. Entweder Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben oder Vergnügen.

Kath. Es gibt zwar Künste, bei denen beides, Nutzen und Vergnügen, vereinigt sein kann, wie, um ein Beispiel anzuführen, in der Gartenkunst; gleichwol begnügen wir uns mit deiner Angabe. Wenn nun jedes Kunsterzeugniß einen von beiden Zwecken hat, wie können wir darnach schon die Künste eintheilen?

Kath. In solche, welche Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben und in solche, welche das Vergnügen zum Zwecke haben.

Fr. R. Nun laß uns weiter gehen; kann man irgend eine Kunst üben, ohne Anwendung von Kräften?

Kath. Das glaube ich nicht.

Fr. R. Was können dies wol im Allgemeinen für Kräfte sein?

Kath. Körperliche Kräfte und geistige Kräfte.

Fr. R. Gibt es nicht Künste, die mehr die körperlichen Kräfte in Anspruch nehmen, wenngleich die geistigen davon nicht ausgeschlossen sind?

Kath. Ja.

Fr. R. Haben es diese gewöhnlich nicht mehr mit rohen, körperlichen Stoffen zu thun, die in Kunsterzeugnisse verwandelt werden sollen?

Kath. So scheint es mir.

Fr. R. Bei welchen Künsten dieses der Fall ist, wird bei diesen die Anwendung der Kräfte nicht meistens mit Anstrengung verbunden sein, so daß sie zur Arbeit wird?

Kath. Auch das muß ich annehmen.

Fr. R. Jede Arbeit macht sie uns an und für sich Freude, oder blos mit Rücksicht auf den Erfolg, den man davon zu erwarten hat, d. h. auf den vorliegenden Zweck und den Vortheil, den man dadurch zu erlangen hofft?

Kath. Nach meiner eigenen Erfahrung muß ich für das Letztere entscheiden.

Fr. R. Der vorliegende Zweck und der Vortheil, den man zu erlangen hofft — besteht er bei solchen Künsten nicht in Dem, was wir Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben nannten?

Kath. Ja, ich glaube dies.

Fr. R. Die Künste endlich, bei denen die Beschäftigung damit zur Arbeit wird — bedürfen sie außer den andern erforderlichen Geräthen zu ihrer Verrichtung nicht vorzugsweise der Hände gleichsam als Maschinen oder Bewegungswerkzeuge?

Kath. Das leuchtet mir sehr ein.

Fr. R. Diejenigen Künste also, bei denen dieses Alles

stattfindet, nennt man gewöhnlich mechanische oder gebundene. Nun fasse dies zusammen und sage mir was mechanische Künste seien?

Kath. Mechanische Künste sind solche, die zunächst Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben zum Zwecke haben, die sich mehr mit rohen Stoffen beschäftigen, bei denen die Beschäftigung der Kräfte zur Arbeit wird, die nur Befriedigung in dem zu erwartenden Erfolge finden und wobei die Verrichtung außer andern erforderlichen Geräthen hauptsächlich durch die Hände geschieht.

Fr. R. Gut. Kannst du mir auch einige solche Künste nennen?

Kath. Die Schneiderkunst, Tischlerkunst, Sattlerkunst, Kochkunst, Färberkunst u. a. m.

Fr. R. Wird nicht auch bei den mechanischen Künsten wieder ein Unterschied zu machen sein?

Kath. Den kenne ich nicht.

Fr. R. Sind nicht einige von diesen, die weniger Bildung voraussetzen, mehr Handarbeit und eine gewisse eingeübte Fertigkeit in geschickter Hervorbringung ihrer Gegenstände erfordern, andere dagegen, die den Geist und namentlich den Verstand mehr beschäftigen, auf mannichfaltigern Kenntnissen beruhen und im Erzeugen selbst eine viel größere Geschicklichkeit nöthig machen?

Kath. Darauf kann ich nicht sogleich antworten.

Fr. R. Glaubst du nicht, daß mehr Nachdenken und Kunst dazu gehöre, ein Instrument, ein Clavier, eine Maschine zu verfertigen, als ein Kleid, einen Tisch, ein Gefäß?

Kath. Das wol.

Fr. R. Werden also die Künste, die sich mit jenen und ihnen ähnlichen Dingen beschäftigen, nicht höher zu stellen

sein, als die, welche es zunächst mit den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens zu thun haben?

Kath. So kommt es mir vor.

Fr. R. Wie kann man demnach die mechanischen Künste eintheilen?

Kath. In höhere und niedere.

Fr. R. Welche Künste würdest du zu den höhern und welche zu den niedern zählen?

Kath. So viel ich verstehe, würde ich zu den höhern die Schönfärberei, die Scheidekunst, die Apothekerkunst, die Uhrmacherkunst, dann die Kunst in Gold und Silber zu arbeiten, Maschinen zu bauen, musikalische Instrumente zu verfertigen und andere mehr, zu den niedern aber alle diejenigen zählen, die man mit einem Namen Handwerke nennt. Darüber bin ich nun ziemlich im Klaren, warum aber alle diese Künste auch gebundene genannt werden, das begreife ich nicht. Mechanisch läßt sich leicht erklären; es kommt nämlich dieser Ausdruck wol von Maschine her, weil man bei der Verrichtung außer den Händen mancherlei Werkzeuge nöthig hat; was aber gebundene Kunst bedeuten soll, das ist mir völlig unbekannt.

Fr. R. Vielleicht wirst du darauf kommen, wenn du dich erinnerst, was wir über die Art, wie bei den mechanischen Künsten unsere Kräfte in Thätigkeit gesetzt und darin erhalten werden, bemerkt haben.

Kath. Nach Dem, was darüber gesagt wurde, werden sie in Thätigkeit gesetzt durch das Vorhalten eines bestimmten Zweckes und in der Thätigkeit erhalten durch die Aussicht auf den Erfolg, den man von seiner Bemühung erwartet.

Fr. R. Würde ohne das Vorhalten eines Zweckes und ohne Aussicht auf den Erfolg beides noch stattfinden?

Kath. Das glaube ich nicht, weil bei den mechanischen

Künsten die Thätigkeit mit Anstrengung und Arbeit verbunden ist und die Arbeit nicht an sich Freude macht.

Fr. R. Also muß hier die Thätigkeit durch etwas Aeußeres angeregt und festgehalten werden?

Kath. Ja, und zwar durch einen Zweck, den man vorhat, und durch die Aussicht auf Erfolg, den man hofft.

Fr. R. Was festgehalten ist, kann man das nicht auch gebunden nennen?

Kath. Jetzt verstehe ich es; gebunden werden die mechanischen Künste genannt, weil bei ihnen der Grund der Thätigkeit nicht in der Beschaffenheit Dessen liegt, was man thut, sondern in etwas Aeußerem, nämlich im Zweck und in der Aussicht auf Erfolg.

Fr. R. Wenn nun die mechanischen Künste auch gebundene heißen, welche Art von Künsten werden ihnen gegenüber stehen?

Kath. Das weiß ich nicht.

Fr. R. So wirst du mir wenigstens sagen können, was der Gegensatz von gebunden ist?

Kath. Frei.

Fr. R. Nun wird es dir auch nicht schwer sein, die vorgehende Frage zu beantworten, nämlich welche Künste den mechanischen oder gebundenen gegenüber stehen?

Kath. Die freien Künste.

Fr. R. Kannst du mir sagen, was man unter freien Künsten zu verstehen hat?

Kath. Das vermag ich nicht sogleich.

Fr. R. So stelle dir vorher noch einmal lebhaft vor, was gebundene Künste sind.

Kath. Gebundene Künste sind solche, bei denen die Beschäftigung mit Anstrengung verbunden ist und dadurch zur Arbeit wird, und die eben deswegen, weil die Arbeit an sich keine Freude macht und uns bald ermüden und ab-

schrecken würde, eines äußern Antriebes und gleichsam Zwanges bedürfen, der in dem Zwecke, den man vorhat, und in der Aussicht auf günstigen Erfolg zu suchen ist.

Fr. K. Wenn du dir dieses denkst, so wirst du leicht daraus abnehmen können, was das Wesen der freien Künste ausmacht.

Kath. Vor Allem meine ich, daß bei diesen die Beschäftigung der Kräfte nicht mit Anstrengung verbunden ist, und also auch nicht zur Arbeit werden kann.

Fr. K. Wie können wir eine solche Beschäftigung der Kräfte, die nicht mit Anstrengung verbunden ist und nicht zur Arbeit wird, in dieser Beziehung nennen?

Kath. Das weiß ich nicht.

Fr. K. Der Sprachgebrauch bezeichnet dieses mit dem Worte Spiel; daher spricht man auch von Clavierspiel, Flötenspiel, Singspiel, Lustspiel, Trauerspiel 2c. Werden wir aber zu Dem, was für uns ein Spiel ist, durch etwas Anderes bestimmt, als dadurch, daß uns dies Freude macht und uns an sich selbst interessirt?

Kath. Ich wüßte nichts Anderes.

Fr. K. Was bestimmt also die Menschen, bei den freien Künsten ihre Kräfte in Thätigkeit zu setzen?

Kath. Die Vorstellung, daß die Beschäftigung damit ein Spiel ist, das an sich Freude macht und interessirt.

Fr. K. Und was ermuntert sie zur Fortsetzung dieser Beschäftigung, etwa wie bei den gebundenen Künsten ein äußerer Zweck und der endliche Erfolg?

Kath. Das nicht, sondern die Wahrnehmung, daß mit der fortgesetzten Beschäftigung die Freude, die sie machen, und das Interesse, das sie gewähren, immer mehr zunimmt.

Fr. K. Schon nach diesem wirst du mir einen bedeutenden Unterschied der freien Künste von den gebundenen oder mechanischen angeben können.

Kath. Die freien Künste setzen die menschlichen Kräfte in Thätigkeit, aber bei ihnen ist die Beschäftigung nicht eine Anstrengung und Arbeit, sondern mehr ein Spiel, d. h. die Beschäftigung mit ihnen macht Freude und interessirt an sich, und sie ermuntern zur Fortsetzung der Thätigkeit nicht, wie die mechanischen, durch einen äußern Zweck oder einen endlichen Erfolg, sondern durch einen erhöhten Reiz, den die Beschäftigung damit gewährt.

Fr. K. Welche Kräfte werden aber vorzugsweise von ihnen in Anspruch genommen?

Kath. Die geistigen Kräfte.

Fr. K. Wenn du diese näher bezeichnen solltest, welche würdest du anführen?

Kath. Diese Frage muß ich Sie bitten selbst zu beantworten.

Fr. K. So will ich es an deiner Stelle thun: neben dem Verstand hauptsächlich die Einbildungskraft und Phantasie. Es bleibt uns nur noch Eins übrig, was zu dem Wesen der freien Künste gehört, und dieses ist der Zweck, der aber nicht, wie bei den mechanischen Künsten, ein äußerer oder von außen gesetzter, sondern ein innerer, unzertrennbar mit ihnen verbundener sein kann. Und was wird wohl das für ein Zweck sein?

Kath. Dies kann kein anderer sein, als das Vergnügen oder das Wohlgefallen an dem Kunsterzeugnisse selbst, da Nutzen und Brauchbarkeit für das Leben nur bei mechanischen Künsten beabsichtigt wird.

Fr. K. Damit wollen wir uns einstweilen begnügen. Nun möchte ich von dir hören, wie du die freien Künste bestimmst und welche Künste du zu ihnen zählst.

Kath. Freie Künste sind solche, welche, im Gegensatze zu den mechanischen, hauptsächlich die geistigen Kräfte beschäftigen, doch so, daß die Beschäftigung damit für uns

mehr ein Spiel ist, d. h. daß sie an sich uns Freude macht und interessirt, und daß sie, ohne irgend eines äußern Antriebes zu bedürfen, durch den mit der Fortsetzung erhöhten Reiz uns immer mehr anzieht und fesselt, und welche das Vergnügen oder Wohlgefallen an dem Kunsterzeugnisse zum Zwecke haben. Zu den freien Künsten rechnen wir die Dichtkunst, Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Tanzkunst rc.

Fr. R. Jetzt müssen wir noch einmal auf Das zurückkommen, was du als Zweck der freien Künste angabst, nämlich das Vergnügen und Wohlgefallen an einem Kunsterzeugnisse. Denn diese Erklärung bedarf noch einer Berichtigung, und diese selbst wird uns zu einer weiteren Betrachtung führen. Du nahmst also als den Zweck der freien Künste an das Vergnügen und Wohlgefallen an einem Kunsterzeugnisse; glaubst du nicht, daß diese Bestimmung auch bei den mechanischen Künsten eine Anwendung finde?

Kath. In wiefern bei den mechanischen Künsten?

Fr. R. Wenn du eine weibliche Arbeit siehst, die mit aller Geschicklichkeit gefertigt ist, so daß ihr Nichts oder wenig zur Vollkommenheit fehlt, wird sie nicht dein Wohlgefallen erregen?

Kath. Allerdings.

Fr. R. Ist dies nicht auch bei andern Dingen, als bei Instrumenten, Maschinen, Geräthschaften, die mit großer Künstlichkeit gearbeitet sind, der Fall?

Kath. Gewiß, auch bei diesen.

Fr. R. Was erzeugt hier in dir das Wohlgefallen, die Sache selbst, oder die Art und Weise, wie sie bereitet ist, nämlich die Vollendung?

Kath. Offenbar die letztere, weil die Sache an sich uns oft werthlos sein kann.

Fr. R. Wird wol Jeder bei dem Anblicke einer solchen

in ihrer Art vollendeten Sache, die also allen Forderungen, die man an sie machen kann, entspricht, gleiches Wohlgefallen haben?

Kath. Das nicht, denn es setzt dieses Kenntniß der Sache voraus.

Fr. R. Wer also diese Kenntniß der Sache oder Einsicht in dieselbe nicht besitzt, der wird wol gleichgültiger dabei bleiben?

Käth. Ich glaube wenigstens.

Fr. R. Worauf beruht demnach bei den mechanischen Künsten das Wohlgefallen an einer Sache?

Kath. Auf der Kenntniß von derselben oder Einsicht in dieselbe.

Fr. R. Wenn du ferner eine Sache wahrnimmst, welche die vorhingenannten Vorzüge besitzt, wird nicht zugleich in dir der Wunsch entstehen, daß sie dir gehören möge?

Kath. Das kann ich nicht verneinen.

Fr. R. Wie ist in diesem Falle das Wohlgefallen?

Kath. Interessirt.

Fr. R. Demnach können auch die Erzeugnisse der mechanischen Künste Wohlgefallen erregen, aber es hängt dieses ab von der Einsicht in die Sache, dann ist es meistens ein interessirtes. Verschieden davon muß das Wohlgefallen an den freien Künsten sein. Wenn dieses ist, wie haben wir uns dasselbe bei diesen zu denken?

Kath. Nach dem Vorausbemerkten scheint es mir durch die Sache oder den Gegenstand selbst, aber nicht erst durch eine Kenntniß davon erzeugt zu werden und ganz uninteressirt zu sein.

Fr. R. Wobei zeigt sich ein solches Wohlgefallen?

Kath. Bei allem Schönen.

Fr. R. Da nun bei den freien Künsten ein reines und

uneigennütziges Wohlgefallen an dem Schönen erweckt wird, wie kann man sie auch nennen?

Kath. Ich glaube, die schönen Künste.

Fr. R. Woher haben also die schönen Künste ihren Namen und womit beschäftigen sie sich?

Kath. Sie haben ihren Namen von dem Schönen und beschäftigen sich mit der Darstellung des Schönen.

Fr. R. Gut; was heißt aber eine Sache darstellen?

Kath. Darstellen heißt eine Sache zur Anschauung bringen.

Fr. R. Das hast du gut getroffen und wir wollen diesen Ausdruck einstweilen beibehalten, weil er, wie ich glaube, das Verständniß des Folgenden erleichtern wird. Was zur Anschauung gebracht wird, ist das für uns wahrnehmbar?

Kath. Ja.

Fr. R. Durch welche Organe oder Werkzeuge wird es für uns wahrnehmbar?

Kath. Durch die Sinne.

Fr. R. Sind alle Sinne für die Auffassung des Schönen geeignet?

Kath. Ich glaube nicht, sondern nur das Auge und Ohr.

Fr. R. Wie nennt man deshalb diese beiden Sinneswerkzeuge, da sie von dem gütigen Schöpfer die Bestimmung erhalten haben, überhaupt die Erscheinungen der Außenwelt und namentlich auch die des Schönen der Seele vorzuführen?

Kath. Das ist mir nicht bekannt.

Fr. R. Man nennt sie die edlern Sinneswerkzeuge, und diese allein sind auch vorzüglich bildungsfähig. Spricht man neben der Außenwelt nicht auch oft von einer innern oder Gemüthswelt?

Kath. Ja.

Fr. R. Was versteht man darunter?

Kath. Wahrscheinlich das, was in der Seele vorgeht

und diese bewegt, und das sind die Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen, Affecte rc.

Fr. R. Können wir auch dieses in uns wahrnehmen, und wodurch?

Kath. Ja, und zwar, wie Sie uns schon einmal sagten, durch den innern Sinn.

Fr. R. Lassen sich die Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen, Affecte und überhaupt die Gegenstände des innern Sinnes auch äußerlich darstellen?

Kath. Ja, durch die Sprache.

Fr. R. Für welchen äußern Sinn sind diese dann wahrnehmbar?

Kath. Für das Ohr.

Fr. R. Demnach haben wir zwei Organe, mit welchen wir das Schöne erkennen und mit Wohlgefallen in uns aufnehmen, nämlich das Gehör und Gesicht, und diese sind entweder einzeln dabei thätig, oder auch beide zugleich. Es gibt also auch drei Mittel, wodurch das Schöne zur Anschauung gebracht werden kann; einmal, indem es für das Gehör wahrnehmbar dargestellt wird, dann für das Gesicht, und endlich für beide zugleich. Wird es für das Gehör wahrnehmbar dargestellt, so geschieht dieses nach und nach in der Zeit; wird es für das Gesicht wahrnehmbar dargestellt, so geschieht es neben einander im Raume; wird es für beides wahrnehmbar dargestellt, so geschieht es nach und neben einander in der Zeit und im Raume zugleich. Daher lassen sich alle schönen Künste in drei Arten oder, wenn man will, in drei Klassen eintheilen, nämlich in die für das Gehör wahrnehmbaren, das sind die tonischen, in die für das Gesicht wahrnehmbaren, das sind die bildenden oder plastischen, und in die für beides wahrnehmbaren, das sind die mimischen Künste. Nach dieser Auseinandersetzung wird, hoffe ich, dein Wunsch befriedigt sein.

Kath. Noch nicht ganz; denn es gehen mir noch zwei Dinge ab, um ein klares Verständniß von den Künsten zu haben. Erstens verstehe ich die Ausdrücke tonisch, bildend und mimisch nicht; dann möchte ich auch wissen, welche einzelne Künste in jede dieser drei Klassen gehören.

Fr. R. So müssen wir denn dieses noch hinzusetzen. Doch was tonische Künste sind und welche dahin gehören, das solltest du selbst wissen.

Kath. Ja, wenn tonisch von Ton hergeleitet wird; denn was Töne sind, das weiß ich, ebenso, daß diese sowol in der Musik als auch in der Sprache vorkommen. Tonische Künste müssen sonach diejenigen sein, bei welchen das Schöne in der Mannichfaltigkeit und in der Aufeinanderfolge der Töne, oder überhaupt in der Form des Hörbaren besteht. Auch kann ich mir denken, daß dahin vorzüglich Musik und Poesie gehört.

Fr. R. Das ist für das, was wir beabsichtigen, hinreichend, zumal, wenn du noch die redenden Künste und namentlich die Beredsamkeit hinzufügest. Die beiden anderen Ausdrücke bedürfen einer Erklärung. Diese will ich dir ertheilen; du aber sollst zum Zeichen, daß du die Sache richtig aufgefaßt hast, die einschlägigen Künste namentlich anführen. Bilden ist gleichbedeutend mit formen, und der Ausdruck wird im eigentlichen Sinne gebraucht, wenn man einer vorhin formlosen Sache, z. B. einem Steine, einem Metalle oder einem Stück Holz eine für das Auge wohlgefällige Form gibt. Etwas Aehnliches thut auch der Maler, wenn er Gegenstände der Natur und des Lebens, oder Vorstellungen seiner Einbildungskraft in einem Bilde darstellt. Ueberhaupt Alles, was man in schönen Formen für das Auge anschaulich macht, das rechnet man zu den bildenden oder, nach einem griechischen Ausdrucke, zu den plastischen Künsten. Welche werden also dazu gehören?

Kath. Ich würde dahin rechnen die Bildhauerkunst, die Malerei, die schöne Baukunst, die schöne Gartenkunst, die Schreibkunst.

Fr. R. Das genügt. Nun bleiben nur noch die mimischen Künste übrig. Das Wort mimisch ist ebenfalls griechischen Ursprungs und heißt auf deutsch: nachahmen. Mimisch nannten die Alten eine Art von Lustspielen, in denen nicht eine ganze Handlung, sondern nur einzelne, besonders komische Scenen sowol in einer größern Versammlung, als auch bei Gastmählern zur Belustigung der Anwesenden aufgeführt wurden. Da hierbei der Stoff gewöhnlich aus dem gemeinen Leben genommen wurde, um den Charakter und die Sitten der niedern Volksklassen darzustellen, so machte neben dem Vortrage vorzüglich die getreue Nachahmung des gemeinen Lebens in Geberden und Bewegungen das Wesentliche dieser Spiele aus. Sonach war bei ihnen Gesicht und Gehör zugleich beschäftigt, und das habe ich vorher mit: nach und neben einander — bezeichnet. In der Folge wurde das Wort mimisch in einer etwas engern Bedeutung genommen, so daß man darunter Geberdenspiel und ausdrucksvolle Bewegungen versteht. Nachdem du dieses gehört hast, wirst du im Stande sein, zu sagen, welche Künste zu den mimischen gehören.

Kath. Wenn ich mich nicht täusche, so gehören dazu die Geberdenkunst, Schauspielkunst, Tanzkunst.

Fr. R. Es würden sich noch einige auffinden lassen, doch diese interessiren uns weniger. Nun wollen wir das, was wir hier durchgegangen haben, noch einmal im Ueberblicke wiederholen, und das soll Marie thun, um zu zeigen, was sie gemerkt hat. Sage mir also, wie man die Künste eintheilt?

Marie. Man theilt sie zuerst in mechanische oder gebundene und in freie Künste ein. Die freien Künste können

schön genannt werden, und diese zerfallen, je nachdem ihre Erzeugnisse entweder für das Gehör oder für das Gesicht, oder für beide zugleich wahrnehmbar sind, in drei Klassen, nämlich in tonische, bildende oder plastische, und mimische Künste.

Kath. Der Wunsch, der meiner Frage, wornach und wie man die einzelnen Künste unterscheidet, zu Grunde lag, ist befriedigt, und ich weiß jetzt so ziemlich, was ich bei denselben zu denken habe. Doch diese erste Frage hatte eine zweite im Hintergrunde, nämlich inwiefern die schönen Künste einen Einfluß haben können, die geistige Bildung der Menschen zu fördern. Wenn ich diese Frage jetzt an Sie richte, so nehme ich Poesie und Musik, von denen schon in der letzten Geschichtstunde gesprochen wurde, aus, und ich verstehe zunächst die bildenden Künste. Denn daß die Poesie durch die schönen und erhabenen Gedanken, durch die tiefen Empfindungen und die herrlichen Lebensansichten, die in ihren Werken dargestellt werden, und die Musik durch die Erweckung und Belebung des Sinnes für das Harmonische, der, gehörig geleitet, auch auf das Leben übergeht, sehr vortheilhaft für jenen Zweck wirken können, davon bin ich von Ihnen hinreichend überzeugt worden; wie aber die Bildhauerkunst, Malerkunst, die Baukunst ꝛc. ein Mittel werden können, ein Volk zu veredeln und geistig zu heben, wie Sie sagten, darüber bedarf ich noch Ihrer weitern Belehrung, wenn ich überzeugt werden soll. Ich habe doch schon manche Gemälde, Statuen, Gebäude gesehen, die man sehr lobte, ich habe aber dabei nichts Anderes empfunden, als Wohlgefallen; besser und weiser bin ich dadurch, so weit ich mir bewußt bin, nicht geworden.

Fr. R. Nachdem ich einmal deine erste Frage nicht unbeantwortet gelassen habe, so habe ich mir dadurch gewissermaßen die Verbindlichkeit auferlegt, auch auf die zweite

etwas näher einzugehen. Im ersten Augenblicke scheint dein Zweifel, daß auch die plastischen Künste und namentlich die Malerei, die Bildhauerkunst, Baukunst etwas Bildendes haben können, nicht ganz ungegründet, wenigstens tritt dieses bei ihnen nicht so leicht hervor, wie bei der Musik und der Poesie. Doch daß ihnen diese Kraft nicht ganz abgehe, das könntest du schon daraus schließen, daß sie, wie die Poesie und Musik, zu den schönen Künsten gehören, und daß sie nach ihrer Verwandtschaft mit jenen auch ähnliche Aeußerungen haben werden. Dies wirst du dann deutlicher erkennen, wenn du deine Ansichten mehr berichtigt hast. Wir wollen nun sehen, wie weit uns dies gelingen wird, und gleich von dem ausgehen, was du zuletzt sagtest: nämlich du habest schon manche Gemälde, Statuen, Gebäude, die sehr gelobt wurden, gesehen, aber dabei Nichts, als Wohlgefallen empfunden; besser und weiser seiest du dadurch nicht geworden. Wenn dies bisher bei dir der Fall war, in wem glaubst du, daß wol die Schuld davon lag, in dir oder in den genannten Gegenständen?

Kath. In mir kann sie nicht gelegen haben, denn ich habe solche Gegenstände oft lange und mit Vergnügen angesehen; aber es entstand kein anderer Gedanke in mir, als daß sie schön seien, und deswegen Wohlgefallen erregen.

Fr. K. Wenn du bei der Betrachtung eines Gemäldes — wir wollen vor der Hand nur von diesem sprechen, denn was von einem Gemälde gilt, das gilt auch von den andern Kunstwerken — wenn du also bei der Betrachtung eines Gemäldes bis jetzt Nichts weiter fandest, als daß es schön sei und deshalb dein Wohlgefallen erregte, meinst du, daß in demselben außer dem, was dich anspricht und dein Wohlgefallen erregt, weiter nichts Erweckendes, Belehrendes liegen könne?

Kath. Ich kann mir wenigstens Nichts einbilden.

Fr. K. So sage mir: Hat dir früher ein Gedicht aus einem andern Grunde gefallen, als weil du schön gewählte Ausdrücke, schöne Bilder, schöne Vergleichungen und schöne Wendungen darin fandest?

Kath. Dem kann ich nicht widersprechen.

Fr. K. Was gefiel dir also früher bei einem Gedichte, die Gedanken, die Empfindungen, die Lebensansichten, die ausgesprochenen Wahrheiten, mit einem Worte, der Inhalt, oder die äußere Form oder die Ausdrucksweise?

Kath. Die äußere Form oder Darstellungsweise.

Fr. K. Diese also war es, warum dir früher ein Gedicht gefiel, nicht wahr?

Kath. Das kann ich nicht in Abrede stellen.

Fr. K. Wenn du aber jetzt ein schönes Gedicht liesest, gefällt dir nun auch blos die Form oder Darstellungsweise, oder berücksichtigest du dabei noch etwas Anderes und Höheres?

Kath. Ich berücksichtige jetzt außer der Form auch vorzugsweise den Inhalt.

Fr. K. Was verstehst du unter dem Inhalte?

Kath. Eben Das, was Sie vorhin nannten, die Gedanken, die Empfindungen, die Lebensansichten und ausgesprochenen Wahrheiten ꝛc.

Fr. K. Warum sagtest du aber, vorzugsweise den Inhalt?

Kath. Weil er es vornehmlich ist, der mich belehrt, mein Gemüth erhellt, in meiner Seele selbst reinere Empfindungen und erhabnere Gedanken erweckt und belebt, und mich überhaupt besser und weiser macht.

Fr. K. Seit wann fingst du an, dieses zu begreifen?

Kath. Das kann ich nicht sagen, es kam nach und nach.

Fr. K. Doch nicht von selbst, sondern mit der größern Entwicklung deiner geistigen Kräfte, mit der Erweiterung

deiner Kenntnisse, mit der Fortschreitung in deiner Bildung und wol auch mit der Hülfe fremder Belehrung, oder meinst du nicht?

Kath. Ja, das meine ich.

Fr. R. Glaubst du nicht, daß dir in späteren Jahren, wenn du bei noch größerer Reife deines Geistes in den Inhalt tiefer eindringen und denselben besser verstehen wirst, manche Gedichte, die du jetzt nicht ungern und nicht ohne Nutzen liesest, noch mehr gefallen und für dich noch erweckender und belehrender sein werden, oder hast du die Ueberzeugung, daß du jetzt schon Alles so verstehst, wie es verstanden sein muß, um die Schönheit, den Werth und das Lehrreiche an einem Gedichte zu beurtheilen und zu würdigen?

Kath. Ich bin weit davon entfernt, dieses zu glauben.

Fr. R. Also meinst du, daß du mit zunehmenden Jahren bei guten Dichtern noch Vieles finden werdest, das dir jetzt verborgen und unbekannt ist?

Kath. Allerdings. Denn ich bin mir bewußt, daß mir bis jetzt noch Vieles in denselben dunkel und unverständlich ist.

Fr. R. Nachdem du dieses zugestanden hast, so wollen wir wieder zu den Gemälden zurückkehren, die, wie du sagtest, auf dich bisher keinen weitern Eindruck machten, als daß du fandest, daß sie schön seien und bloßes Wohlgefallen in dir erweckten. Bist du jetzt noch derselben Meinung?

Kath. Ich sehe ein, daß ich hier zu schnell antwortete. Aber noch begreife ich nicht, wie die Gemälde und so auch die andern Werke der bildenden Künste außer der Erweckung des Wohlgefallens auch belehrend werden und veredelnd auf den Menschen wirken sollen.

Fr. R. Vielleicht wird folgende Betrachtung dich der Sache näher bringen, und dir die Einsicht verschaffen, die dir jetzt noch abgeht. Können wir nicht auch bei einem Gemälde — wir wollen abermals nur eins von den ver-

schiedenen Kunstwerken hersetzen — können wir also nicht auch bei einem Gemälde Inhalt und Form, wie bei einem Gedichte, unterscheiden?

Kath. Ich glaube wol.

Fr. R. Was wird bei ihm den Inhalt ausmachen?

Kath. Das weiß ich nicht zu beantworten.

Fr. R. So will ich es statt deiner thun. Es ist dies irgend ein Gedanke, den der Künstler für sich und für Andere zur Anschauung bringen will. Dieser Gedanke kann einen Gegenstand des äußern Seins, also einen Gegenstand der Natur und des Lebens, wie einen Sturm, eine Schlacht ꝛc. oder einen Gegenstand des innern Sinnes, also eine Vorstellung der Seele, wie die Empfindung und Anschauung der Tugend, die Stärke des Glaubens, das Göttliche in Christus ꝛc. betreffen; im erstern Falle kann man den Gegenstand, weil er für unsere äußeren Sinne wahrnehmbar ist, einen sinnlichen, im andern aber, weil eine Vorstellung der Seele für den äußern Sinn an sich nicht wahrnehmbar ist, einen übersinnlichen oder eine Idee nennen. Eines von Beiden oder auch Beides zugleich mit einander verbunden liegt jedem Gemälde zu Grunde; was macht also den Inhalt eines Gemäldes aus?

Kath. Der Gedanke, sei es nun, daß er einen sinnlichen oder übersinnlichen Gegenstand betreffe, den der Maler zur Anschauung bringen will.

Fr. R. Und wenn ihm das gelungen ist, das heißt, wenn der Inhalt der Form vollkommen entspricht, so daß der zu Grunde liegende Gedanke oder die Idee gleichsam eine sichtbare Gestalt erhalten hat oder verkörpert zu sein scheint, wie nennst du dann das Gemälde?

Kath. Dann nenne ich es schön.

Fr. R. Worin besteht also bei einem Gemälde und bei jedem andern Gegenstand der bildenden Kunst das Schöne?

Kath. Darin, daß Inhalt und Form sich vollkommen

entsprechen, welches dann der Fall ist, wenn der zu Grunde liegende Gedanke oder die Idee in einer wohlgefälligen Form so ausgedrückt und dargestellt ist, daß der Gedanke oder die Idee gleichsam eine sichtbare Gestalt erhalten hat oder verkörpert zu sein scheint.

Fr. R. Worin findest du nun das Schöne bei einem Gemälde, auch noch blos in der Form oder dem Aeußern?

Kath. In beiden zugleich, doch vorzüglich in der Art, wie ein Gedanke oder eine Idee von dem Künstler ausgeführt oder zur Anschauung gebracht worden ist.

Fr. R. Wol wahr, wenn du nur unter der Form das nicht übersiehst, was durch diese dargestellt wird; denn Beides-zusammen gedacht bestimmt erst den Begriff des Schönen, und darin ist auch zugleich der Grund zu suchen, warum sowol die Malerei als auch die übrigen bildenden Künste die Kraft besitzen, den menschlichen Geist zu erheben und zu veredeln.

Kath. Wie meinen Sie das?

Fr. R. So lange wir in unserer Betrachtung des Schönen blos bei der äußern Form stehen bleiben, so lange werden wir nicht viel mehr empfinden, als vorübergehendes Wohlgefallen; wenn wir aber, wie bei einem Gedichte, anfangen, allmälig den Inhalt zu verstehen, d. h. wenn wir nach und nach den Gedanken oder die Idee, die der Künstler, wie du vorhin bemerktest, gleichsam in einer sichtbaren Gestalt darzustellen und zu verwirklichen strebte, begreifen lernen und wir mehr und mehr einsehen, wie darin eigentlich das wahrhaft Schöne bestehe, dann wird Etwas in unserer Seele zurückbleiben, das wohlthätig wirkt und sanftere Empfindungen, reinere Gefühle und erhabnere Gedanken in uns erzeugt und unterhält. Ist es zwar dieses Letztere vorzüglich, was ich meinte, wenn ich sagte, daß die bildenden Künste die Kraft besitzen, den menschlichen Geist zu erheben und zu

veredeln, so hat doch auch das Wohlgefallen an dem Schönen überhaupt schon einen nicht geringen Einfluß auf unsre Bildung.

Kath. Das Erstere leuchtet mir ziemlich ein, zumal wenn ich meine eigene Erfahrung bei den Gedichten zu Hülfe nehme, wie aber das Wohlgefallen an dem Schönen schon an sich einen Einfluß auf unsere Bildung haben könne, davon habe ich keine Vorstellung, und ich wünschte von Ihnen darüber aufgeklärt zu werden.

Fr. R. Ich glaube, das wird keine großen Schwierigkeiten haben. Sage, würdest du Wohlgefallen an dem Schönen empfinden, wenn du nicht dazu eine Anlage in dir hättest?

Kath. Das nicht; aber was ist dies für eine Anlage?

Fr. R. Das ist ein natürliches Gefühl für das Schöne, das jeder Mensch besitzt und das man Schönheitsgefühl nennt.

Kath. Was hat man darunter zu denken und was ist seine Bestimmung?

Fr. R. Jeder Mensch hat außer dem Erkenntniß- und Begehrungsvermögen auch noch ein Gefühlsvermögen, unter dem man die eigenthümliche Beschaffenheit der menschlichen Seele versteht, nach der sie von den Gegenständen und Ereignissen der äußern Welt oder des geistigen Lebens angenehm und unangenehm berührt und bewegt wird, und sich dann darnach gewisse Vorstellungen bildet. Aus diesem Vermögen entspringen die einzelnen Gefühle, von denen ich aber hier nur die geistigen anführen kann. Geistig nennt man sie, weil die Seele selbst die Quelle ist, aus der sie hervorgehen, und es gehören dahin das Wahrheitsgefühl, das Sittlichkeitsgefühl und das Schönheitsgefühl. Das Wahrheitsgefühl besteht darin, daß jeder Mensch von Natur eine, wenn gleich anfangs noch dunkle, Vorstellung von dem Wahren hat und daran Wohlgefallen empfindet, wenn er

bei Andern bemerkt, daß sie wahrhaft sind, dagegen Misfallen, wenn er das Gegentheil wahrnimmt, und daß er zugleich in seinen eigenen Reden, Urtheilen und in seinen Gesinnungen und Handlungen sich nach dieser Vorstellung richtet. Auf eine ähnliche Weise gibt sich das Sittlichkeitsgefühl zu erkennen, nur daß hier der Gegenstand das Sittlichgute ist. Nach dieser Erklärung wirst du wol deine Frage selbst zu beantworten im Stande sein?

Kath. Ich will es wenigstens versuchen. Unter Schönheitsgefühl denke ich mir die eigenthümliche Beschaffenheit der menschlichen Seele, nach der sie das Schöne nach einer in ihr liegenden Vorstellung empfindet, dasselbe, wo es sich zeigt, mit Wohlgefallen wahrnimmt und zugleich von uns selbst fordert, im Leben und in unsern Handlungen uns von diesem Gefühle leiten zu lassen. Dies glaube ich ziemlich zu wissen, doch ist mir noch Einiges dunkel. Wenn das Schönheitsgefühl ein angeborenes ist, woher kommt es denn, daß so viele Menschen gegen Das, was wirklich schön ist, ganz gleichgültig sind, dagegen an häßlichen und oft ekelhaften Gegenständen großes Vergnügen haben?

Fr. R. Das kommt daher, daß bei solchen Menschen das Schönheitsgefühl nicht geweckt und genährt wurde. Dasselbe zeigt sich auch bei dem Wahrheitsgefühl. Wer von Jugend auf mit Menschen verkehrt, welche die Lüge lieben, aus deren Munde er kein wahres Wort hört, deren Gesinnungen und Handlungen in beständigem Widerspruche mit einander stehen, meinst du, daß dieser die Wahrheit ehren und sich dieser Tugend befleißigen werde?

Kath. Das wäre wenigstens zu verwundern.

Fr. R. Von wem aber wirst du dieses annehmen können?

Kath. Von Denen, die von Jugend auf die Wahrheit hören, überall Uebereinstimmung in Gesinnungen, Worten

und Handlungen wahrnehmen und so selbst das Wahre nach und nach mehr lieb gewinnen.

Fr. K. So ist es. Jedes dieser drei Gefühle kann durch widrige und nachtheilige Einwirkungen irre geleitet und abgestumpft werden, dagegen gewinnen sie an Stärke und Kraft, wenn das Gegentheil stattfindet. Dasselbe zeigt sich also auch bei dem Schönheitsgefühle; es will geweckt und durch Uebung gestärkt werden. Daher — je öfter wir das Schöne sehen, desto mehr spricht es uns an, desto inniger wird das Wohlgefallen und desto leichter es dann dem Menschen, das Schöne nicht blos zu empfinden und in sich aufzunehmen, sondern es auch von dem Nichtschönen zu unterscheiden, in welchem Falle das Schönheitsgefühl Geschmack genannt wird. Wenn du also siehst, daß Viele gegen das Schöne gleichgültig sind und an häßlichen und oft ekelhaften Gegenständen großes Vergnügen haben, worin wirst du den Grund suchen?

Kath. Darin, daß das Schönheitsgefühl an ihnen nicht geübt ist, und es ihnen an Geschmack fehlt.

Fr. K. Das eben erkannten die Griechen, und weil sie die Erweckung und Belebung des Kunstsinnes oder des Schönheitsgefühls für einen wesentlichen Theil der allgemeinen Menschenbildung hielten, so schmückten sie alle öffentlichen Plätze und Gebäude, wo das Volk zusammen zu kommen pflegte, mit den herrlichsten Statuen und den schönsten Gemälden, in der Meinung, daß die Kunstwerke nicht in Sälen verschlossen sein dürfen, sondern als ein Gemeingut für Jedermann von dem Staate zur Betrachtung preisgegeben werden sollten. Daher bildete sich bei ihnen das Schönheitsgefühl zum Geschmacke aus, der so verfeinert war, daß Gegenstände aus dem gemeinen Leben oder die in unserer Zeit beliebten Caricaturen allgemeines Misfallen erregten und bei ihnen sogar gesetzlich verboten gewesen sein

sollen. Offenbar mußte dieser hohe Grad von Kunstsinn und Schönheitsgefühl auch auf die Verfeinerung ihrer Sitten und auf die Veredlung ihrer Lebensweise sehr vortheilhaft eingewirkt haben.

Kath. Das Letztere, was Sie soeben bemerkten, leuchtet mir noch nicht genug ein, und ich dachte auch daran, als ich oben sagte, daß mir Einiges noch dunkel sei. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, wie die Betrachtung des Schönen und das Wohlgefallen daran die Menschen besser und edler machen könne.

Fr. R. Damit dir dieses einleuchte, darfst du dich nur an Das erinnern, was ich dir bei einer andern Gelegenheit gesagt habe, nämlich, daß die Griechen keinen Unterschied zwischen gut und schön machten, sondern sie nahmen an, daß Alles, was gut ist, auch schön, und Alles, was schön ist, auch gut sei. Daher nannten sie einen guten Menschen auch einen schönen Menschen, und Sokrates sagte, daß die Weisheit die größte Schönheit sei.

Kath. Daran erinnere ich mich wohl, aber ich habe es damals nicht recht begriffen und begreife es auch jetzt nicht; wie kann Das, was gut ist, schön sein, und wieder umgekehrt? Wenn Sie mich davon erst überzeugt haben, dann ist es mir auch klar, wie das Schönheitsgefühl oder der Geschmack ein wesentlicher Theil der allgemeinen Menschenbildung sei.

Fr. R. Davon, glaube ich, wirst du dich leicht überzeugen können. Sage mir demnach, hältst du die Tugend an einem Menschen für etwas Schönes oder Häßliches?

Kath. Ohne Zweifel für etwas Schönes.

Fr. R. Und das Laster?

Kath. Für etwas Häßliches.

Fr. R. Demzufolge wird dir das Gute als schön, das Schlechte als häßlich erscheinen?

Kath. Das wol, aber wenn mir das Gute als schön erscheint, so folgt doch noch nicht, daß das Gute selbst schön sei.

Fr. R. Kann Etwas als Etwas erscheinen, wozu es nicht die Anlage in sich hat, z. B. kann das Schwarze als weiß erscheinen?

Kath. Das kann es nicht.

Fr. R. Wenn also das Gute als schön erscheint, was muß es in sich haben?

Kath. Nothwendig die Anlage.

Fr. R. Diese Anlage tritt eben hervor in der Handlung; denn die Handlung ist nichts Anderes, als die Ausdrucksweise des Gedankens oder der Gesinnung, oder sie ist gleichsam die Form, in der, wie bei einem Gemälde, der in der Seele vorherrschende Gedanke oder die Gesinnung in Erscheinung tritt. Entspricht nun die äußere Form dem zu Grunde liegenden Gedanken oder der Gesinnung, dann erregt dies Wohlgefallen und dies nennen wir schön. Deshalb erkannten die Griechen in jeder guten Handlung etwas Schönes und nannten das Gute schön.

Kath. Könnte man nicht auf dieselbe Weise sagen, eine schlechte Handlung sei schön, denn auch sie ist die Form, in der freilich eine schlechte Gesinnung in Erscheinung tritt?

Fr. R. Das anzunehmen widerspricht deinem vorigen Zugeständnisse, nämlich daß alles Schlechte häßlich sei, und wird dadurch aufgehoben. Eine schlechte Handlung wird dem Verständigen und Einsichtsvollen immer als häßlich erscheinen.

Kath. Ich gebe zu, daß die Tugend und jedes Gute, wenn es durch die Handlung zur Anschauung kommt, für das Kennerauge als schön erscheint; doch über Eines bedarf ich noch Ihrer Belehrung, nämlich wie die Betrachtung des Schönen einen solchen Einfluß auf den Menschen üben könne,

daß er dadurch selbst zu dem Guten und Edeln gestimmt werde?

Fr. R. Die wiederholte Betrachtung des Schönen weckt und übt, wie ich schon mehrmals bemerkt habe, unser Schönheitsgefühl; ist dieses geschehen, so gibt sich dieses auf dieselbe Weise zu erkennen, wie in der Musik der erregte und ausgebildete Sinn für das Harmonische. Oder kannst du noch zweifeln, daß Der, bei welchem das Schönheitsgefühl einmal zur vollen Kraft ausgebildet ist, das Schöne und folglich auch das Gute überall, wo es sich im Leben zeigt, mit Wohlgefallen wahrnimmt, mit Liebe sich zu demselben hingezogen fühlt und dadurch zugleich angetrieben wird, es in seinen eigenen Handlungen, so viel er vermag, darzustellen?

Kath. Ich bin durch diese Bemerkung hinlänglich überzeugt und wundere mich jetzt nicht mehr, wie bei den Griechen die Cultivirung des Schönheitsgefühles für einen wesentlichen Theil der allgemeinen Menschenbildung gehalten werden konnte.

Fr. R. Diese Ansicht hatten sie und sie waren überhaupt der Meinung, daß die drei geistigen Gefühle, nämlich das Wahrheitsgefühl, das Sittlichkeitsgefühl und das Schönheitsgefühl, wie sie mit einander auf das Innigste verbunden sind, indem sie aus einem und demselben Boden entspringen, aus dem Bewußtsein der Seele, so auch vereint in dem Menschen wirken müssen, um etwas wahrhaft Vortreffliches und Reinmenschliches hervorzubringen. Doch außer dieser Betrachtungsweise hatten sie noch einen andern, höhern Zweck bei den bildenden Künsten; kannst du dir diesen vorstellen?

Kath. Sie haben auf einen solchen höhern Zweck schon vorhin hingedeutet; aber ich kann mir außer Dem, das so eben besprochen wurde, keinen weitern denken.

Fr. K. Doch das wirst du noch aus der Erinnerung wissen, daß Die, welche zuerst die schönen Künste erfanden und sie in der Folge vorzüglich unterstützten und förderten, Priester waren, oder ist dir dieses nicht mehr bekannt?

Kath. Ich habe wol so etwas einmal bei dem Unterrichte in der ältesten griechischen Geschichte gehört, doch ist mir dieses nicht so gegenwärtig, daß ich mir dessen ganz bewußt wäre.

Fr. K. So muß ich dir es ins Gedächtniß zurückführen und es dir noch einmal kürzlich sagen. Wisse also: Priester waren es, welche sich zuerst des Versmaßes bedienten, wenn sie den Willen der Götter verkündeten, Priester versuchten zuerst durch Gesang und Musik die wilden, rohen Sitten der Menschen zu mildern und zu veredeln, Priester schnitzten wol auch zuerst die Bildnisse der Götter aus Holz oder malten sie auf Breter.

Kath. Jetzt erinnere ich mich wol, es war die Rede bei Orpheus davon.

Fr. K. Dasselbe war auch der Fall nach der Gründung der christlichen Kirche. Denn bald wurden die Wände und Altäre der Tempel geziert mit den Bildern des göttlichen Erlösers und der erhabenen Mutter desselben, dann mit denen der Apostel und Glaubenshelden und Märtyrer, verdienter Kirchenväter und Anderer, die sich durch Andacht und Frömmigkeit auszeichneten. So ging die Kunst von der Religion aus, und sie diente ihr auch da noch, nachdem sie selbständig geworden war. Wenn du dieses erwägst, solltest du nicht von selbst den höhern Zweck errathen, den die Kunst sich gesetzt hat?

Kath. Sie will religiöse Gefühle wecken und den menschlichen Geist durch das Bild zur Anschauung Gottes oder vielmehr des Göttlichen erheben.

Fr. K. Das hast du gut getroffen; denn das ist aller-

dings der höchste und letzte Zweck der Kunst. Es ist nämlich für den Menschen, wenn er anfängt, das Göttliche zu ahnen und sich im Geiste über das Wandelbare und Veränderliche der äußern Sinnenwelt zu demselben zu erheben, ein Bedürfniß, sich das Göttliche selbst näher zu bringen und dasselbe gleichsam in sinnlichen Formen festzuhalten, um es dauernder zu betrachten und lebendiger empfinden zu können, und auch in der Folge bedarf er noch immer gewissermaßen einer äußern Vermittelung, wenn sein Gemüth in eine religiöse Stimmung versetzt und zu frommer Andacht und zur Vereinigung mit Gott geführt werden soll. Und diese äußere Vermittelung gewährt ihm die Kunst, indem diese zu ihrer vorzüglichsten Aufgabe es sich gemacht hat, Das, was die erleuchtete und gottbegabte Seele in einer tiefern Anschauung des Göttlichen empfunden und gefühlt hat, in sichtbaren Formen und Gestalten darzustellen und in die Erscheinung zu bringen. Daher kommen die prachtvollen Tempel, die herrlichen Statuen, die sinnigen Gemälde; daher läßt es sich auch erklären, wie die Kunst zu jeder Zeit auf gefühlvolle Menschen eine unwiderstehliche Gewalt ausübt. So wird uns, um Anderes zu übergehen, erzählt, daß Jeder, welcher die Statue des Jupiters in dem Tempel zu Olympia, in der der große Meister Majestät, Würde, Erhabenheit, Weisheit und Güte zu versinnlichen gestrebt und dies im höchsten Grade erreicht hat, sich durch den bloßen Anblick so wunderbar ergriffen fühlte, daß er niederfiel und anbetete. — Nun, glaube ich, werdet ihr befriedigt sein, und wir wollen es für heute hierbei bewenden lassen. Doch da diese Lection eure heute doppelt lobenswerthe Aufmerksamkeit sehr in Anspruch genommen hat, so will ich eurem Geiste erst ein wenig Ruhe gönnen, ehe wir zur Geographiestunde übergehen. Ich habe euch ein paar kleine Reisetaschen für eure Toilettenbedürfnisse zugeschnitten, diese

könnt ihr einstweilen nähen und ich will euch dabei erzählen.

Kath. Sie sind sehr gütig, mein Fräulein! Wir können sogleich zu arbeiten beginnen, nicht wahr?

Fr. R. Gewiß; denn wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Bist du bereit, Marie, daß ich deine Arbeit anfangen kann?

Marie. Ja, ich habe Alles hier, und ich kann schon selbst anfangen, wenn Sie zu erzählen beginnen wollen.

Fr. R. Auch gut, meine Liebe! Es ist immer besser, wenn man sich selbst zu helfen weiß, als wenn man dazu Andere in Anspruch nehmen muß. — Meine Geschichte steht einigermaßen in Bezug zu unserer heutigen Geschichtsstunde, indem auch hierin Etwas von der Kunst gesprochen wird, obgleich sie nicht den Hauptinhalt derselben ausmacht, welchen ihr mir später selbst angeben sollt.

Clorinde.

In einem prächtigen Zimmer, das mit allem Luxus ausgestattet war, den man nur in den Häusern der Reichen und Mächtigen finden kann, saßen an einem schönen Sommernachmittage drei Personen, alle auf verschiedene Weise beschäftigt und ebenso verschieden in ihrem Aeußern und ihrer Kleidung. Die Gräfin von B., eine noch schöne, wenngleich nicht mehr junge Dame, saß, ganz in Batist und Spitzen gehüllt, auf einem bequemen Armstuhle an einem geöffneten Fenster, das eine liebliche Aussicht auf einen blühenden Garten und den hinter demselben sich ausdehnenden Park bot. Sie hatte ein reichgebundenes Buch auf einem vergoldeten Pulte vor sich; aber immer schweiften ihre Blicke über die Seiten desselben nach der in einer andern Fensternische befindlichen Gruppe, welche zwei junge Mädchen bildeten, hinüber, und ihre Züge, welche eine in den höhern Ständen

ziemlich häufige Abspannung und Melancholie ausdrückten, schienen dann noch schmerzlicher bewegt. Das eine der beiden jungen Mädchen war Clorinde, das einzige Kind der Gräfin, eine hohe, schlanke Gestalt, mit Zügen, deren Reinheit und Ebenmaß einer Antike anzugehören schienen, auf denen aber die Unzufriedenheit, die Freudlosigkeit und der Trübsinn noch viel stärker als in denen der Mutter ausgeprägt waren. Auf diese Tochter hatten die liebenden Eltern alle ihre Hoffnungen, ihren ganzen Trost gebaut; sie hatten alle Sorgfalt angewandt, kein Opfer gescheut, um ihr eine nach ihrer Ansicht vollendete Erziehung zu geben, durch die sie ihr Glück zu gründen hofften. Diesen Zweck sah die Gräfin aber zu ihrem unendlichen Schmerze vereitelt; denn obwol Clorinde durch ihre seltenen Talente, die ihr die Bewunderung Aller zuzogen, welche mit ihr in Berührung kamen, der Stolz und die Freude ihrer Mutter war, so fühlte sie sich dadurch doch nicht glücklich und ihre Jugend entbehrte gänzlich jenes heitern Frohsinns, der diesem Alter sonst eigenthümlich zu sein pflegt. Die arme Gräfin bemühte sich vergebens die Ursache davon zu ergründen, da sie nicht ahnete, daß der Fehler gerade in der Erziehung lag, welche sie ihrer Tochter zu geben sich so ängstlich bemüht hatte. Man hatte Nichts gespart, um Clorinde zur Künstlerin, zur Gesellschaftsdame, ja selbst zur Gelehrten zu machen; man hatte ihr alle die Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen gewußt, durch welche man in der Welt Beifall und Bewunderung erlangen kann; aber man hatte es versäumt in ihr den wahren, lebendigen Geist und das Gemüth zu wecken, welche erst dem Menschen seinen wahren Werth und seine Vollendung verleihen, und deshalb war sie launisch, unzufrieden mit sich und Andern, während ein ungeheurer Ehrgeiz, ein ungemessener Durst nach Ruhm und Bewunderung sie verzehrte und ihr nur in deren Erlangung das

einzig wahre Lebensglück zu bestehen schien. Diese Mängel und Fehler hatten auch ihren schönen Zügen jene Blässe und Abspannung verliehen, von denen wir gesprochen haben. — Trotz des heißen Sommertages war die junge Gräfin in ein schweres faltenreiches Gewand von schwarzem Atlas gekleidet, und stand, auf den Malerstock gestützt mit einer Palette in der Hand, vor einem beinahe vollendeten Gemälde, welches sie mit der Miene eines Künstlers betrachtete, der sein Werk mislungen fühlt, ohne sich Rechenschaft geben zu können, worin der Fehler liege. Das Bild war gleichwol für jeden flüchtigen Beobachter ein schönes, mit dem größten Fleiße ausgeführt und von einer unverkennbaren Aehnlichkeit mit dem Originale, einer hübschen jungen Blondine, die, in phantastischer Kleidung, ganz von Blumen umringt, als Modell saß und durch gelegentliches Gähnen oder halbleises Trillern, wol auch durch einen sehnsüchtigen Blick nach dem vor ihr ausgebreiteten Garten verrieth, wie langweilig ihr dieses Geschäft geworden. Doch störte sie die Malerin nicht in ihrer Betrachtung, bis diese endlich voll bittern Unmuthes die Palette auf den Boden warf, daß sie klirrend in Trümmer zersprang, die Staffelei mit einem Stoße in die Ecke schob und sich dann mit zusammengepreßten Lippen und noch bleicher auf einen Stuhl warf und fast abwesend in die herrliche Scenerie, die vor ihren Blicken ausgebreitet war, hinausstarrte. Die Mutter war von dem Lärm der fallenden Palette erschreckt aufgesprungen und eilte mit liebender Hast zu dem erzürnten Mädchen, schloß sie in ihre Arme und bat sie voll rührender Zärtlichkeit sich doch nicht so aufregen zu lassen. „Was bewegt dich denn, mein Kind, das Bild ist ja vortrefflich, hast du nicht schon so manche Urtheile darüber gehört, die sich alle gleich lobend darüber aussprachen; ich hoffte so sehnlich, daß du einmal mit deinem Werke zufrieden würdest; was fehlt ihm denn noch?" —

„Was ihm fehlt? Das ist es eben; o, es fehlt ihm viel, sehr viel“, sagte das junge Mädchen bitter; „aber obgleich ich es fühle, weiß ich doch nicht was und kann es ihm auch nicht geben, und darum wäre es auch besser, ich rührte keinen Pinsel weiter an. Und das werde ich auch thun, ich werde Alles verbrennen, was ich gemacht habe, damit Niemand mehr diese stümperhaften Arbeiten zu Gesichte bekommt. Du hast mir wehe gethan, Mutter, daß du diese elenden Bilder hier aufgehängt hast, um mich dem Gespötte preiszugeben!“ Und dabei blickte sie unwillig im Zimmer umher, dessen Wände mit Gemälden in den reichsten goldenen Rahmen fast überdeckt waren. — „Wo denkst du hin, meine Liebe! Ich könnte dich dem Gespötte Preis geben wollen! Nein, diese Bilder sind mein größter Stolz; sie verschaffen mir die süße Genugthuung, von allen Lippen das Lob meiner Tochter zu hören.“ „O, gewiß“, sagte mit lächelndem Munde und einer fröhlichen, noch ganz kindlichen Stimme die junge Blondine, „du solltest auf deine Bilder recht stolz sein, liebe Clorinde! Alle bewundern sie, und wenn ich dich nicht gar so lieb hätte, könnte ich ordentlich eifersüchtig werden über die ungemessenen Lobsprüche, die man meiner schönen Cousine in jeder Hinsicht, aber besonders als Künstlerin zollt, während kein Mensch auch nur einen Augenblick an die arme Anna denkt, die Nichts kann und Nichts weiß, als dich und die gute Tante recht herzlich lieben“.... „Und schmeicheln“, fiel ihr Clorinde ein wenig besänftigt ein, da ihr Unmuth sich bei dem Gedanken gemildert hatte, wie hoch sie über der armen kleinen Cousine stehe, die kein Talent, keine Schönheit, keinen Reichthum, ja nicht einmal den Glanz eines edeln Namens für sich hatte und nur von der Güte ihrer Mutter lebte, seit ihre Eltern gestorben waren. — „Willst du nicht das Bild fertig machen?“ fragte Anna. „Ich werde dir eine andere Palette reichen, damit du

es heute Abend im Salon aufstellen kannst. Dann will ich sorgfältig alle Urtheile, die günstigen wie die strengen sammeln, aber du wirst finden, daß man es immer loben wird." — „So sehr ich wünschte, das Bild vollendet zu sehen", sagte die Mutter, „so wird es doch besser sein, daß du jetzt ein wenig ausruhest. Du bist sehr angegriffen, meine Liebe!" — „Nein, ich will, ich muß es fertig machen", rief Clorinde plötzlich aufspringend und ergriff mit Hast die neue Palette, welche Anna ihr reichte. Sie rieb schnell die Farben auf, unbekümmert um die Flecken, die auf den glänzenden Atlas ihres Kleides fielen, und nachdem sie die geduldige Anna wieder in ihre Stellung zurechtgerückt hatte, fuhr sie fort mit dem größten Eifer zu malen, während die Mutter schweigend und bekümmert zu ihrem frühern Sitze zurückkehrte. Mehr als eine Stunde verfloß, ohne daß in dem weiten Raume ein anderer Laut gehört wurde, als das Rauschen von Clorindens Kleid, wenn sie bei einer raschen Bewegung das Holz der Staffelei bestreifte. — Endlich blickte Clorinde wieder auf; das Bild war fertig. Anna athmete wieder freier, als sie den Pinsel bei Seite legen sah, weil sie nun hoffen durfte, sich in Garten und Park von der Langweile des Sitzens erholen zu können. Sie stand auf, und vor das Bild tretend, betrachtete sie es mit der naiven, aufrichtigen Bewunderung, welche sie den überlegenen Talenten der begabten Cousine zu zollen gewohnt war. Auch die Mutter war wieder aufgestanden, und ihr ruhiger geäußertes, wenngleich nicht minder begeistertes Lob schien der jungen Künstlerin das Vertrauen in die Schönheit ihres Werkes wiederzugeben, welches sie erst verloren hatte. Ihre Züge erhellten sich, ein leichtes Roth kam in ihre Wangen, und mit freundlichern Blicken betrachtete sie das Bild, das sie erst verbrennen wollte; es schien ihr nunmehr auch gelungen und voll froher Erwartung der Bewunderung, die es

erregen sollte, befahl sie dem auf ihr Klingeln eingetretenen Diener, die Staffelei in die Nische des Salons zu stellen.

„Willst du nun ein wenig mit mir ins Freie gehen, ehe wir Toilette machen müssen", fragte Anna, die jedem Vogel, dessen Liedchen durch das offene Fenster hereindrang, im Stillen einen baldigen Besuch versprochen, und die nun ihre Ungeduld, aus dem schwülen Zimmer in den Garten zu kommen, kaum mehr bezwingen konnte. — „Ach, ja, thue es, meine Liebe", sagte die Gräfin bittend; „die milde Luft wird dir gut thun." — „Ich habe jetzt keine Lust hinauszugehen, so lange die Sonne noch so hoch steht, das grelle Licht thut meinen Augen wehe, und ich habe auch nicht Zeit müßig umherzuschlendern. Gehe nur allein, Anna, du bedarfst meiner nicht; unterhältst du dich doch mit jeder Biene, die an dir vorübersummt, mit jedem Grashalm, über den du hüpfest." Gott Lob, dachte Anna, daß ich dieses kann, und daß ich nicht einen vollen Salon, eine auserlesene Gesellschaft zu meiner Unterhaltung bedarf; und das fröhliche Mädchen eilte fort und bald tönte ein liebliches Liedchen wie der jubelnde Gesang der Lerche, die sich zum Himmel schwingt, durch die Gewächse des Gartens und zu den geöffneten Fenstern herein. Clorinde blickte stumm ins Freie hinaus, eine Thräne, sie wußte nicht warum, stahl sich in ihr Auge, während sie die leichten Schritte ihrer Cousine verfolgte, wie sie so schwebend und singend zwischen den duftenden Gebüschen dahinzog, bald vor einem blühenden Strauche stehen blieb, um sich noch eine Blume in den seltsamen Haarschmuck zu flechten, den sie als Modell zu Clorindens Bild aufgesetzt, bald sich zu einem goldgrünen Käfer bückte oder einen bunten Schmetterling erhaschte. Es war fast ein Gefühl des Neides über jenes unbewußte, stille Glück der armen Waise, die doch so wenig Ursache zur Freude hatte, während sie, die schöne, reiche, hochbegabte, die an=

gebetete Tochter edler Eltern, mit allen Ansprüchen an das Leben so wenig glücklich war, so selten eine Freude genoß. Aber heute sollte ihr ja die größte Freude werden, ein jahrelang gehegter Wunsch, an dessen Erfüllung Alles hing, was sie als Glück sich denken konnte, sollte heute befriedigt werden. Clorindens stolzes Herz kannte nichts Höheres, als die Befriedigung ihres ungemessenen Ehrgeizes, sie wollte Ruhm und Bewunderung nicht nur in dem kleinen Kreise, der sie umgab, erringen, nein die Welt und selbst die kommenden Jahrhunderte sollten ihren Namen noch mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen. Kein Loos auf Erden schien ihr so beneidenswerth, als das jener herrlichen Frauen Italiens, der Freundinnen eines Petrarca und eines Tasso, und ein solches Loos wagte auch sie zu erstreben. Heute sollte einer der Dichterfürsten unseres reichen Vaterlandes in ihrem Hause erscheinen; er würde sie kennen lernen . . . und ihre Schönheit, ihre Talente, ihr Wissen — mußten sie nicht einen Eindruck auf ihn machen, mußten ihr dieselben nicht die Freundschaft des Dichters erwerben, dessen Lieder dann ihren Namen verherrlichen und verewigen würden? Ihre Wangen rötheten sich bei diesen stolzen Gedanken, ihre Gestalt, erst noch vor Erschöpfung gebeugt, erhob sich wieder und sie eilte raschen Schrittes, um ihre Harfe zu holen und sich noch für den Abend, den Augenblick ihres Triumphes, zu üben. Clorinde war auch Meisterin in der Kunst der Töne, die schwersten Stücke der deutschen und italienischen Meister spielte sie mit der größten Geläufigkeit und ihre volle, herrliche Stimme erregte die Bewunderung aller Zuhörer, so oft sie sich bereit finden ließ, vor den zahlreichen Gästen ihrer Eltern zu singen. Wie silberne Glocken tönten jetzt die lauten, schwellenden Töne in die laue, milde Luft hinaus; sie hatte eines der schönsten Lieder unserer reichen lyrischen Literatur mit einer meisterhaften Begleitung für die

Harfe vor sich auf dem Pulte und sang und spielte mit dem gleichen Eifer, wie sie früher gemalt, bis auch die letzte Schwierigkeit überwunden war und die Mutter mit einer Thräne des Entzückens über das Talent ihrer Tochter sie mit sanfter Gewalt zwang aufzuhören. „Du erschöpfst dich zu sehr, mein theures Kind, und wir werden diesen Abend im Salon deine Abspannung zu beklagen haben.“ Clorinde gab dieser Ermahnung Gehör. So gleichgültig sie sonst darüber war, wie sie vor den Gästen ihrer Eltern erscheine, erschrak sie doch bei dem Gedanken heute dem großen Manne gegenüber abgespannt zu erscheinen, und schnell sich erhebend, bot sie der Mutter an, einen Augenblick mit ihr in den Garten zu gehen, bis die Sonne, die schon tief im Westen stand, untergegangen wäre und die Zeit zur Toilette erschiene. Bereitwillig begleitete die Gräfin ihren Liebling und bald wandelten die beiden edeln Gestalten unter den herrlichen Gewächsen, die in der kühlen Abendluft die köstlichsten Wohlgerüche ausströmten. Aber wie verschieden war ihre Bewegung von dem fröhlichen Hüpfen der jugendlichen Anna; der hohe Anstand, der langsame feierliche Schritt, mit welchem sie die Laubgänge durchwandelten, hatte fast etwas Schwermüthiges, als ob zwei Nonnen, gezwungen allen Freuden der Welt zu entsagen, hier ihren einsamen Spaziergang machten und sich dabei alle trüben Empfindungen und schmerzlichen Gefühle, die sie bedrückten, mittheilten, während ein ganzer Himmel von Glück und unschuldiger Freude sich in den leichten, schwebenden Schritten Anna's offenbarte, wie sie beim Anblicke ihrer Tante und Cousine auf sie zueilte und jeder ein Sträußchen der duftendsten Blumen reichte. Die Tante dankte freundlich, indem sie wehmüthig von dem frohen leuchtenden Gesichte Anna's auf die schönen, aber trüben, freudlosen Züge ihrer Tochter blickte; aber Clorinde sagte fast verweisend: „Ich kann nicht begreifen, wie du

noch gar so kindisch sein kannst im Garten herumzulaufen, Sträußchen zu pflücken, als ob du noch sechs Jahre alt wärest; du bist ja erhitzt und roth wie ein Bauernmädchen." Anna erröthete noch mehr über diese unfreundlichen Worte, sagte aber begütigend: „Sei nicht böse, Clorinde, und lasse mir immer meine kindischen Freuden; es sind die einzigen, die ich recht eigentlich mein nennen darf. Mir gehört Nichts in dieser weiten, schönen Welt, ich kann Niemand gefallen, Niemand erfreuen und dienen, aber die kleinen Blumen verstehen mich, wenn ich zu ihnen rede; sie lehren mich eine hohe, himmlische Weisheit; sie führen mich so lieb und freundlich zum Vater der Waisen und Armen, der sie so herrlich kleidet und ihnen Thau und Sonnenschein gibt. Der Schmetterling und das kleine Vögelein, deren Fluge ich so gern nachschweben möchte, lehren mich, Luft und Licht, alle die herrlichen Gaben der Natur froh und zufrieden genießen; unbekümmert, was ich auch sonst entbehre, habe ich doch so viel des Guten und Schönen empfangen als sie. Warum sollte ich mich nicht freuen, wie sie?" Clorinde schaute die Sprecherin, deren blaues Auge von einem freundlichen Feuer leuchtete, verwundert an. Es war, als ob sie diese einfache Zufriedenheit und Genügsamkeit Anna's nicht recht verstünde, dann aber sagte sie nicht ohne leisen Spott: „Vergiß nur über deinen geflügelten und ungeflügelten Freunden und Lehrmeistern nicht, daß es jetzt Zeit ist, Toilette für den Abend zu machen; ich erwarte dich in meinem Zimmer, denn ohne meine Hülfe wirst du nicht fertig und kannst dich wol für deine Gesellschaft im Garten, aber nimmermehr für eine Soirée ankleiden." Die erstere wäre mir auch weit lieber, dachte Anna, indem sie gleichwol die Schritte bedächtig nach Hause lenkte, wohin ihr Clorinde und die Mutter bald folgten. — Die Bewegung in der milden Luft hatte Clorindens Züge ein wenig geröthet, und als

sie bald darauf, köstlich geschmückt, an der Seite ihrer Mutter und der holden Anna, die in ihrem einfachen Putze höchst lieblich aussah, in den Salon trat, prangte sie in vollendeter Schönheit und überstrahlte darin alle anwesenden Damen. Das Bild, welches die junge Künstlerin erst diesen Abend fertig gemacht hatte, stand, auf das Passendste beleuchtet, in einer Nische des Salons, und zahlreiche Gruppen drängten sich davor und sprachen ihren Beifall und ihre Bewunderung lauter oder leiser, aufrichtig oder aus Schmeichelei darüber aus. Clorinde hörte aber nicht auf jene Beifallsbezeigungen; selbst persönlich an sie gerichtete Lobsprüche entgingen ihrem Ohre oder wurden ganz gleichgültig von ihr aufgenommen; denn alle ihre Sinne lagen nur in ihren Augen, die in gespannter Erwartung nach der Thüre gerichtet waren, und sie erbebte sichtlich jedes Mal, wenn dieselbe geöffnet wurde. Auch die kleine Anna schien erwartungsvoll, obgleich sich fast ein trüber Schatten bei dem Gedanken auf ihre heitern Züge legen wollte. Endlich wurden die Flügelthüren wieder geöffnet, und mit lauter Stimme, die plötzlich dem Gesumme von hundert Sprechenden ein Ende machte, rief der anmeldende Kammerdiener die einfachen Worte: „Herr R...“ Aller Augen wandten sich nach der Thüre, die stolzesten Damen neigten sich ehrerbietig und mancher mit Orden geschmückte Herr trat bescheiden zur Seite, um dem Eintretenden Platz zu machen. Was mochte es sein, das dem unscheinbaren Fremdling, vor dessen Namen kein glänzender Titel stand, dessen einfache, fast ärmliche Kleidung sonderbar gegen die reichen Uniformen und kostbaren Toiletten der Damen abstach, solche Achtung verschaffte? Welch ein Zauber haftete an dem bereits alternden Manne, dessen graue, wirre Haare ein fast unschönes Gesicht beschatteten, daß die Nennung seines bloßen Namens, ein rascher Blick auf seine Züge Clorindens stolzes Herz fast hörbar klopfen machte und

ihre bleichen Wangen mit dem holdesten Purpur färbte? Sie, die die Huldigungen der Höchsten und Angesehensten ihrer Gesellschaft als einen ihr gehörigen Tribut gleichgültig anzunehmen gewohnt war, zitterte vor Erwartung, ob der Fremde sie auch beachten, sich auch freundlich zu ihr wenden würde. — Der Zauber des Genius haftete an dem unscheinbaren Manne, in welchem die erfreute Gesellschaft einen der Fürsten der deutschen Geisteswelt bewundernd anerkannte; es war der Dichter, dessen Erscheinen die stolze Clorinde seit langer Zeit wachend und träumend ersehnt hatte, weil sie von ihm die Erfüllung ihrer kühnen und ehrgeizigen Hoffnungen und Wünsche erwartete.

Die Gräfin, Clorindens Mutter, erhob sich selbst von ihrem Sitze bei Annäherung des Fremden, eine Auszeichnung, deren sich Wenige in dieser glänzenden Versammlung rühmen konnten, und bemühte sich den großen Mann, der fast etwas Linkisches, Unbehülfliches in seinem Benehmen hatte und sich in einer so zahlreichen, unbekannten Gesellschaft unbehaglich zu fühlen schien, auf passende Art zu unterhalten. Sie stellte ihm mit mütterlichem Stolze ihre schöne Tochter und ihre junge Nichte vor, und der bewundernde Blick, womit der Fremde die auffallende Schönheit derselben betrachtete, war Clorindens erster Triumph und machte ihr Herz vor Freude schwellen. Aber diese Freude würde sich schnell gemindert haben, wenn sie den väterlich liebevollen Blick gesehen hätte, welchen der Dichter auf die schüchterne, kleine Anna richtete, die mit vor Bewunderung feuchten Blicken und glühenden Wangen vor ihm stand und kein Wort auf seine freundliche Anrede erwidern konnte.

Es dauerte ziemlich lange, ehe die durch den Eintritt des Dichters gestörte Versammlung wieder ihr Gleichgewicht fand, ehe man sich von der Erhebung, die der Anblick eines großen Mannes unwillkürlich hervorruft, wieder in den gewöhnlichen

Ton des Salons zurückfand; aber allgemach trennte sich die Gesellschaft wieder in einzelne Gruppen, je nachdem Gleichstimmung der Gedanken, Interesse oder Zufall die Einzelnen zusammenführte. — Herr R. blieb eine Zeit lang an das Sopha seiner edeln Wirthin gefesselt in ziemlich eifrigem Gespräche mit Clorinden, die all ihr Wissen, all ihren Geist aufbot, um den günstigen Eindruck, den sie bereits auf den Dichter gemacht zu haben wähnte, zu erhöhen und zu befestigen. Herr R. konnte sich auch einer gewissen Bewunderung nicht enthalten, als er erkannte, welche Fülle von Kenntnissen und welch ein scharfer, treffender Verstand in der schönen Hülle Clorindens verborgen war; aber er vermißte schnell in ihr jenen Geist und jenes Gemüth, welche selbst Wärme ausströmen und dadurch fremde Herzen warm machen; er fand bei ihr nicht jene Anmuth, jenes Seelenvolle, das aus jeder Bewegung, jedem schüchtern gestammelten Worte Anna's hervorleuchtete, und er fühlte sich mehr zu dem kindlichen, einfachen Mädchen als zu der gefeierten Schönheit hingezogen, so daß er sich beinahe erleichtert fühlte, als die von allen Seiten ausgesprochene Bitte, daß Clorinde die Gesellschaft durch ihren Gesang erfreuen möchte, dieselbe endlich nöthigte, ein Gespräch abzubrechen, das ihm lästig zu werden anfing, da er darin einen Anflug von Gefallsucht zu bemerken glaubte, der ihm um des schönen Mädchens willen Leid that. Während man die reich vergoldete Harfe zurecht stellte und er so der Beobachtung entging, suchte der Fremde eine leere Fensternische zu gewinnen, um von der Ferne, ungesehen der Musik lauschen zu können, für die seine Seele eine außerordentliche, fast schmerzliche Empfänglichkeit hatte.

Nie hatte Clorinde prächtiger gesungen, ihre Stimme durchhallte die weiten Räume und der Text, in welchem der Dichter mit Freude eines seiner gelungensten Lieder erkannte,

war auch ganz geeignet, die Zuhörer mächtig zu ergreifen. Und doch lag Etwas in dem Gesange, was den Dichter unangenehm berührte; sein Lied schien ihm verwandelt, es entbehrte jenes Schmelzes der Empfindung und des warmen Gefühls, das einer schönen Dichtung eigenthümlich ist, und mitten unter den bunten Beifallsbezeigungen blieb er allein unbefriedigt. — Große Geister gehen nie kalt und gleichgültig an den Erscheinungen vorüber, die ihnen in den Weg treten; sie suchen sich dieselben zu erklären und sie in ihrem Zusammenhange und ihrer Wesenheit zu erfassen, und eben dieses Studium der sie umgebenden Erscheinungen und Persönlichkeiten befähigt sie, den Gebilden ihrer Phantasie so wahre Formen und Farben zu leihen, daß wir sie leben und wirken zu sehen glauben. Clorindens Aeußeres und ihr Wesen waren zu auffallend, als daß der Dichter, obwol der Eindruck, den sie auf ihn machte, nicht eben ein günstiger war, so an ihr hätte vorüber gehen können, ohne ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken; er wollte sie ganz ergründen und sich überzeugen, ob ihn sein erstes Gefühl, daß ihr das Gemüth, das warme, lebendige Herz abgehe, auch nicht getäuscht, und ob sich vielleicht in ihrem Bilde mehr Seele ausprägе, als in ihrem Gespräche und ihrem Gesange; deshalb näherte er sich jetzt der verlassenen Staffelei, vor der nur ein einziger Beschauer stand, in dem der Dichter einen geliebten Zögling früherer Jahre erkannt hatte, und betrachtete das Gemälde mit der größten Aufmerksamkeit. Clorinde, die den Gast mit ihren Blicken überall verfolgte, sah ihn zu ihrem Bilde treten und konnte in diesem Augenblicke der Versuchung nicht widerstehen, ein unbestochenes Urtheil über ihr Werk aus dem Munde des verehrten Mannes zu hören. Auf einem Umwege glitt sie in die Nähe des Bildes und durch einen bis auf den Boden herabreichenden Vorhang verborgen, konnte sie ungesehen dem Gespräche der beiden

Männer zuhören. Der junge Mann ergoß sich in ein begeistertes Lob Clorindens, über ihre Schönheit, ihren Geist und ihre seltenen Talente, das das Mädchen, wäre sie minder an die übertriebensten Schmeicheleien gewöhnt gewesen, auch in ihrem Verstecke hätte schamroth machen müssen; so aber streifte es kaum an ihr Ohr, das begierig auf die Worte des Dichters lauschte. Dieser, dessen Urtheil durch den Anblick des Gemäldes, das neben unverkennbaren Vorzügen doch auch jenen Mangel an Empfindung und innerer Seelenwärme an sich trug, die er schon an der Künstlerin vermißt hatte, sich vollkommen bestätigt fand, erwiderte auf alle jene Lobpreisungen mit seiner ruhigen, klaren Stimme: „Ich muß Ihnen in Allem Recht geben, mein junger Freund, was Sie mir sagen, doch gleichwol wird die schöne, geistreiche, gefeierte Clorinde sich keine wahre Zuneigung, keine wirkliche Freundschaft erringen, ihre vielen Vorzüge entbehren der schönsten Weihe, denn sie gehören nur dem Verstande, nicht dem Gemüthe an. Selbst die Kunst verliert bei ihr von ihrem Zauber und ihrer Macht, sowol für sie selbst als für Andere. Betrachten Sie dieses Bild genau und sehen Sie dann das Original, jenes junge, liebliche Mädchen an, das in den Augen der Menge so sehr neben Clorinde in Schatten tritt. Hat die Künstlerin vermocht in ihr Bild diese seelenvolle Unschuld, dieses unbewußte, heilige Glück zu bannen, das aus jenem Auge leuchtet? Weil sie es nicht empfindet, kann sie es nicht wiedergeben. Darum ist aber auch ihre Kunst todt und sie ist unglücklich, trotz des Glanzes, der sie umgibt; denn es fehlt ihr das Herz ...“

Ja, recht unglücklich und ins Herz getroffen, das man mir so grausam abspricht, seufzte die arme Clorinde, die ein Augenblick um die erträumte Herrlichkeit gebracht hatte, die ihrem Ehrgeize die Krone aufsetzen sollte. — Nur ihr ungeheurer Stolz gewann es über sich, nach Dem, was sie eben

gehört, nicht niederzusinken und ihrem Kummer und ihrer bittern Enttäuschung durch heiße Thränen Luft zu machen. Der Abend, welcher der Anfang ihres Ruhmes sein sollte, wurde ihr zur bittersten Qual. Es fehlt ihr das Herz, hatte der erfahrene Kenner der Herzen gesagt; ihre Kunst ist todt, tönte es ihr immer in den Ohren, und kaum waren die Kerzen des Festes erloschen, so sank sie trostlos auf ihr Lager, um in einer schlaflosen Nacht über die Unglücksworte nachzudenken. Am folgenden Morgen konnte sie das Bette nicht verlassen; eine heftige Krankheit, welche die ängstlich bekümmerte Mutter und der herbeigerufene Arzt der beständigen Aufregung zuschrieben, in welcher sich das junge Mädchen in Folge ihrer angespannten Geistesthätigkeit befand, hatte sie auf das Krankenlager geworfen, und drohte die schöne, kaum aufgeblühte Jungfrau mit allen ihren reichen Vorzügen in ein frühes Grab zu stürzen. Während Alle, die sie kannten, nur mit Trauer an ihren möglichen Verlust dachten, während die Gräfin trostlos Tag und Nacht am Bette der Geliebten wachte und die sonst so heitere Anna wie ein trüber Schatten durch die verödeten Zimmer schlich, oder in einem einsamen Laubgange ungesehen auf ihre Kniee fiel, um Gott mit heißen Thränen um die Erhaltung ihrer geliebten Cousine zu bitten, empfand Clorinde ihre zunehmende Hinfälligkeit fast mit Freude. Es dünkte ihr, daß sie gern von einer Welt scheide, die ihr keine Liebe geben konnte, weil sie kein Herz hatte, und wo selbst die Kunst, für welche sie bisher gelebt, unter ihren Händen todt war. Wie beneidete sie die arme kleine Anna, die der große Mann ihr vorgezogen, an die er gern und freundlich zurückdenken würde, während keiner seiner Gedanken bei ihrem frühen Grabe weilen würde. — Aber Clorinde starb nicht. Gott will nicht, daß Eines seiner Kinder verloren werde, sondern daß Alle ihrer schönen, edeln Bestimmung immer näher kom-

men. Nach einer langen Krankheit erholte sie sich wieder so weit, daß sie das Bett verlassen konnte, aber sie war zu einem Schatten abgezehrt und ihre Nerven waren so angegriffen, daß ihr der Arzt jede, auch die geringste Beschäftigung streng untersagte und es ihr zur Pflicht machte, sich so gut als möglich im Freien aufzuhalten, damit die milden Sonnenstrahlen, denen sie sich besonders aussetzen sollte, und die balsamische Luft, die durch die Bäume und seltenen Gesträuche des Gartens wehte, ihrem Körper seine Kraft und Jugendfrische zurückgeben möchten. Um sich für die liebende Sorgfalt der Mutter erkenntlich zu zeigen, von der sie während der langen Krankheit tausend neue Proben erfahren, welche auch ein so verzogenes, so an die Aufmerksamkeiten ihrer ganzen Umgebung gewöhntes Wesen dankbar empfinden mußte, fügte sich Clorinde bereitwillig in die Verordnungen des Arztes, obgleich ihr das neugeschenkte Leben so gleichgültig war, daß es ihr kaum des Opfers einer Laune werth schien. Der Nachsommer war in diesem Jahre ungemein lieblich, die drückende Hitze der frühern Tage war einer lauen, milden Luft gewichen, die von Morgen bis an den Abend eine fast gleichmäßige Temperatur beibehielt, das Laub war noch frisch und grün auf den Bäumen wie im Frühling und gleichsam um die Pracht und Schönheit der Natur zu erhöhen, hatten sich die purpurrothen und goldenen Früchte zwischen den Zweigen aufgehängt; der Garten prangte noch mit den herrlichsten Blumen und die frohen Sänger hatten ihren weiten Concertsaal noch nicht verlassen, sondern ließen ihre jubelnden Chöre in Wald und Feld, Garten und Park ertönen. Kaum hatte Clorinde am Morgen ihr Lager verlassen, so begab sie sich in den Garten; da sie aber von jeder Bewegung sich sogleich erschöpft fühlte, so setzte sie sich meistens an eine sonnige Stelle und blieb da stundenlang stumm und regungslos, während die Sonnenstrahlen auf

ihrem Haupte oder auf ihren eingefallenen Wangen spielten. Anfangs achtete sie nicht im Geringsten auf die sie umgebende Scenerie oder auf die freundlichen Worte ihrer Mutter und Anna's, die sie vergeblich zu erheitern suchten; ja sie wies die theilnehmenden Freunde sogar rauh von sich, um ungestört den trüben Gedanken nachzuhängen, welche die Krankheit nicht aus ihrem Gedächtnisse zu verwischen vermocht hatte. Ihr Stolz, der in seinem Lebensmarke verwundet worden, sträubte sich und kämpfte noch immer gegen jedes erwachende, bessere Gefühl. Sie hatte das Höchste erstrebt und gewünscht, was nach ihrer Meinung Sterbliche beglücken konnte, und, da es ihr versagt war, hatte sie Nichts an dessen Stelle zu setzen, was ihr das Leben wieder wünschenswerth und angenehm machen konnte. Die Zuneigung und Liebe war ihr versagt, den Ruhm verdiente sie nicht und die Kunst war bei ihr todt, wie der Dichter gesagt hatte. Allmälig fing jedoch die zauberkräftige Natur, in der sie nun beständig lebte, an, ihre unwiderstehliche Kraft auch an Clorindens Herz zu äußern. Ihr trübes Auge erhellte sich zuweilen, wenn ihr die Schönheit der sie umgebenden Scene siegreich entgegentrat; das stille, reine Gewölbe des Himmels, dessen tiefes Blau selten ein streifendes Wölkchen trübte, flößte auch ihrem Herzen eine gewisse wehmüthige Stille und Ruhe ein, die ihr wohlthat; die warmen Sonnenstrahlen, die Alles mit Glanz und Licht überzogen und Leben und Seligkeit verbreiteten, erleuchteten und erwärmten auch ihr umdunkeltes Gemüth, und sie konnte nicht mehr ganz gleichgültig dem Drängen und Leben, dem Schwärmen und Regen der tausend und tausend kleinen Geschöpfe zusehen, die sich so sorglos ihres kurzen Daseins freuen, ohne wieder eine Ahnung davon zu bekommen, daß in dem Leben selbst ein Reiz sein müsse, dessen sie sich nicht mehr klar bewußt war. Sie blickte nun mit immer steigendem Interesse

auf die zahllosen Gegenstände, die in der freien Natur die Aufmerksamkeit jedes fühlenden Menschenherzens auf sich ziehen, und manchmal blieb sie in den Anblick einer Blume vertieft oder auf das Lied eines fröhlichen Vögeleins horchend lange mit freundlichen Blicken und froh bewegten Zügen auf einer und derselben Stelle. Die arme Anna, die mit ihrem vollen, warmen Herzen, dessen Empfindungsfähigkeit noch nicht durch die tausend Verlockungen des Stolzes und der Eitelkeit geschwächt war, das unsichtbare Leiden der kranken Freundin mit dem tiefsten Schmerze empfunden hatte, obgleich sie dessen Ursache nicht zu ergründen vermochte, erkannte nun auch mit der lebhaftesten Freude, daß der Stachel des geheimen Kummers sich durch den kräftigen Zauber der Natur abzustumpfen begann und wagte sich wieder schüchtern in Clorindens Nähe, um mit ihren Liebesworten die Trauer derselben noch mehr zu mildern. Clorinde empfing sie nun auch freundlicher und hörte zuweilen gern dem kindlichen Geplauder ihrer jungen Cousine zu, wenn sie ihr von ihrem Leben unter Blumen und Schmetterlingen erzählte, von denen sie Lehren der Weisheit empfing und die ihr das Leben froh und leicht machten. — „Ach könnten sie mir es auch leicht machen, wie dir; es drückt mich so sehr", seufzte Clorinde unwillkürlich, und Anna sagte freundlich, sie mit ihren klaren, milden Augen anblickend: „Wenn du ihre Lehren nur anhören wolltest, so würden sie dich gewiß überzeugen." — „Wie soll ich das, da ich ihre Sprache nicht verstehe", sagte Clorinde, trübe lächelnd, „willst du sie mir erklären?" — „Gern", antwortete Anna; „ich habe sie zu meinem Troste verstehen gelernt. Die Sprache der ganzen Natur ist meinem Geiste nicht fremd, das ist ja aber auch meine einzige Wissenschaft; doch Gott Lob! sie reicht aus, um mich glücklich zu machen." — Und das schüchterne, junge Mädchen, die so selten gewagt hatte, in Gegenwart ihrer begabten Cou=

sine den Gedanken Luft zu machen, die ihr das Herz bewegten, mächtig ergriffen von der Gewalt des Augenblicks und von dem auf sie eindringenden, dunkeln Gefühle, von welcher Wichtigkeit ihre einfachen Worte auf das kranke Gemüth der Freundin werden könnten, fing wie begeistert an von der Herrlichkeit der Schöpfung und von der Weisheit und Güte und Allmacht des Schöpfers zu reden. Sie zeigte der stummen und verwundert zuhörenden Clorinde, wie schön und vollkommen jedes Geschöpf in seiner Art von einem liebenden Vater bereitet sei; wie jedes durch sein Dasein die Vollendung des Ganzen erhöhe und wie jedes zu eigenem Wohlsein und Genusse berufen sei, und als ob das einfache Mädchen den dunkeln, unlautern Grund der Schwermuth ihrer Freundin, deren unmäßigen Stolz hätte errathen können, wies sie sie mit schlagenden Beweisen hin auf die Demuth, zu der sich unser Herz durch die Erkenntniß der Natur geneigt fühlen muß. Gleich den Blumen und Vögeln sind wir nur schwache, vergängliche Wesen, durch die Gnade des Vaters hervorgerufen und nur durch seinen Willen lebend und athmend; nichts zeichnet uns aus vor den übrigen zahllosen Geschöpfen seiner Macht, als unser Geist, unsere Fähigkeit, Gott, unsern Schöpfer und Vater, zu erkennen und dankbar zu lieben, ihn, der uns so viel gethan, der uns Alles gegeben, dem wir jede gute Gabe verdanken, die wir vor Andern besitzen, auf die wir aber eben deshalb so wenig stolz sein dürfen, die ebensowenig unsern eigenen Ruhm erhöhen, als die herrlichste Blume sich ihres Farbenschmelzes und ihres süßen Duftes rühmen darf, sondern wie jene sollen auch wir durch bescheidenes Genießen der holden Gaben den liebevollen Geber dankbar preisen.

Clorinde hörte in sprachlosem Erstaunen den Worten ihrer jungen Freundin zu; ein Strom von neuen Gedanken und Empfindungen zog mit überwältigender Macht in ihre Seele

ein; sie erhob sich schweigend und der verwunderten Anna mit einer Bewegung der Hand bedeutend, ihr nicht nachzufolgen, vertiefte sie sich in die dunkeln Alleen des Parkes. An einer ganz einsamen Stelle, wo sie kein Auge und kein Ohr mehr erreichen konnte, wo nur der stille Wald und der tiefblaue Himmel Zeugen ihrer Bewegung sein konnten, warf sie sich auf den Rasen nieder und zerfloß in Thränen, in schmerzliche und süße, in Thränen des Kummers und der Freude. Durch die kunstlosen Worte Anna's war ihr mit einem Male klar geworden, was all ihr früheres Wissen, was ihr Streben und Trachten ihr nicht zu offenbaren vermochten: daß nur die Erkenntniß und Liebe des Höchsten, an den sie in ihrem vermessenen Stolze nicht gedacht hatte, unserm Leben Werth verleiht; daß wir nur durch demüthige Gottes- und Menschenliebe zum Glücke gelangen, daß Alles, was das Leben bietet, Macht, Schönheit, Reichthum, Talente Nichts sind ohne jene höhern Gaben des Himmels. Jetzt erst begriff sie, warum der Dichter gesagt hatte: sie ist unglücklich, denn es fehlt ihr das Herz. Er hatte erkannt, daß ihr das Höchste mangle, Gefühl und Empfindung für das Höchste und die Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist. — Sie wollte jetzt aufrichtig ein Herz gewinnen, aber nicht um ihren Vorzügen die Krone aufzusetzen und sich die liebende Bewunderung zu erzwingen, sondern um demüthig Gott zu erkennen und ihn zu lieben. Zum ersten Male fiel sie, nicht um mechanisch die vorgeschriebenen Gebete zu wiederholen, sondern aus inniger Seelenandacht auf ihre Kniee und flehte unter heißen Thränen den Ewigen um Erleuchtung und Gnade an. Und die Verheißung des Herrn ging auch an Clorinden in Erfüllung: So ihr etwas Gutes verlanget von eurem himmlischen Vater, so wird er es euch geben hundertfältig. Als ein neuer Mensch erhob sich Clorinde nach ihrem heißen Gebete, während dessen sie zum ersten Male die

Seligkeit der unmittelbaren Verbindung mit dem Höchsten empfunden hatte; der einzige Wunsch war in ihrer Seele, den Vater immer besser kennen zu lernen, um ihn und alle seine Kinder, ihre Mitgeschöpfe, immer wärmer und inniger lieben zu können. — Unter den vielen Studien, mit denen das junge Mädchen ihren Geist zu bereichern gesucht, hatte das wichtigste und erste nur eine sehr untergeordnete Stelle eingenommen; Clorinde hatte sich dem unseligen Wahne hingegeben, der leider in unserer Zeit so weit um sich gegriffen hat, daß die Religion nur eine Sache für die Armen und Unwissenden sei, daß die sogenannten philosophischen Ansichten, das freie Denken ihrem Stande und ihrer Geistesbildung gemäßer sei; darum hatte sie zwar mechanisch die gebräuchlichen Ceremonien des Christenthums mitgemacht, um den Schwachen kein Aergerniß zu geben, aber ihr Herz hatte keinen Gewinn von dieser unrichtigen Gottesverehrung gehabt. Aus ihrer reichen Bibliothek hatte sie nie die heilige Schrift hervorgesucht, um sich dort die Kenntnisse der Heilswahrheiten, die sie der nothdürftige Religionsunterricht, den sie der herrschenden Sitte gemäß doch erhalten hatte, nicht lehren konnte, selbst zu erwerben; die Bibel war ihr bisher ein ganz werthloses Buch gewesen. Nun aber, nachdem ihr der Arzt, dessen Verordnungen sie geduldig befolgte, wieder gestattete, sich einigermaßen zu beschäftigen, nun holte sie begierig das unscheinbare Buch hervor, und mitten unter den schönsten Werken der Schöpfung lebend und athmend, las sie die heiligen Schriften. O, wie ging ihr da das Herz auf, wie wurde ihr Gemüth so reich an göttlichen Gedanken und Empfindungen, wie lernte sie nun ihr Dasein und ihre Bestimmung viel besser begreifen, als alle Philosophie und Menschenweisheit ihr diese hatten deuten können. An den göttlichen Lehren des Erlösers, an seinem erhabenen Beispiele stärkte sie ihren gebrochenen Geist

und bald zog Friede und Freude und die reine unendliche Liebe in ihr Herz ein und machten dort Wohnung. Auch die Rosen kehrten wieder auf ihr Antlitz zurück und neue Lebenskräfte in ihren schwachen Körper und die Gräfin erfreute sich mit dankbarem Glücke der neugeschenkten Tochter. Mit Anna gemeinschaftlich genoß das schöne Mädchen nun die noch übrigen milden Tage des Herbstes fröhlich in dem schönen Garten, der den Palast umgab, bis der rauhe Winter sie endlich in die Zimmer bannte. Da suchte Clorinde auch die Kunst wieder auf; zwar war sie einen Augenblick zweifelhaft gewesen, ob sie derselben nicht für immer entsagen sollte, um nicht durch sie wieder in den alten Fehler des Stolzes und der Eitelkeit zurückzufallen, und ob dieselbe sich überhaupt mit dem neuen Geiste des Christenthums vertrage, der in ihr aufgegangen war; aber ihre Zweifel wurden bald durch die junge Freundin gelöst, die sich auch hierin in ihrer Einfalt weiser zeigte, als so manche Weise der Erde, indem sie Clorinden bewies, daß alle Gaben uns von oben zukommen, vom Vater des Lichts, daß wir also auch alle benutzen und ausbilden sollen, aber mit demüthigem Herzen, nicht um Ruhm und Ehre vor den Menschen zu gewinnen, sondern um den Höchsten zu verherrlichen und die Brüder zu erfreuen. So malte die junge Künstlerin wieder und der Geist, das Herz, das sie gewonnen, ging auf ihre Bilder über und verlieh ihnen den Reiz und die Vollendung, deren die frühern entbehrt hatten. Aber Clorinde ließ sie nicht mehr im Salon aufstellen, um Lob und Huldigungen einzuernten; sie wurden entweder in den Wohnzimmern der Eltern, denen sie als Liebesgaben gereicht wurden, oder im einfachen Zimmerchen Anna's aufgehängt, die, ein tiefes Gefühl für Alles hegend, was gut und schön ist, sich besonders an schönen Gemälden erfreute. Nur ein Bild wurde noch in der Nische des Salons aufgestellt, aber

nicht um die Eitelkeit der Künstlerin zu befriedigen, sondern um dem Herzen des jungen Mädchens eine süße Genugthuung zu bereiten. — Wie eine letzte Sühne für die vermessenen Gedanken und Hoffnungen ihres Stolzes hatte Clorinde das Bild des verehrten Dichters, das so fest und klar vor ihrer Seele schwebte, entworfen und es mit all dem Feuer des in ihr schlummernden Genies ausgeführt; es war meisterhaft gelungen und Clorinde freute sich es in ihrem Zimmer immer vor Augen zu behalten. Aber bald nach dessen Vollendung traf ein harter Schlag die Stadt, in der Clorinde wohnte; eine schreckliche Feuersbrunst verzehrte einen großen Theil der Häuser derselben und stürzte die unglücklichen Bewohner, die oft nicht den geringsten Theil ihrer Habe hatten retten können, in unabsehbares Unglück. Derjenige Theil der Einwohner, der von dem Brande verschont geblieben war, beeiferte sich durch wohlthätige Spenden der Noth der leidenden Brüder so viel als möglich abzuhelfen; Clorinde that hierbei, was in ihren Kräften stand; sie entsagte Allem, was sie irgend entbehren konnte, um dem Drängen ihres mitfühlenden Herzens zu genügen. Da sie aber zuletzt Nichts mehr zu geben hatte, veranlaßte sie ihre Freunde, eine Lotterie von Arbeitsgegenständen zu veranstalten, deren Ertrag für die Abgebrannten bestimmt würde. Um alle Theilnehmer an diesem Liebeswerke zu regem Eifer anzuspornen, gab sie das Liebste, was sie hatte, das Bild des Dichters, als Preis dazu und bald folgten demselben von allen Seiten prächtige Gaben nach. Wieder hatte sich eine stattliche Gesellschaft in den glänzenden Sälen des Hotels der Gräfin versammelt, wenn sie gleich aus einem gewissen Zartgefühle gegen das sie umgebende Elend sich viel einfacher zeigte, als damals, wo wir sie zuerst betrachteten. Clorinde und Anna saßen in einer zierlichen Bude und verkauften Loose, zu deren Abnahme noch mehr die lieblichen Verkäu-

ferinnen als der zu hoffende reiche Gewinn verlockten, und bald hatten diese die hohe Freude zu sehen, wie die Summen sich mehrten und wie die Gaben für die Bedrängten immer reichlicher flossen. Die Hoffnung am folgenden Morgen so manches dankbare Lächeln auf bleiche Lippen zu locken, so manches trübe Auge aufhellen zu können, röthete Clorindens Wangen und strahlte aus ihren vor Freude glänzenden Augen. Da wurde plötzlich wieder von dem anmeldenden Diener ein Name genannt, der schon einmal auf Clorindens Seele so mächtigen Zauber ausgeübt hatte. Der Dichter war bei seiner Rückkehr aus dem schönen Italien nach der unglücklichen Stadt gekommen, um zu trösten und durch seine Gegenwart zu erfreuen, wo er nicht thätiger helfen konnte, und, sich eines gegebenen Versprechens erinnernd, hatte er das Haus der Gräfin wieder aufgesucht, die ihn mit gleicher Freude willkommen hieß, wie damals am Vorabende der Krankheit ihrer Tochter. Ein Blick auf die schöne Clorinde, auf ihre freundliche Geschäftigkeit und die herzliche Fröhlichkeit, mit der sie die Vertheilung der Loose besorgte, überzeugten den Dichter, daß eine heilsame Veränderung in dem Wesen der jungen Dame vorgegangen war, und diese Ueberzeugung gewann noch an Bestimmtheit, als er mit geschmeichelter Ueberraschung in dem Bilde, das Clorinde von ihm entworfen, alles das Feuer der Begeisterung, die in Augenblicken der Erhebung in ihm loderte, so treulich wiedergegeben fand, wie es nur Einer wiederzugeben vermag, in dessen Brust die heilige Flamme gleichfalls ihren Herd hat. Mit den Gefühlen der herzlichen Zuneigung, wie verwandte Geister sie zu einander fühlen müssen, trat er nun auf die junge Gräfin zu, deren Glück nun vollendet war, da sie sich von dem großen, edeln Manne freundlicher beurtheilt sah; aber es fiel ihr nicht mehr ein, der Gegenstand seiner Begeisterung werden zu wollen, um sich einen

unsterblichen Namen zu machen, denn sie hatte einsehen lernen, daß wir keinen Ruhm haben, und wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn, aber nicht seiner eigenen Verdienste, die immer nur Stückwerk und vergänglich sind.

Meine Geschichte ist zu Ende und ich erinnere dich, Katharina, an Das, was ich vorhin sagte, daß du mir den Hauptgedanken, der in derselben enthalten ist, angeben mögest.

Kath. Ich bin Ihrer Erzählung, die mich sehr interessirte, mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Ich bin der Meinung, daß die darin enthaltene Grundidee wol diese sein dürfte, daß Nichts in der Welt, weder Rang und Geburt, noch Schönheit, Reichthum und Talente dem Menschen wahres Glück und echten Ruhm verleihen können, wenn diese Vorzüge und Eigenschaften nicht mit einem frommen, religiösen, liebenden Gemüthe und einem wahrhaft gebildeten Geiste verbunden sind, und daß man nur im Besitze dieser letztern sich wahre Achtung und Liebe von guten und edeln Menschen erwerben könne.

Fr. R. Deine Auffassung ist nicht unrichtig, meine Liebe! Clorindens Beispiel zeigt uns deutlich, wie elend der Mensch bei allen äußern Vorzügen sich fühlt, wenn ihm der innere Halt, den uns allein ein liebendes Gemüth und ein nach der Tugend strebender Geist geben, fehlt, und wenn er nur nach dem eitlen, vergänglichen Ruhme strebt, den die Welt bietet; es zeigt uns aber auch, wie sich der Mensch aus diesem Elende, zu dem eine blos äußerliche Erziehung, die nur darauf berechnet ist, uns glänzen zu machen, so häufig führt, wieder erheben könne, wenn er nur sein Herz nicht von den Einwirkungen der herrlichen Natur und der göttlichen Offenbarung verschließt. Laßt diese beiden mächtigen Stimmen immer zu euren Herzen sprechen, meine Kinder! Gehet nie kalt an den Werken der Schöpfung vorüber, seid

nie gleichgültig, wenn ihr Gottes Wort leset oder euch verkündigen höret. Dann werdet ihr frühe schon zu der Herzensfreudigkeit, zu der liebenswürdigen Zufriedenheit gelangen, welche die arme Anna stets beglückten, und zu denen Clorinde erst durch so bittere Schmerzen gelangte.

Marie. Erlauben Sie mir eine Frage, mein Fräulein! Ich habe Etwas in der Geschichte nicht recht verstanden, was nämlich Clorinde von dem Dichter begehrte, und wer jene ausgezeichneten Frauen waren, denen sie gleich werden wollte?

Fr. K. Du erinnerst dich, meine Liebe, wie wir von Homer sprachen, der durch seine Gedichte die Helden, die vor und in Troja kämpften, besonders den Achilles, Hektor und Andere unsterblich machte, indem er ihre Thaten so herrlich besang, daß wir sie heute nach 3000 Jahren noch so genau kennen, als ob sie erst gestern geschehen wären. In dieser Dauer des Namens besteht der Ruhm, den so viele Menschen als das höchste Ziel und Glück ihres Lebens betrachten, und die Dichter und Schriftsteller sind es hauptsächlich, die durch ihre Schriften und Lieder so einen Namen verewigen können, wenn sie die Thaten und Handlungen eines Menschen, den sie bewundern und lieben, beschreiben. Die Dichter haben sich auch meistens Einzelne auserwählt, die ihnen besonders ruhmwürdig schienen, und haben sie der Mit- und Nachwelt in ihren Werken zur Bewunderung aufgestellt. Nicht immer waren es aber blos Männer, die sich durch Heldensinn oder Weisheit auszeichneten, welche die Begeisterung der Dichter hervorriefen, manchmal waren es auch Frauen, deren große Schönheit, Liebenswürdigkeit, Edelsinn u. s. w. ihnen solche Bewunderung erwarben, daß große Dichter es sich zur Aufgabe machten, diese ihre Vorzüge zum Gegenstande ihrer Gedichte zu machen, wodurch natürlich mit dem Liede auch der Name der Besungenen für

immer berühmt wurde. Auf diese Weise haben besonders zwei italienische Dichter vorzügliche Frauen, die ihnen auf ihrem Lebenswege begegneten, für immer berühmt gemacht; der erste von diesen war Petrarka, der im 14. Jahrhunderte lebte und noch immer für einen der ausgezeichnetsten Dichter seines Vaterlandes gilt. Er lernte in Avignon, wo sich zu dieser Zeit viele Italiener aufhielten, weil es zur Residenz der Päpste der damaligen Zeit diente, Donna Laura, eine Dame kennen, die ebenso ausgezeichnet durch ihre Schönheit und Anmuth, als durch ihre hohe Tugend war, und diese Frau begeisterte den jungen Dichter so, daß er eine große Zahl zum Theil vortrefflicher Gedichte zu ihrem Preise dichtete, welche ihren Namen ebenso berühmt als den des Dichters selbst gemacht haben. Torquato Tasso, der im 16. Jahrhunderte lebte, hatte von der durch Bildung und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten Prinzessin Leonore von Este, als er an ihres Bruders Hofe längere Zeit lebte, und auch dort sein unsterbliches Gedicht: „Das befreite Jerusalem" vollendete, so viel Güte und Freundschaft empfangen, daß er es sich auch zur Aufgabe machte, ihren Namen bei der Mit- und Nachwelt berühmt zu machen. Clorinde hatte die Werke beider Dichter gelesen und war so vermessen, für sich eine ähnliche Verehrung in Anspruch zu nehmen, in dem Wahne befangen, daß ihre eigenen Vorzüge dies verdienten und daß darin allein das höchste Glück bestehe, zu dem ein Mensch gelangen könne. Doch dies ist ein Thema, über welches sich noch Viel sagen läßt, weshalb wir einmal darauf zurückkommen wollen, wenn es die Zeit erlaubt; jetzt wollen wir unsere geographische Unterhaltung noch ein wenig aufnehmen, ehe man uns zu Tische ruft, denn wir dürfen unsere Lectionen nicht ohne Grund versäumen. — Wir haben die letzte Geographiestunde mit der Eintheilung der Jahreszeiten (namentlich in der gemäßigten Zone, in der wir leben), die,

wie wir sahen, in der Bewegung der Erde ihren Grund haben, beschlossen und wollen nur noch Einiges über die Jahreszeiten der beiden andern Zonen beifügen. In diesen ist der Unterschied der Jahreszeiten nicht in gleicher Art wie bei uns. In den Polargegenden oder den kalten Zonen finden sich nur zwei und an Dauer sehr verschiedene Jahreszeiten; ein Winter, der beinahe neun Monate währt und dessen Traurigkeit noch dadurch erhöht wird, daß die Sonne dann während mehrer Monate gar nicht über dem Horizonte sichtbar wird und folglich beständige Nacht herrscht, und ein ganz kurzer Sommer, der, obwol im Vergleich zu dem schrecklichen Winter ziemlich heiß, doch nicht kräftig genug ist, um den Bewohnern jener armen Gegenden mehr als die allerrauhesten Bodenerzeugnisse zu verschaffen. Doch hat jener Sommer den eigenthümlichen Vorzug, daß dann die Sonne gar nicht untergeht, und man folglich einen unendlichen Tag hat.

Marie. Ach, mein Gott, wie traurig muß es doch in solchen Gegenden zu leben sein! Was fangen denn die armen Menschen in solchen endlosen Nächten an?

Fr. K. In denjenigen Gegenden, welche den Polen zunächst liegen, und wo folglich dieser lang dauernde Sommertag und jene grause Winternacht am schärfsten hervortreten, wohnen wol gar keine Menschen, da die strenge Kälte, welche selbst dem Feuer seine Hitze und Wärmkraft rauben soll und gegen die man sich nicht mehr durch menschliche Mittel schützen könnte, jedes Leben ertödtet. In den noch bewohnbaren und folglich nach Gottes Willen bewohnten Gegenden hat seine liebende Allmacht aber auch Fürsorge getroffen, daß die Kälte und Dunkelheit nie unerträglich werden. Da wir früher schon einmal davon gesprochen haben, wirst du mir vielleicht angeben können, Katharina, auf welche Weise dieses geschieht.

Kath. Ich glaube wol zu wissen, was die Nächte etwas erträglicher macht. Aber wie Gott besonders zum leichtern Ertragen der Kälte helfe, darauf kann ich mich nicht besinnen.

Fr. R. So sage nur, was du weißt, das Andere werden wir gemeinschaftlich herausfinden.

Kath. Die Nacht wird erstens in den Polargegenden nie so undurchdringlich dunkel, wie es bei uns bisweilen der Fall ist, weil die ganze Gegend mit einer dichten Decke von blendendem Schnee und Eis überzogen ist, was an und für sich schon heller macht; dann leuchten auch der Mond und die Sterne viel heller und klarer als bei uns und häufig wird die Dunkelheit auch durch Nordlichter unterbrochen.

Marie. Das ist wahr; ich habe schon von Nordlichtern gehört, ich kann mich aber nicht mehr deutlich erinnern, wie dieselben sind.

Fr. R. Es würde mir selbst schwer werden, dir diese nach dem Zeugniß Aller, die sie gesehen, überaus prächtige Naturerscheinung genügend zu beschreiben, da ich nur den ganz schwachen Abganz derselben einmal gesehen habe. Das Nordlicht ist ein leuchtendes Meteor oder eine Lufterscheinung, welche nur in der nördlichen Erdhälfte und zwar um so heller und deutlicher gesehen wird, je näher man dem Nordpole kommt. Was die eigentlichen Ursachen dieser Erscheinung sind, konnte, trotz den vielen darüber angestellten Forschungen, noch nicht genau ermittelt werden. Es besteht in einem hochrothen oder feuerfarbigen Lichte, das den nördlichen Himmel umzieht und aus dem helle und farbige Lichtstreifen in den überraschendsten Abwechselungen gegen den Scheitelpunkt hinströmen. Da diese Erscheinung längere Zeit dauert und sich häufig wiederholt, kann man sie wol als einen Ersatz für das entbehrte Sonnenlicht betrachten, obgleich sie mit demselben nur an Schönheit, nicht aber an segensreichem Einwirken wetteifern kann. Nun wollen wir

auch ganz flüchtig untersuchen, wie der liebe Gott den Polarbewohnern auch die grimmige Kälte minder empfindlich macht. Wie pflegen wir uns gegen die Kälte zu schützen?

Marie. Durch warme Kleidung und erwärmte Wohnungen.

Fr. R. Nun so werden es die Samojeden, Eskimos und andere Bewohner der Polargegenden gerade auch machen?

Kath. Ja; aber sie haben keine Waldungen, wo sie sich ihren Brennbedarf herholen könnten; es fehlen ihnen auch Schafe und Ziegen, aus deren Wolle sie sich warme Kleidungen verfertigen könnten.

Fr. R. Was die Waldungen betrifft, so hast du allerdigs Recht; es gibt in jenen Gegenden nur Zwergbirken und Kiefern, die für eine einigermaßen reichliche Bevölkerung nicht lange ausreichen würden. Indessen wird dieser Mangel, der auch der sehr dünnen Bevölkerung fühlbar werden müßte, einestheils durch Torf und Braunkohlen, anderntheils durch eine Menge Treibholz ersetzt, das, bei Orkanen und Stürmen aus wärmerem Boden gerissen, durch den Willen der göttlichen Vorsehung häufig und in Massen an die Küsten jener armseligen Gegenden hingeschwemmt wird. Was den Mangel an Wolle betrifft, so wird dieser mehr als hinreichend durch ein anderes Kleidungsmittel ersetzt, das in jenen kalten Ländern ungleich nützlicher wird, als wollene Kleidung.

Kath. Ach, das ist wol das Pelzwerk? Wie konnte ich doch das vergessen!

Fr. R. Allerdings; die eigentlichen Pelzthiere bewohnen immer die kältesten Gegenden, und ihre warmen Felle schützen die armen Bewohner am besten vor Kälte. Auch der Schnee selbst, der ihre niedern Wohnungen bedeckt, hilft ihnen dieselbe leichter ertragen. So hat Gott Alles weise eingerichtet und neben jedes scheinbare Uebel sogleich das Mittel gesetzt,

dasselbe zu heben oder wenigstens zu mildern, und es ist meistens nur unsere Schuld, weil wir die dargebotenen Mittel nicht kennen oder nicht zu nützen verstehen, wenn wir von natürlichen Uebeln zu leiden haben. — Wie die kalten Zonen durch die Einrichtung der Natur auf den ersten Blick als verkürzt erscheinen, ebenso werden wir bei oberflächlicher Betrachtung die heiße Zone oder den heißen Erdgürtel als zu sehr bevorzugt ansehen, wenn wir nicht neben dieser üppigen Pracht und Fülle an die nothwendigen Mängel und Uebel denken, die auch hier das Gleichgewicht, das überall in der Natur herrscht, wiederherstellen. In der heißen Zone, zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem des Steinbocks, wo die Sonnenstrahlen fast immer senkrecht auf die Erde fallen und eben deshalb die größere Hitze in den dort befindlichen Ländern erzeugen, gibt es keinen Winter und eigentlich auch keinen Sommer, sondern nur eine trockene und eine nasse Jahreszeit; die erstere entspricht wenigstens in den letztern Monaten ihrer Dauer durch ihre Unfruchtbarkeit, durch das verödete Aussehen, das die Natur durch die ausdorrende Hitze gewinnt, unserm Winter, während die nasse Zeit alle die mannichfaltigen, prächtigen Gewächse der heißen Länder in unglaublich kurzer Zeit entwickelt und blühen macht, daß fast unmittelbar nach ihrem Aufhören die Natur in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit vor dem Menschen erscheint und ihn zu köstlichen Ernten einladet. Unter dem Aequator und in dessen Nähe herrscht ein ewiger Frühling, die Hitze der Tage, die immer nur zwölf Stunden dauern und denen die Dunkelheit plötzlich ohne den Uebergang der lieblichen Dämmerung folgt, wird durch den reichlichen Thau und die Frische der Nächte angenehm gemildert und dieser Himmelsstrich ist deshalb wol der gesegnetste unter allen Da er auch alle Bedürfnisse, ohne menschliche Anstrengung, beinahe von selbst hervorbringt, so können die

dort lebenden Menschen sich auch einer behaglichen Ruhe, und wo sich mit dieser auch ein milder Sinn paart, einer stillen Beschaulichkeit hingeben, die zu jener Weisheit führt, deren Spuren wir schon in der ältesten Zeit, besonders bei den Braminen Indiens, zu bewundern Gelegenheit hatten, von denen ich euch schon so Manches erzählte. In jenen glücklichen Gegenden haben wir auch wol das Paradies, den Wohnplätz unserer ersten Stammeltern zu suchen. Wirst du mir hierfür einige Gründe anzugeben wissen, Marie?

Marie. O gewiß; die ersten Menschen, die noch keine Kleidung und kein Obdach hatten, denen alle die Geschicklichkeiten und Arbeiten fremd waren, durch deren Hülfe wir uns gegen die rauhern Jahreszeiten und gegen Sturm und Wetter zu schützen wissen, mußten in einem Lande wohnen, wo sie von den Jahreszeiten Nichts zu fürchten hatten und wo die milde, warme Luft ihnen den Mangel an Kleidung weniger fühlbar machte, und außerdem, da sie noch nicht graben und pflanzen konnten, aber doch schon Hunger und Durst fühlten, mußten ihnen alle Bedürfnisse von selbst zukommen.

Fr. R. Du hast gut geantwortet, Marie! Nun möchte ich aber auch von Katharina noch einen weitern Grund für meine Behauptung hören.

Kath. Den muß ich Ihnen leider schuldig bleiben, wenn es nicht allenfalls der ist, daß man schließt, das Paradies sei in der Nähe des Aequators und zwar in Indien gewesen, weil aus diesem Lande die erste Gesittung und Civilisation des Menschengeschlechtes hervorgegangen ist.

Fr. R. Du hast dich nicht geirrt; dies ist ein sehr wahrscheinlicher Grund, denn jedenfalls ist die Erde erst nach und nach von den südlichen Gegenden Asiens, namentlich Indiens, bevölkert worden. Es ist indessen der Ort, wo das Paradies eigentlich war, doch nicht mit völ-

liger Bestimmtheit anzugeben, indem hundert Elementarereignisse die Oberfläche der Schöpfung so verwandelt haben, daß auch die beharrlichsten Forscher die Spuren der vorsündflutlichen Länder nicht mehr genau zu finden wissen.

Marie. Sie haben vorhin gesagt, daß die Gegenden in der Nähe des Aequators paradiesisch schön seien. Worin bestehen denn in diesen die Mängel und Uebel, von denen Sie sagten, daß sie das Gleichgewicht in der Natur herstellten, damit kein Land sich einer zu großen Begünstigung vor allen andern zu rühmen habe?

Fr. R. Wir haben schon in frühern Zeiten davon gesprochen, so viel ich mich erinnere; gleichwol will ich dir dieselben wiederholen. Erstlich wird die Hitze in der trockenen Jahreszeit fast unerträglich; sie reizt den Menschen oft bis zur grausamsten Heftigkeit, daß er, den wildesten Raubthieren ähnlich, nur in Blut und Zerstörung eine Art Genugthuung findet, wie wir es bei den wilden Stämmen des innern Afrika, das man eben wegen der grausamen Wildheit seiner Bewohner bis jetzt noch gar nicht zu erforschen im Stande war, besonders deutlich bemerken; oder diese Hitze erschlafft die Kräfte des Menschen ebenso schnell, als sie dieselben entwickelt, was uns die Apathie der meisten Bewohner der heißen Himmelsstriche genügend beweist. In allen ganz heißen Ländern, selbst in denen, wo die früheste Bildung und Civilisation herrschten, haben sich die Menschen nie über einen gewissen Bildungsgrad erhoben, an welchem angekommen sie in apathischer Gleichgültigkeit fort und fort stehen bleiben, wie es uns eben jene Braminen zeigen, die heute noch in ihrer Weisheit, in ihren wissenschaftlichen Kenntnissen, in ihren Kunstwerken nicht weiter gekommen sind, als sie es vor tausenden von Jahren schon gewesen. Außerdem sind auch jene paradiesischen Gegenden oft dem Menschen durch ihre schädliche Luft, die, durch die Hitze er-

zeugt, allerlei gefährliche Krankheiten verursacht, fast noch weniger zugänglich und schädlicher als die kalten Polargegenden. Der heiße Erdgürtel enthält auch die allergefährlichsten, mordlustigsten Raubthiere, gegen deren große Anzahl sich die Bewohner kaum zu schützen wissen, und unter den köstlichen Blumen, die den fruchtbaren Boden übersäen, lauern giftige Schlangen, deren Biß den arglosen Wanderer oft plötzlich tödtet.

Kath. Wenn ich diese großen Nachtheile überlege, die die herrlichen Vorzüge südlicher Gegenden begleiten, werde ich schnell von jeder Sehnsucht nach jenen Paradiesen geheilt, und danke dem lieben Gott herzlich für das Glück in einem Lande der gemäßigten Zone zu leben, wo die Vorzüge und die Mängel weniger auffallend sind und eben deshalb das Leben viel leichter und glücklicher wird.

Fr. R. Ueberall, in jedem Verhältnisse ist das Gemäßigte, der sogenannte Mittelweg der vorzüglichste und geeignetste, um uns zum Glück und Heil zu führen. Wie die Extreme der Kälte und Hitze, müssen wir auch jedes andere Extrem, selbst in Dem, was wir für gut und nützlich halten, vermeiden. Darin besteht die wahre Klugheit und Weisheit.

Marie. Ich wollte Sie schon in der vorigen Stunde fragen, weshalb man den beiden Wendekreisen die Namen des Krebses und des Steinbocks gibt, habe es aber damals vergessen; vorhin nannten Sie dieselben wieder, wodurch ich mich daran erinnerte. Ich bitte Sie, mir es nun zu erklären.

Fr. R. Um dieses zu können, müssen wir wieder auf die Sterne zurückkommen. Wir haben neulich von den verschiedenen Arten der Gestirne, den Fixsternen, Planeten u. s. w. gesprochen. Die meisten Sterne, die wir am Himmel erblicken, sind Fixsterne. Ihre Zahl ist so unendlich und sie

sehen einer dem andern so ähnlich, daß man sie einzeln weder zu nennen noch zu unterscheiden vermöchte. Wenn wir aber den gestirnten Himmel ein wenig aufmerksam betrachten, so sehen wir, daß immer eine größere oder geringere Anzahl von Sternen in einem gewissen Verhältnisse zu einander stehen, daß sie zusammen gesehen verschiedene Figuren am Himmel bilden. Diesen Figuren hat man nun allerlei Namen gegeben, und sie dienen dazu auch die einzelnen Sterne, aus welchen sie gebildet sind, leichter zu erkennen. Mehre unter diesen Figuren oder Sternbildern, wie man sie nennt, habe ich euch schon gezeigt, namentlich den großen Bären, jene schöne Gruppe von sieben Sternen, die wir nördlich von unserm Hause sehen, auch den Jakobsstab, die Leier u. a. m. Von denselben stehen besonders zwölf Sternbilder, die meistens Thiernamen haben, wie: Stier, Widder, Löwe, Krebs, Steinbock u. s. w., und deshalb den Namen Thierkreis (Zodiakus) erhalten, in einem solchen Verhältnisse zur Sonne, daß die Bewohner der Erde, welche letztere, wie wir wissen, sich in einer weiten Bahn um jenes Gestirn herumbewegt, im Verlaufe eines Monates immer ein anderes von diesen Sternbildern hinter der Sonne erblicken. Gegen Ende des December z. B. sehen wir den Steinbock hinter der Sonne, und da zu derselben Zeit die Erde sich wieder mehr gegen Norden neigt, so nennt man jenen Wendepunkt nach dem Sternbilde, in dessen Zeichen die Sonne gerade steht, Wendekreis des Steinbocks; das Nämliche ist mit dem Wendekreise des Krebses der Fall.

Marie. Woher mag es aber kommen, daß man den Sternbildern gerade Thiernamen gab? Sie sehen doch keinen Thieren ähnlich.

Fr. R. Das kommt wol daher, weil die Ersten, welche den Sternbildern Namen gaben, ein einfaches Hirtenvolk waren, die noch so wenige Begriffe hatten, daß sie die

Sterne eben nur nach den ihnen bekannten Gegenständen zu nennen vermochten.

Marie. Wie kamen aber Hirten darauf, sich so mit den Gestirnen zu beschäftigen, und wie heißt dieses Hirtenvolk?

Fr. R. Wie sie darauf kamen? Diese Frage ist nicht sehr schwer zu beantworten; du könntest in der That selbst darauf kommen.

Marie. Das kann ich leider nicht, mein Fräulein!

Kath. Ich glaube, es geschah wol deswegen, weil sie sich viel im Freien auch in der Nacht aufhalten, um ihre Herden zu hüten, und da ihnen die Aufsicht über die schlafenden Thiere keine hinreichende Beschäftigung bot, so unterhielten sie sich damit, den gestirnten Himmel zu betrachten.

Fr. R. Richtig, meine Liebe! Wer einmal den gestirnten Himmel zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht hat, der kehrt immer und gern wieder zu diesem Studium zurück, dessen Interesse durch die fortwährenden Veränderungen am Sternenhimmel noch ungemein erhöht wird. Obgleich die Fixsterne sich nicht fortbewegen und ihre verhältnißmäßige Stellung zu einander nicht verlieren, so sehen wir, indem wir einen so weiten Kreis am Himmel beschreiben, sie immer zu andern Zeiten und in andern Richtungen. Ein Sternbild, das wir heute z. B. um 8 Uhr aufgehen sehen, erblicken wir in einer andern Nacht erst um 10 Uhr, und zuweilen sehen wir es gar nicht. Diese Bemerkungen machten jene Hirtenvölker schon sehr frühe, und dies reizte sie, immer aufmerksamere Forschungen darüber anzustellen, wodurch sie den Grund zu der schönen Wissenschaft der Astronomie legten. Weißt du, Katharina, wie jenes alte Hirtenvolk heißt, das zuerst die Sternkunde betrieb?

Kath. Wenn ich nicht irre, nannten Sie die Chaldäer, ein Volk, das in den westlichen Gebirgen Asiens wohnte, später aber Babylonien eroberte, als die ersten Astronomen oder Sternkundigen.

Fr. K. Richtig; von denselben ging auch zugleich jenes andere Studium, das wir Astrologie oder Sterndeuterei nennen, aus, von dem wir neulich gesagt haben, daß auch große und in andern Beziehungen geistreiche Menschen einen festen Glauben daran hatten. Doch nun genug von den Sternen. — Nachdem wir ganz flüchtig durchgegangen haben, was für ein Körper die Erde sei und welche Form sie habe, wollen wir auch die Oberfläche derselben ein wenig genauer betrachten. Dieselbe ist nicht allenthalben gleich und einförmig; sie besteht auch aus verschiedenen Theilen.

Kath. Ja, aus festem Lande oder Erde und aus Wasser; und zwar nimmt das letztere den bei weitem größern Theil, fast zwei Drittheile der ganzen Erdoberfläche ein.

Fr. K. Das feste Land, das den dritten Theil der Erdoberfläche einnimmt, ist wol ganz zusammenhängend und verbunden?

Kath. Nein; es besteht aus drei großen Ländermassen oder Continenten, die von einander durch die Weltmeere getrennt sind, und aus einer Menge von kleinern Ländertheilen, die in den Meeren umher zerstreut liegen und die man Inseln nennt.

Fr. K. Du hast gesagt, daß es drei Continente gibt. Weißt du, wie sie heißen?

Kath. Gewiß, mein Fräulein. Erstens das alte Festland oder die alte Welt, welche aus drei Erdtheilen, Europa, Asien und Afrika besteht, die alle drei mit einander verbunden sind, und zwar hängt Europa mit Asien an seiner ganzen östlichen Grenze zusammen; Afrika hingegen ist nur

durch eine schmale Landenge an seinem nordöstlichsten Theile mit Asien verbunden. Der zweite Continent ist der amerikanische, welcher nur Amerika in sich begreift, und der dritte ist der australische, welcher aus Neuholland besteht.

Fr. R. Katharina nannte den ersten der drei Continente die alte Welt. Woher mag wol diese Benennung kommen? War dieser Theil der Erde vielleicht früher vorhanden?

Marie. Nein, das war er nicht; nur früher bekannt waren die drei zusammenhängenden Welttheile. Wie Sie uns in der Geschichtsstunde lehrten, waren die Menschen schon in den frühesten Zeiten von Asien nach Europa und Afrika gekommen, hatten diese Erdtheile bevölkert und waren immer im Verkehr mit einander geblieben.

Fr. R. Den Gegensatz zu dem Namen „alte Welt" bietet der „neue Welt", welchen man zuweilen den beiden andern gibt. Wirst du mir sagen können, Marie, zu welcher Zeit diese entdeckt wurden und wem wir diese Entdeckung zu verdanken haben?

Marie. Wie sollte ich nicht wenigstens den Namen des einen Entdeckers von Amerika wissen, der ja selbst den unwissendsten Personen bekannt ist. Amerika wurde im Jahre 1492 von Christoph Columbus, einem Genuesen, der aber in spanischen Diensten stand, entdeckt. Wenn Sie mir erlauben, will ich Ihnen die ganze Geschichte dieser Entdeckung erzählen.

Fr. R. Das würde uns wol zu viel Zeit kosten und ist überdies überflüssig, da ich wol weiß, daß keines der wichtigen Ereignisse dieser Entdeckungsreise euch Beiden fremd ist; nur möchte ich von dir erfahren, warum Columbus durch diese Entdeckung so sehr berühmt wurde. War sie so schwierig oder so wichtig, daß sie ihm einen solchen Namen erwarb?

Marie. Ich glaube, sie war ebenso wichtig als schwierig. Man hatte damals noch nicht bestimmt gewußt, daß die Erde eine kugelförmige Gestalt habe, und daß man folglich rings um dieselbe herumkommen könne. Die unwissenden Leute fürchteten, daß man irgendwo an das Ende der Welt kommen müsse; zudem bildeten sie sich auch ein, daß der atlantische Ocean, den sie nur an der Küste hin zu befahren wagten, von schrecklichen Ungeheuern wimmle, welche jeden unklugen Seefahrer, der sich auf dieses Meer wagen würde, verschlängen. So hatte Columbus schon mit einer Menge von Vorurtheilen zu kämpfen, um nur Schiffe und Mannschaft zu seiner abenteuerlichen Reise zu bekommen, mit denen er das Land auffinden wollte, von dessen Dasein er in seinem Innern überzeugt war, obgleich er durchaus keine bestimmte Kenntniß davon hatte, und also nicht einmal genau wußte, wohin er eigentlich steuern solle und wie lange die Reise dauern könne, und von dessen Entdeckung er sich doch so viele Vortheile versprach.

Fr. R. Sonach hat Columbus gewußt, daß er jenseits des atlantischen Oceans noch diesen Erdtheil finden würde?

Marie. Ich glaube es wenigstens.

Kath. Du irrst, liebe Marie! Columbus dachte eigentlich nicht ein neues Land zu entdecken, sondern er glaubte nur, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Erde rund sei und man sie folglich umschiffen könne, jenseits des Weltmeeres an die östliche Küste von Indien zu kommen, weil man dieses Land für ungemein groß hielt und noch keinen rechten Begriff von dem großen Umfange der Erde hatte.

Fr. R. Katharina hat Recht. Columbus dachte nicht entfernt daran, daß er und seine Zeitgenossen noch nicht einmal die Hälfte des Umfanges der Erde kannten, und daß außer dem ungeheuren atlantischen Ocean noch ein ganzer

Erdtheil und ein viel größeres Weltmeer Europa gegen Westen von dem gepriesenen Indien trennte. Deshalb nannte er auch die zuerst entdeckten Länder Westindien, indem er sich wirklich einbildete einen Theil Indiens gefunden zu haben. Nach Indien ging aber damals das Streben aller Seefahrer Europas, weil dieses Land als das reichste der Erde bekannt war, aus dem alle köstlichen Naturerzeugnisse der heißen Länder vorzüglich nach Europa gebracht wurden. Nun sage mir aber, von welcher Wichtigkeit die Entdeckung eines andern Welttheiles wurde, da, wie du sagtest, Columbus ebenso der Wichtigkeit als der Schwierigkeit seiner Entdeckung seinen großen Ruhm verdankte?

Marie. Die Entdeckung von Amerika ist uns dadurch sehr wichtig, weil wir eine Menge von Erzeugnissen, die man früher nicht kannte, aus diesem reichen Lande erhalten hat, wodurch der Handel, die Gewerbe und selbst die Erhaltung der Menschen sehr erleichtert wurden.

Fr. R. Gut; nenne mir einige wenige von diesen wichtigen Erzeugnissen, die wir Amerika zu verdanken haben.

Marie. Den Tabak, die Chocolade, die Chinarinde, die Kartoffel u. s. w.

Fr. R. Den Tabak und die Chocolade hätten wir, ohne an unserer Glückseligkeit zu verlieren, allenfalls entbehren können, wie sie unsere Vorfahren entbehrten, aber die Chinarinde und die Kartoffel sind allerdings große Wohlthaten, die wir von Amerika empfangen haben. Weißt du auch, warum ich diese beiden Producte als Wohlthaten anerkenne?

Marie. Ja wol. Die China- oder Fieberrinde ist das beste und wirksamste Mittel gegen das Fieber, an welchem vor der Entdeckung von Amerika viel mehr Menschen starben. Die Kartoffel ist aber eines der wichtigsten Nahrungsmittel, besonders der ärmern Klassen in Europa ge-

worden, und seit ihrer Einführung haben die Menschen weit weniger von Hungersnoth zu leiden gehabt.

Fr. K. Außer diesen und einer Menge anderer Erzeugnisse, womit uns noch immer Amerika versieht, und die hauptsächlich in Zucker, Kaffee, Baumwolle, Färbhölzern u. s. w. bestehen, hatte die Entdeckung keine andern wichtigen Folgen für Europa? Was meinst du, Katharina?

Kath. Ich glaube wol; erstlich kam durch dieses Ereigniß ein sehr bedeutender Reichthum nach Europa, indem besonders die Spanier ungeheure Schätze an Gold, Silber und Juwelen aus ihren eroberten Provinzen in die Heimat zurückbrachten, was auf den Handel, die Gewerbe und dadurch auf den Fortschritt der Cultur wesentlichen Einfluß hatte. Dann ist auch Amerika so ungeheuer groß und so wenig bevölkert, daß aus Europa immer die überzählige Bevölkerung dahin auswandern kann, wodurch bei uns das Elend der Uebervölkerung gemindert wird und sich auch in andern Ländern europäische Sitten und Civilisation ausbreiten konnten.

Fr. K. Du hast in der That die zwei wichtigsten Folgen der Entdeckung der neuen Welt, wenn auch nur ganz leicht hin berührt. Nicht nur Handel und Gewerbe und Cultur haben durch die Auffindung Amerikas und dessen Reichthümer gewonnen, sondern die ganze menschliche Gesellschaft hat dadurch einen solchen Aufschwung erlangt, daß man dieses Ereigniß als eine der großen Aeren oder Epochen betrachtet, nach denen wir unsere Zeit eintheilen. Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, ja selbst das gesellige, sittliche und religiöse Treiben und Walten der Völker sind dadurch ganz verändert und gehoben worden. Der Ideenkreis erweiterte sich, man gewann ganz neue Anschauungen und Bilder, man lernte die Allmacht und Weisheit des Schöpfers in tausend neuen Werken, in einer ganz

andern herrlichen Natur kennen und bewundern. Der Handel, der immer der Träger der Bildung und des Fortschrittes ist, gewann eine ungeheure Ausdehnung durch die mannichfaltigen Erzeugnisse dieses unendlich reichen Welttheiles.

Von besonders segensreicher Wirkung war aber auch die Auswanderung, deren du ebenfalls gedachtest. Zu der Zeit, wo politischer und religiöser Zwang jede freiere Regung, jeden Drang nach Freiheit und Fortschritt zu unterdrücken suchten, fanden Tausende von heimatlosen Unglücklichen, die ihrer Ueberzeugung wegen in der alten Welt geächtet und verfolgt wurden, ein friedliches Asyl in der neuen Welt, wo sie ganz nach ihren Ansichten leben konnten, und wenn sie nur sonst gute Menschen waren, Achtung und Liebe in ihrer Umgebung genossen. Leider haben diese Einwanderer, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, diese Wohlthat durch die Unterdrückung der dort gefundenen Ureinwohner schlecht vergolten. Von unserer langen Abschweifung wollen wir nun aber auf unsere erste Frage zurückkommen. Ist Australien auch zu gleicher Zeit mit Amerika entdeckt worden und wer war sein Entdecker?

Kath. Australien wurde nicht, wie der größte Theil von Amerika fast zu gleicher Zeit entdeckt und bekannt. Es hat sehr lange gedauert, bis man diesen fünften Welttheil wirklich gefunden hat. Der größte Theil desselben wurde erst im vorigen Jahrhundert bekannt, obgleich schon bald nach der Entdeckung Amerikas Magellan, ein portugiesischer Seefahrer, einige Inseln von Australien fand, als er seine erste Reise um die Welt machte. Außer diesem haben zu verschiedenen Zeiten und oft nach langen Zwischenräumen verschiedene Seefahrer, namentlich Holländer, Engländer und Franzosen im großen Ocean Entdeckungen der australischen Inseln gemacht. Einer der berühmtesten Seefahrer in diesen Him-

melsstrichen ist der Engländer Cook, der drei Reisen um die Welt unternommen, auf welchen er viele Inseln fand, aber leider endlich auf einer derselben sein Leben verlor.

Marie. War das nicht auf den Sandwichsinseln, wo Cook anfänglich so freundlich aufgenommen worden war, und von deren Bewohnern Sie uns so manches Gute erzählten?

Fr. K. Allerdings; die Europäer, die sich, wenn sie zuerst in fremde Weltgegenden kamen, selten ganz auf eine ihrer höhern sittlichen Bildungsstufe angemessene Weise betrugen, hatten die Gastfreundschaft dieser Naturkinder wahrscheinlich misbraucht, wodurch die rohe Natur derselben die Oberhand über ihre Verehrung vor den Weißen gewann, und ein Kampf entstand, in dem leider der edle Führer, der ihn vermitteln wollte, seinen Untergang finden mußte. — Ist Australien für uns auch von solcher Bedeutung wie Amerika?

Kath. Bis jetzt noch nicht. Nur die Engländer haben bedeutendere Colonien dort, aber so viel ich weiß, ziehen sie keinen sehr beträchtlichen Nutzen von denselben.

Fr. K. Was mag wol daran Schuld sein?

Kath. Ich glaube, daß Australien, oder das Festland Neuholland, so viel davon bis jetzt bekannt ist, nicht so fruchtbar ist und nicht so kostbare Erzeugnisse hervorbringt als Amerika, und dann ist es auch so entfernt von Europa, daß der Verkehr nie so bedeutend werden kann.

Fr. K. Die Colonien, welche die Engländer dort haben, waren besonders anfangs meist Strafcolonien, das heißt solche, wohin sie die Verbrecher brachten, die sie, statt sie in Zuchthäusern in ihrem eigenen Lande aufzubewahren, dazu verwendeten, jene Gegenden urbar zu machen. Sie hatten dabei neben dem zu hoffenden Nutzen auch den menschenfreundlichen Gedanken, nicht nur begangene Verbrechen zu

bestrafen, sondern wo möglich die Verbrecher wieder zu bessern und zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, indem sie ganz richtig urtheilten, daß dieses weit leichter geschehen könne, wenn sich die Unglücklichen mit dem Ackerbau in der freien Natur, so zu sagen, unter den Augen des Allmächtigen beschäftigten, als wenn sie in dumpfen Gefängnissen, immer in schlechter Gesellschaft, ihre Geist und Körper schwächenden Arbeiten verrichteten. Die englische Regierung hat auch die Genugthuung, daß eine Menge Menschen in diesem entfernten Welttheile der menschlichen Gesellschaft und ihrer eigenen höhern Bestimmung wiedergewonnen wurden. Die Entdeckung Australiens wird auch erst mit der Zukunft bedeutsamer werden, wenn es erst in allen seinen Theilen bekannter sein wird; bis jetzt wissen wir noch viel zu wenig davon. Das Festland Neuholland, welches nach allen Berechnungen der Gelehrten nicht viel kleiner ist als Europa, wurde zwar ganz umschifft, aber noch Niemand ist bis in das Innere desselben eingedrungen. Kaum 20—30 Meilen von der Küste landeinwärts haben sich die Forscher gewagt; wie viel kann ein so ungeheures Land an uns unbekannten Schätzen bergen, wie wichtig kann es noch werden, besonders für größere Auswanderungen, wenn einmal Amerika nicht mehr Allen, die dahin noch immer strömen, Raum und reichlichen Unterhalt bieten kann, da seine eigene Bevölkerung von Jahr zu Jahr steigt und sich ausbreitet. — Ihr habt mir gesagt, daß, außer den drei Continenten, die Erde oder das Land sich noch in kleinern auf den Meeren umhergestreuten Ländermassen, die ihr Inseln nanntet, finde. Wo sind die größten dieser Inseln und wie heißen sie?

Kath. Die größten Inseln sind südlich von Asien und heißen die großen Sunda-Inseln, zu welchen Borneo, Sumatra, Java und Celebes gehören. Im östlichen Afrika ist

ebenfalls eine sehr große Insel: Madagaskar. In Europa sind die bedeutendsten: die britischen Inseln, Island, Sicilien, Sardinien u. s. w. Zu Amerika gehören die sogenannten großen Antillen im atlantischen Ocean zwischen Nord- und Südamerika: Cuba, Jamaika, Haiti oder San-Domingo und Portorico. In Australien sind die größten Inseln Neuseeland, Vandiemensland, Neuguinea u. s. w.

Fr. K. Du hast mir eine Menge Inseln genannt, von welchen allen wir zu seiner Zeit mehr zu sagen haben werden, für jetzt müssen wir uns aber mit deren Namen begnügen, da wir uns erst noch im Allgemeinen ein wenig auf der Oberfläche unserer Erde umsehen wollen. Welche Gestalt haben denn die Continente und Inseln, Marie?

Marie. Das kann ich Ihnen unmöglich angeben, denn sie sind von den verschiedensten, unregelmäßigsten Gestalten.

Fr. K. Wodurch entstehen denn aber vorzugsweise solche Unregelmäßigkeiten?

Marie. Ich glaube durch das sie umgebende Meer, das zuweilen tiefe Einschnitte hineinmacht und die Länder oft ganz oder zum Theil von einander trennt.

Fr. K. Wenn das Meer einen Theil des Landes so umspült, daß dasselbe nur an einer Seite mit dem Festlande zusammenhängt, wie nennt man das?

Kath. Eine Halbinsel.

Fr. K. Nenne mir einige solcher Halbinseln.

Kath. Die größten sind wol Afrika und Südamerika, welche beide nur durch ganz schmale Landstrecken, die man eben, weil sie durch die auf beiden Seiten andrängenden Meere wie eingeengt erscheinen, Landengen oder Isthmus nennt, mit dem benachbarten Festlande zusammenhängen. Außer diesen ganz großen finden wir auch in Europa viele große und kleinere Halbinseln. Spanien und Portugal zusammen nennt man die pyrenäische, Schweden und Norwe-

gen die skandinavische Halbinsel; Italien und Griechenland oder eigentlich dessen südliche Hälfte Morea, bei den Alten Peloponnes genannt, sind ebenfalls Halbinseln.

Fr. R. Ein ganz schmales Stück Land, das weit ins Meer hineinreicht, wird gewöhnlich nicht Halbinsel genannt, sondern es erhält von den Geographen eine andere Benennung. Weißt du sie zu nennen, Marie?

Marie. O ja, ich glaube man nennt es eine Landzunge.

Fr. R. Richtig. Welchen Namen geben wir aber einem in das Meer hineinreichenden Stücke Landes, das sich bedeutend über die Meeresfläche erhebt und gebirgig, oder vielmehr ein Ausläufer der Gebirge des Inlandes ist?

Marie. Vorgebirge oder Cap.

Fr. R. Ich habe euch, so viel ich mich erinnere, die bedeutendsten Vorgebirge, die sich auf unserer Erde finden, genannt. Welche von euch kann mir einige derselben angeben?

Marie. Ich, mein Fräulein! In Europa sind deren mehre; das nördlichste ist das zu Norwegen gehörige Nordcap im Eismeere. Im Westen in den atlantischen Ocean reichen in England Landsend und Lizard, dann in Spanien und Portugal Cap Finisterre und Cap Vincent; im Süden von Griechenland ist das bekannte Cap Matapan.

Fr. R. Das hast du recht gut gemerkt. Da wir jetzt aber nicht alle Vorgebirge aufzählen können, so nenne mir nur noch ein paar außereuropäische, die besonders wichtig sind.

Marie. Im Süden von Afrika ist das Vorgebirge der guten Hoffnung und im Süden von Amerika ist das Cap Horn.

Fr. R. Kannst du mir auch angeben, welcher Ursache das Vorgebirge der guten Hoffnung seinen schönen Namen verdankt?

Marie. Nein, das weiß ich nicht mehr.

Fr. R. Und du, Katharina?

Kath. Ich glaube Bartholomäus Diaz, der es zuerst entdeckte, hat es so benannt, weil sich ihm, als er es umschifft hatte, die bisher nur gehegte Vermuthung bestätigte, daß man um Afrika herum nach Indien gelangen könne.

Fr. R. Das ist nicht ganz so, wie du sagst. Bartholomäus Diaz hatte diesem Vorgebirge einen weit weniger schönen Namen ertheilt; er nannte es das Vorgebirge der Angst, weil er dort solche Stürme erlebte, daß er sich zum Umkehren gezwungen sah. Sein König, Johann der Zweite von Portugal, gab ihm, durch jene gewonnene Ueberzeugung erfreut, den schönern Namen; und statt des Diaz, der das Ziel der Reise, Indien, nicht erreichte, gelangte bald darauf Vasco de Gama, ebenfalls ein portugiesischer Seefahrer, dorthin. Zu Ende des 15. Jahrhunderts waren überhaupt die Portugiesen die ausgezeichnetsten Seeleute und ihnen verdanken wir eine Menge der merkwürdigsten Entdeckungen, auch außer dem Seewege nach Indien. Viele Inseln des atlantischen Oceans wurden von ihnen gefunden und colonisirt, und wenn sie gleich den Spaniern zum größten Theile den Nutzen und den Ruhm der Entdeckung Amerikas überlassen mußten, so hat doch auch ein Portugiese, Magellan, von dem wir früher bei der Entdeckung von Australien sprachen, erst die ungeheure Ausdehnung dieses Welttheiles gegen Süden durch seine Umschiffung der südlichsten Spitze, des Cap Horn, bekannt gemacht. Dieses Cap ist deswegen besonders merkwürdig, weil es bis jetzt derjenige Punkt unserer bekannten Erde ist, der bis in das südliche Eismeer hineinreicht und folglich ebenso kalt ist, als die bereits bekannten nördlichen Polargegenden. Hiermit wollen wir für heute die Geographiestunde beschließen, da ich deine Geduld, meine gute Marie, nicht noch auf weitere Proben stellen will. Du hast deine Aufmerksamkeit, trotz

der verführerischen Gedanken an die Reise, gehörig im Zaume gehalten und es ist nicht mehr als billig, daß ich sie jetzt frei gebe. So gehe denn und bereite noch, was dir zu unserm Ausfluge nöthig scheint, denn gleich nach Tische ist der Wagen bestellt.

Marie. O, jetzt darf ich mich ganz der Freude hingeben; wie glücklich und vergnügt werden wir sein!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verbesserungen.

S. 3	Z. 8	v. o.	lies	gewohnte statt angewohnte
„ 6	„ 1	v. u.	„	erklären st. erklärrn
„ 14	„ 4	v. u.	„	beeifern st. beeifren
„ 17	„ 8	v. o.	„	wie st. wir
„ 23	„ 7	v. o.	„	wie es in der Schrift heißt st. wie es heißt
„ 23	„ 10	v. o.	„	von st. mit
„ 56	„ 6	v. o.	„	seien st. sei
„ 72	„ 5	v. u.	„	eines st. einer
„ 76	„ 8	v. u.	„	Bläſſe st. Blöße
„ 103	„ 1	v. u.	„	lauen st. blauen
„ 109	„ 3	v. u.	„	Wurzel, Stamm, Rinde st. Wurzeln, Stämme, Rinden
„ 128	„ 8	v. o.	„	zu dem Tische, an dem Kunigunde st. zu dem Tische, Kunigunde
„ 136	„ 4	v. o.	„	wiederhallte st. wiederholte sich
„ 142	„ 9	v. u.	„	Theater st. Thater
„ 183	„ 12	v. u.	„	so st. sehr
„ 184	„ 12	v. o.	„	freundlich st. friedlich
„ 189	„ 2	v. u.	„	Gresap st. Gresop
„ 189	„ 9	v. u.	„	Kayugas st. Kayugos
„ 190	„ 4	v. u.	„	so wenig st. wenig
„ 195	„ 13	v. u.	„	Adala st. Adele
„ 249	„ 13	v. o.	„	erheischte st. erheischten
„ 261	„ 4	v. o.	„	schaffen sie st. schafft er
„ 277	„ 7	v. o.	„	Knaben st. Kranken
„ 305	„ 3	v. u.	„	unsern st. unserer
„ 371	„ 6	v. o.	„	lauten st. bunten
„ 374	„ 6	v. o.	„	viel st. gut
„ 391	„ 2	v. o.	„	Erde st. Schöpfung

Erziehung (weibl.